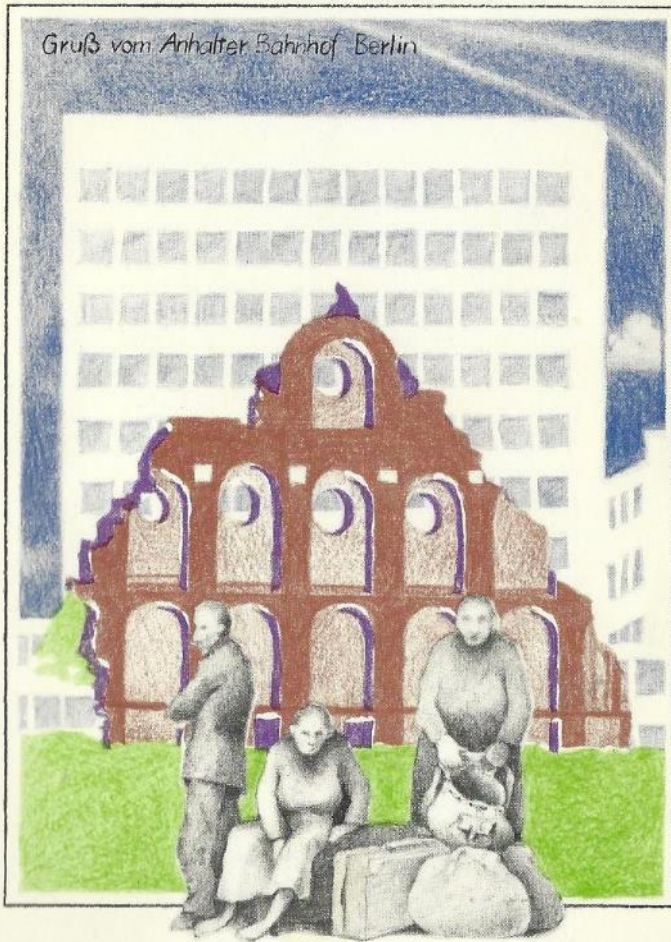


Jochen Köhler

Klettern in der Großstadt

Volkstümliche Geschichten
vom Überleben in Berlin 1933-1945



Tabuisierung ihrer Geschichte durch die sogenannte „Entnazifizierung“ hatte die Alten reihenweise verstummen lassen. Kollektiv „entnazifiziert“ galten sie als kollektivschuldige. Ich distanzieren mich von Kollektivschuldthesen. Das haben uns doch nur diejenigen gesäuselt, die zwar entschieden zu spät, aber gerade zeitig genug sich auf die Seite der Siegermächte schlugen, um heute als „Landesvater“ oder „Sachverständiger“ im öffentlichen Leben zeitlos zu erscheinen. Neben den unsterblichen Vorbildern des historischen antifaschistischen Kampfes muß man die Geschichte der erinnerungsfähigen aber stummen Überlebenden hören lernen, die als historische Nullen nie mitgezählt werden. Statt ihnen gegenüber wie Siegermächte aufzutreten, sollten wir endlich fraternisieren, uns gemeinsam betroffen machen, „ihre Wahrheit“ und ihre Antworten einbeziehen. Nur so werden wir gemeinsam – und erfolgreich – für „Nie wieder Faschismus“ einstehen können.

„ . . . nun freue ich mich auf das Erscheinen dieses Buches. Weil ich meine, daß es für viele Menschen einen hohen Gebrauchswert haben könnte. Für Linke, für Rechte. Für alte Nazis, für neue Demokraten und für Antifaschisten – für alle, die nicht das Geschichtsbewußtsein von Eintagsfliegen haben.“

Aus dem Vorwort von Wolf Biermann



Das Arsenal

Das Leben unter der Naziherrschaft ist dem Gespräch, der Aufarbeitung bis heute kaum zugänglich: den einen verschlägt das Gefühl der Mitschuld, den anderen das erlebte Leiden die Sprache.

Jochen Köhler, ein vom Berufsverbot getroffener Berliner Lehrer, hat es zuwege gebracht, 19 Überlebende, Arbeiter, Ärzte und kleine Angestellte, Juden und Nichtjuden, mehr Frauen als Männer zum Sprechen zu bringen. Sie berichten von ihren Versuchen, halbwegs anständig zu überleben, von ihren Verstrickungen, ihrem unbeschreiblichen Leiden: so verschieden die Lebensläufe und Überlebensversuche sind, um durchzukommen, hat jeder ein Stück Widerstand zuwege gebracht.

In Zwischennotizen gibt der Autor Auskunft, wie sich seine Einstellung, seine Fragehaltung während der Gespräche geändert hat: die schematische Unterscheidung zwischen denen, die sich angepaßt haben und denen, die widerstanden haben, ist ihm zunehmend fragwürdig geworden. Er, der Jüngere, 1944 geboren, hat während der Gespräche gelernt, nicht Bestätigung für bereits Gewußtes zu suchen, sondern Interesse aus persönlichem Leben der Älteren zu entwickeln. Und er hat schließlich die Berichte seiner Gesprächspartner so präsentiert, daß fertige Antworten schwerer fallen.

Ein ungemein eindringliches Buch, das mehr Aufschlüsse und Betroffenheit über den „Alltag unterm Hakenkreuz“ vermittelt als alle mir bekannte wissenschaftliche Literatur.

Manfred Liebel in »berliner lehrerzeitung« (GEW Berlin).

Dann habe ich mich festgelesen. Endlich einmal Berichte aus den Jahren 1933–45, die nichts verklären, nichts beschönigen, nichts heroisieren, die nur den Alltag wiedergeben. Es sind keine literarischen Texte, sondern mündliche Erzählungen, basierend auf Interviews, die Jochen Köhler in Berlin geführt hat.

Man kann das Buch chronologisch lesen, dann erlebt man Stück für Stück noch einmal die wichtigsten Stationen des „Dritten Reiches“, gesehen mit den Augen kleiner Leute. Man kann sich aber auch an den einzelnen Namen entlang lesen, dann bekommt man zwar keine vollständigen Biographien, aber doch die Abrisse von Lebensläufen, wie sie – bei aller individuellen Färbung – für jene Jahre typisch waren.

Wilhelm Roth im »Spandauer Volksblatt«.

„Und nun?“ heißt das letzte Kapitel. Die große Freude über die Befreiung bleibt aus. Das Buch zeigt so viel von der weitergehenden Anstrengung des Lebens, vom Prozeß des Alterns, der Abarbeitung bis zur Rente, von der Wiederherstellung und dem weiteren Scheitern von Familien, daß uns in den Kämpfern von damals zugleich die altgewordenen Zeugen von heute ansehen. Diese „Volkstümlichen Geschichten“ wollen nicht nur gelesen werden. Die Leute, von denen hier einige reden, leben um uns herum, auch in unseren Familien. Die hier angefangenen Gespräche sind zur Fortsetzung da. Die Erinnerungsarbeit, die Trauerarbeit, die Provokation und Befragung sollte weitergeführt werden. Das Buch weckt neue Hoffnung, daß die hier gegebenen Antworten längst nicht alle Antworten sind.

Gerhard Bauer in der »TAZ«.

Ein Geschichtsbuch für sich, uns und Jüngere und für unsere Eltern. Ein Buch zum Thema gewöhnlicher Faschismus, in dem er auf die gewöhnlichste und gleichzeitig außergewöhnlichste Weise zu Werk geht.

Ich hoffe, daß sich das Erscheinen dieses Buches herumspricht, vor allem auch bei Lehrern und Sozialarbeitern/pädagogen, die es gut gebrauchen können. Und – unseren Eltern können wir es geben, wenn wir immer noch nicht gelernt haben, uns mit ihren halbherzigen Handlungen und Erfahrungen lehnend auseinanderzusetzen.

Zudem: Die Weise, in der Jochen K. die Gespräche montiert hat, ist für alle, die sich mit dieser Methode beschäftigen, als Lehrbeispiel zu empfehlen.

Manuela du Bois-Reymond in »spät. estraz«.

Der Autor **Jochen Köhler**, geboren 1944; aufgewachsen in Aischl-Hassen. Lebt in Berlin. 1972 bis 1977 Hauptschullehrer im Berliner Arbeiterviertel Kreuzberg.

Im Zusammenhang mit Schülerdemonstrationen und gewerkschaftlichen Protesten kritisiert er öffentlich die politische Entlassung einer Lehrerin ... und versteht damit gegen die „Mäßigungspflicht“ des Beamten. Die vorgesetzte Behörde strengt ein Berufsverbotsverfahren an ...

Tabuisierung ihrer Geschichte durch die sogenannte „Entnazifizierung“ hatte die Alten reihenweise verstummen lassen. Kollektiv „entnazifiziert“ galten sie als kollektivschuldlos. Ich distanziere mich von Kollektivschuldthesen. Das haben uns doch nur diejenigen gesäuselt, die zwar entschieden zu spät, aber gerade zeitig genug sich auf die Seite der Siegermächte schlugen, um heute als „Landesvater“ oder „Sachverständiger“ im öffentlichen Leben zeitlos zu erscheinen. Neben den unsterblichen Vorbildern des historischen antifaschistischen Kampfes muß man die Geschichte der erinnerungsfähigen aber stummen Überlebenden hören lernen, die als historische Nullen nie mitgezählt werden. Statt ihnen gegenüber wie Siegermächte aufzutreten, sollten wir endlich fraternisieren, uns gemeinsam betroffen machen, „ihre Wahrheit“ und ihre Antworten einbeziehen. Nur so werden wir gemeinsam – und erfolgreich – für „Nie wieder Faschismus“ eintreten können.

... nun freue ich mich auf das Erscheinen dieses Buches. Weil ich meine, daß es für viele Menschen einen hohen Gebrauchswert haben könnte. Für Linke, für Rechte. Für alte Nazis, für neue Demokraten und für Antifaschisten – für alle, die nicht das Geschichtsbewußtsein von Eintagsfliegen haben.“

Aus dem Vorwort von Wolf Biermann





©alle Rechte bei Das Arsenal, Berlin 1979
2., durchgesehene Auflage 1981

ISBN 3-921810-24-8

Umschlaggrafik: Ellen Schultze-Keusen

Satz: Gollmer GmbH, 1000 Berlin 65
Druck: Oktoberdruck, 1000 Berlin 36

Das Arsenal. Verlag für Kultur und Politik GmbH
Taurogener Strasse 6, D-1000 Berlin 10

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Ein Vorwort von Wolf Biermann

Lieber Jochen Köhler!

Einen Teil Deines Manuskriptes habe ich gelesen, und nun freue ich mich auf das Erscheinen dieses Buches. Weil ich meine, dass es für viele Menschen hier einen hohen Gebrauchswert haben könnte. Für Linke, für Rechte. Für alte Nazis, für neue Demokraten und für Antifaschisten -für alle, die nicht das Geschichtsbewusstsein von Eintagsfliegen haben.

Etliche Leute, wirkliche oder vermeintliche Faschisten, wirkliche oder vermeintliche Antifaschisten, haben oft ein ideologisches, ein nicht genügend konkretes Verhältnis der Zustimmung oder der Ablehnung zum Faschismus, ein Verhältnis der verklärenden Nostalgie oder der verklärenden Empörung. Die Texte dieses Buches aber erklären. Sie machen klar, dass und wie gerade die raffiniert kleinen Veränderungen die grossen, die monströs erschreckenden Formen der Barbarei vorbereiten und ankündigen. Diese Texte schärfen den Blick für die Veränderungen zum Schlechten im Bereich des alltäglichen Lebens, sie zeigen, dass die Gaskammern von Auschwitz nichts waren als die logische Konsequenz des Judensterns. Und es wird sichtbar, was vielleicht noch interessanter ist, dass selbst der Judenstern nicht der Anfang des Übels war, sondern, wie einer der Befragten sagt, bereits ein Höhepunkt vorangegangener Verfolgung.

Die kleinen Schritte in die Katastrophe sind schon die Katastrophe! Und jene radikal-demokratische Minderheit, die heute in der Bundesrepublik so übertrieben laut schreit, wenn hier demokratische Rechte verletzt und systematisch abgebaut werden, sie schreit eben ganz und gar angemessen übertrieben laut, oder wie es im Lied heisst:

«Der eine schweigt und der andere schreit!
Wenn solche wie du entschieden zu kurz gehn,
Dann gehn eben andre ein bisschen zu weit!»

Ja, ich kann gar nicht genug empfindlich reagieren, wenn einer den Schleifstein montiert, mit dem ein anderer das Messer schleift, das ein anderer einem anderen in die Hand drückt, damit er mir damit an die Gurgel geht! Und wenn es erst mal so weit kommen konnte, dass ein ganzes Volk zum Schlächter gemacht ward und am Ende auch noch das Schlachtvieh wurde, dann helfen Zivilcourage oder sogar Heldenmut Einzelner nur Einzelnen, aber dem Ganzen kaum.

Gott und die Kleinbürger sind immer auf Seiten der stärkeren Bataillone. Freilich dämpfte es die besoffene Begeisterung vieler Deutscher für Hitlers Herrschaft, als das «Kriegsglück» seit Stalingrad vorbei war. Aber aus eigener Kraft hätten die Deutschen sich nicht aus dem Sumpf ziehen können, in den sie halb fröhlichfeige hineinmarschiert sind und halb sich haben hineintreiben lassen. Deswegen scheint mir ein Vorzug dieses Buches auch zu sein, dass es nicht die Überbetonung oder Unterbetonung des damaligen antifaschistischen Kampfes in Deutschland mitmacht. In der DDR wurde ja unter Ulbricht dieser Kampf heruntergespielt, man war misstrauisch gegen alle Antifaschisten, die in Deutschland geblieben waren, statt, wie Ulbricht, im Moskauer Hotel «Lux» den doppelten Preis zu zahlen fürs Überleben im Exil. Seit Honecker an der Macht ist, der in derselben Zeit im Zuchthaus Brandenburg gesessen hatte, floriert in der DDR die umgekehrte Geschichtsklitterung.

Insofern wäre dieses Buch auch sehr gut für die DDR. Aber wir können froh sein, wenn dieses Dokument den Menschen in die Hände kommt, die täglich mit Verherrlichungs- und Verharmlosungsliteratur über den deutschen Faschismus bombardiert werden und die einen ehemaligen SA-Mann zum Präsidenten haben und denen ein rechtsradikaler Kanzler ins Haus steht – eine Gefahr, zu deren Abwendung dieses Buch wohl ein Beitrag sein kann. Ja, wenn es über diesen Buchmarkt überhaupt unter die Leute kommt.

Herzliche Grüße, Dein Wolf Biermann
Hamburg, 1. September 1979

Mit den folgenden Personen habe ich über mehr als ein Jahr hinweg Gespräche geführt; das Echo dieser Gespräche als Spur kollektiven Gedächtnisses wird in diesem Buch fixiert:

v. Bergmann, Christiane. 1933: 26 Jahre alt. Ärztin, im Ruhestand. Lebt in Berlin-Dahlem mit ihrem Ehemann.

v. Bergmann, Fritz. 1933: 26 Jahre alt. Pharmakologe, im Ruhestand. Ehrenmitglied der «Freien Universität Berlin».

Friedrich, Karin. 1933: 5 Jahre alt. Wohnt in München. Redakteurin. Lebt mit ihren Kindern zusammen.

Giese, Betty. 1933: 22 Jahre alt. Wohnt in Berlin-Tiergarten (Moabit). Friseurin, auf Rente. Lebt allein.

Grassmann, Elisabeth. 1933: 21 Jahre alt. Wohnt in Berlin-Marienfelde. Arbeiterin, auf Rente. Lebt mit ihrem Freund zusammen.

Groth, Erwin. 1933: 11 Jahre alt. Wohnt in Berlin-Wedding. Arbeiter. Lebt mit seiner Ehefrau zusammen.

Kötting, Elsbeth. 1933: 18 Jahre alt. Wohnt in Berlin-Neukölln. Angestellte, auf Rente. Wahlkandidatin der Berliner «Alternativen Liste für Demokratie und Umweltschutz» 1979. Lebt allein.

Köttlitz, Burkhard. 1933: 1 Jahr alt. Wohnt in Berlin-Wilmersdorf. Programmierer. Wahlkandidat der Berliner SPD 1979. Lebt mit seiner Ehefrau zusammen.

L., Martha. 1933: 27 Jahre alt. Wohnt in Berlin-Ost. Arbeiterin, auf Rente. Möchte «aus politischen Gründen» weder ihren vollständigen Namen, noch ihre Erlebnisse nach 1945 veröffentlichen.

Lehmann, Fritz und *Lehmann, Kurt*. 1933: 6 und 7 Jahre alt. Sind beide wütend und verzweifelt über den «heutigen Zustand Deutschlands». Brachen beide die Gespräche ab, «schwer enttäuscht über die Veröffentlichungen der deutschen Linken zur Deutschlandfrage». Möchten beide, – «falls unsere Aussagen in Ihrem Buch überhaupt gedruckt werden» – ihren wirklichen Namen sowie persönliche Daten und Fotos nicht veröffentlichen.

Müller-Hegemann, Dietfried. 1933: 23 Jahre alt. Wohnt in Essen. Nervenfacharzt. Universitätsprofessor in der DDR. Seit 1972 in der BRD. Verfasser des Buches: «Die Berliner Mauerkrankheit», Herford 1973. Lebt mit seiner Ehefrau zusammen.

Rewald, Ilse. 1933: 15 Jahre alt. Wohnt in Berlin-Zehlendorf. Freiberuflich mit Vorträgen u.a. an Schulen tätig. Veröffentlichung von Erlebnisberichten, u.a.: «Wie die Berliner mir halfen, die Hitler-Diktatur zu überleben.» Lebt mit ihrem Ehemann zusammen.

Sauer, Hildegard. 1933: 14 Jahre alt. Wohnt in Berlin-Tiergarten. Angestellte. Lebt alleine.

Seitz, Walter. 1933: 28 Jahre alt. Wohnt in München. Universitätsprofessor, Arzt, im Ruhestand. Ehemaliger Landtagsabgeordneter der bayrischen SPD. Lebt mit seiner Freundin zusammen.

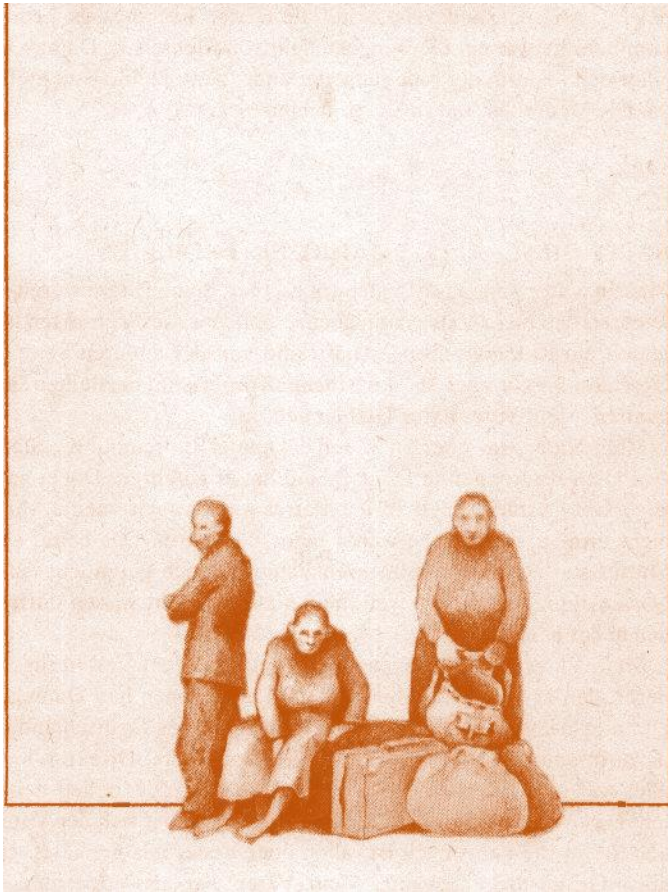
Sohst, Hanna. 1933: 18 Jahre alt. Arbeitslos. Wohnt in Berlin-Grunewald (in einer 2-Zimmer-Wohnung) mit ihrer Freundin zusammen.

Tietz, Paul. 1933: 27 Jahre alt. Wohnte in Berlin-Marienfelde. Arbeiter, auf Rente. Lebte mit seiner Freundin zusammen. (1980 gestorben.)

Z., Vera. 1933: 10 Jahre alt. Hat «Angst, das könnte sich wiederholen. . .»

Ein überlebender Berliner Jude, der seinen Namen nicht veröffentlicht sehen will und das Gespräch abbrach, weil er «die Erinnerung nicht aushält».

ERINNERUNGEN AN DIE KINDHEIT



MARTHA L. • EINER RAUS, DER ANDERE REIN

Heute ist Berlin so leer. Früher, wenn man nachts von einer Veranstaltung kam, war's auch leer. Aber bis 11, halb 12 war Berlin immer belebt. Am Alexanderplatz, in Mitte, war nachmittags kein Durchkommen. Es war ein Gedrängel, allein von Menschen. Damals schubste einer den andern, der eine raus, der andre rein. Heute sind mehr Autos da. Die Menschen sind zurückgegangen.

BETTY GIESE • ALLE 30 JAHRE EIN ERDBEBEN

Mein Vater kam aus Magdeburg hierher. Seine Eltern waren ziemlich reich, so dass mein Vater dann auch. . . ein gewisses Vermögen hatte. Sie hatten ein Kolonialwarengeschäft, und von der anderen Seite kam ein Geschäft herein, wo sie künstliche Körperteile herstellten und verkauften. Mein Vater hatte Tischler gelernt.

Mein Vater war aber auch der bekannte Radrennfahrer Steinkrauss. Auf allen Radrennen in Deutschland hat er gefahren. Dabei hat er sich auch Geld zurückgelegt. In der Partei war er auch, meine Mutter war nicht drin. In der Kirche waren beide nicht drin. Das heisst, als meine Mutter starb, haben wir in ihren Papieren doch gefunden, dass sie die ganzen Jahrzehnte über, weil mein Vater es nicht wissen durfte, heimlich in der Kirche war.

Mein Vater war aber auch Vorsitzender in dem Verein für Auswanderer, den er hier in Moabit ganz gross aufgezogen hat. Damals wollten alle möglichen Leute so schnell wie möglich aus Deutschland auswandern. In dem Verein waren Ärzte, Rechtsanwälte, Direktoren . . . eben alles war drin! Sie mussten jeden Monat 20 Mark Mitgliedsbeitrag zahlen. Das war vor der Inflation viel Geld. Damit hat sich der Verein dann Schiffe für die Fahrt nach Brasilien oder Venezuela gemietet. Und dort auch Grundstücke gekauft. Mein Vater war als Vorsitzender oft in Brasilien. Dort war viel zu tun, denn alle wollten hier raus!

Unsere Familie wollte auch rüber. Mein Vater hatte schon viel gespart. Er hatte auch schon Land gekauft. Das war nicht einfach, aber schliesslich hatte in Brasilien die deutsche Botschaft gesagt:

«Ja, gut. Aber wir warnen Sie! In der Gegend gibt es alle 30 Jahre ein Erdbeben! Das hat man berechnet!» Mein Vater fand das Land schön billig. Über den Verein hat er es gekauft. Sie hatten schon eine Plantage drauf eingerichtet: Kaffee, Zitronen, Leute gemietet, Verwalter, paar Neger, alles. Und schliesslich war es soweit. 1923 wollten wir rüber!

Mein Vater hatte in grosse stabile, selbstgebaute Holzkisten verpackt, was wir hatten. Was wir hierlassen mussten, war verkauft. Wir hatten schon die Tickets für die Schiffsreise. Wir wollten von Bremen aus abreisen. Auch die Wohnung war schon gekündigt. Mein Vater hat am letzten Tag ein Telegramm aus Brasilien bekommen. Da wäre grad ein Erdbeben gewesen, alles kaputt! Der Verwalter hatte das Telegramm geschickt, er wäre gerade in der Stadt gewesen. Auf dem Land wären alle Häuser eingestürzt, alle wären tot, sogar die Neger.

Nun sassen wir in der Wohnung, die vollkommen leer war und gekündigt. Da ist meine Mutter aufgesprungen, die Treppe hoch zum Hauswirt, der hiess Paul Hindenburg: «Wir müssen die Kündigung zurücknehmen!» «Na, klar, geht in Ordnung!»

Aber mein Vater wollte dem Telegramm nicht glauben. Er ist sofort nach Brasilien gefahren, weil, er wollte sich vergewissern. Als er drüben ankam, war's so.

ELISABETH GRASSMANN • DIE RAPAIKEN PACKEN

Wenn man als Kind zu einer Mutter gehört, die als Schnitterin jeweils für eine Erntesaison angestellt wurde, hiess man «Hofegänger». Man ist von Gut zu Gut, von Domäne zu Domäne gezogen. Immer um Berlin rum.

Ich bin nicht in Berlin, sondern in Fahlhorst bei Potsdam am 5. Januar 1912 geboren. Vater war Schweizer, Kuhmeister würde man heute sagen, ausserdem aber ein gebürtiger Schweizer, es hatte ihn in die Gegend von Berlin verschlagen. Er hat sich früh von meiner Mutter getrennt und war ein ganz verrückter Hund. Ich war bei ihm, aber als ich nach meiner Einsegnung in Wernitz beim Kaufmann eine Anstellung als Dienstmagd hatte, habe ich 1926 nach einem Besuch bei Verwandten in Berlin den Mut gekriegt, zu meiner Mutter abzuhausen. Zu der Zeit hatte sie eine Anstellung auf der Domäne Dambeck bei Neustrelitz in Mecklenburg. Ich lebte lieber mit ihr. Aber die Monate Landarbeit, die ich mit ihr hatte, waren nicht besser als die Arbeit als Dienstmagd. Beim Kaufmann in Wernitz musste ich Kühe melken und ausmisten und bei der Saat helfen, bei der Ernte helfen, Mist streuen, Kartoffeln buddeln, eggen, Rüben und Getreide ernten helfen, mit der Sense mähen, die Garben zusammenstellen, später wurde dann gedroschen. Dann musste ich auch das Korn hochtragen auf den Kornboden. Bei der Mutter musste

ich dann als Kind . . . man war doch noch Kind . . . *alles* mitarbeiten. Kartoffeln buddeln, Kartoffelkiepen schleppen, 60 Pfund gehen da rein, wenn Ihnen das vielleicht ein Begriff ist. Ich möchte das mal sagen, dass man als Kind, wenn man eine Kartoffelkiepe zum Wagen geschleppt hat, ganze 6 Pfennige verdient hatte. Dann bekam man aber auch noch sein Mehl-, Milch- und Kartoffeldeputat. Wenn andere Arbeiten zu machen waren, hat es manchmal auch eine andere Bezahlart gegeben: 4,50 oder 6 Mark für die Woche Arbeit!

Die Anstellung war zu Ende, wenn die Arbeit zu Ende war. Dann zog man weiter. Immer weiter, von einem Gut zum andern. Das heisst, man ging erst mal nach Berlin, wo man sich tagelang an einem der Ostbahnhöfe aufgehalten hat. Stettiner Bahnhof, Schlesischer Bahnhof, auch Anhalter Bahnhof waren Stellenvermittlungen für Schnitter (samt Hofegänger). Mein Vater war ein verrückter Hund. Er liess sich von meiner Mutter nicht scheiden. Sie durfte also nicht wieder heiraten, auch nicht, als sie von ihrem Freund ein Kind kriegte. Meine Mutter, schwanger, ihr Freund und ich haben so tagelang in den Bahnhöfen gegessen. Wir haben aus der Kiste gelebt, wo alle Sachen, die man hatte, reinpassten. Decken, Arbeitslumpen und ein Sonntagskleid, oben mit einer Eisenstange durch, Schloss dran. Im Sitzen wurde geschlafen. Man drehte sich höchstens mal um die Kiste rum. Die Berliner machten einen Bogen um einen. Als Schnittervolk hatte man einen schlechten Ruf.

Die Stellenvermittlung war umlagert. Es hiess immer: «Die Polen haben uns alles weggeschnappt!» Die waren damals die Ausländer. Sie konnten aber vielleicht auch arbeiten! Sie machten alles für noch weniger Geld als wir. Deshalb kriegten wir keine Anstellung. Dann hatte man eine, aber wenn die Arbeit getan war, wurden wieder die Rapaiken gepackt und weiter.

Rapaiken!

Rapaiken, wahrscheinlich ein polnisches Wort. Man hat es aufgeschnappt. Es hiess eigentlich immer: «Nun musst du die Rapaiken packen!»

Denn wenn viele Polen da waren, war für uns überhaupt nichts zu holen! Man musste sich so ranhalten, um mit denen ihrem Tempo überhaupt mitzukommen. Die haben arbeiten können! Man musste alles können. Man musste alles machen. Immer wieder schnell die Rapaiken packen, schnell zum Bahnhof, schnell zur neuen Anstellung. Am dreckigsten ging es dabei den Kindern, den Hofegängern. Da konnten die Mütter nicht sagen, meine Tochter macht das nicht, das ist zu schwer für sie! Keinerlei Rechte. Man hat nie mehr Sachen packen müssen, als

in die Kiste reinpassten. . . das bisschen Geschirr. . . man musste immer irgendwo verschwinden.

Deshalb gab es auch kaum bleibende Kontakte. Von den Dorfbewohnern wurde man gemieden. Die Männer gingen in die Kneipen, aber sie waren immer für sich. Deshalb haben sie meistens zu Hause eine Flasche getrunken. Selbstgebrannter Korn, selbst angesetztes Bier (manchmal noch warm getrunken!), Kartoffelschnaps. Aus Zuckerrüben hat man Sirup gekocht. Der wurde in Steintöpfen aufbewahrt, weil sie nicht zu teuer waren. Alles, was gekocht wurde, war aus geklauter Ware. Die Schnitterinnen nähten sich Beutelchen unter die Schürze vor den Bauch, um was zu haben, wo sie paar Hände Körner reintun, um Gerstenkaffee zu rösten. Wenn manchmal was zusammengesammelt worden war, hat man es auch mal heimlich auf eine Mühle geschickt, wo man den Müller kannte, der hat es gemahlen. Es wurde auch roh gemahlen und gequollen zu Klüttersuppe verarbeitet.

Klüttersuppe?

Klümptchen aus Mehl in Wasser gekocht, ein bisschen Zucker, dass es nach was schmeckte! Ohne solche Rezepte und geklaute Ware wäre man einfach nicht durchgekommen. Abends waren die Rübenfelder bewacht. Die Männer sind immer wieder hin. Klauen. Die Wächter haben mit ihren Schrotflinten auf alles losgeschossen, was sich im Rübenfeld bewegte oder dran lang schlich. Trotzdem sind die Männer immer wieder hin.

Aber ich kann mich nicht entsinnen, dass mal einer krank war. Wer ein Kind kriegte, musste am zweiten Tag wieder arbeiten. Wir wohnten Tür an Tür in langgestreckten Häusern. Zwei Räume pro Familie, verbunden durch einen niedrigen Steinherd, der zwei Löcher hatte. Das Reisig hat schnell gebrannt. Man hat auch Klobenholz genommen. Wenn nicht genug davon geschlagen war, hat man in kälteren Zeiten welches von den Bäumen geholt. Man hatte aber kein richtiges Werkzeug, und der Gutsinspektor war nicht zu sprechen. Man hat also Holz behelfsmässig mit Stricken und langen Stangen von den Kiefern gerissen, mehrere zusammen.

Innen war ein eisernes Bettgestell für die ganze Familie. Kein Schrank. Keine Gardine. Ein Sack vor dem Fenster. Selten gab es Strom, man hat mit Petroleum Licht gemacht. Vielleicht hat man sich schnell ein paar Hühner gehalten. Erst für die paar Eier, dann, wenn man wieder verschwinden musste, rin in den Topf das ganze Huhn. Es ist ja so, dass die Zeit gar nicht reichte, um sich Vorräte anzulegen. Man konnte eben nur soviel haben, wie man auch in der Kiste schleppen konnte.

Den ganzen Tag, solange es hell war, musste man arbeiten. Morgens machte der Inspektor Arbeitseinteilung. Wenn man bei ihm gut angesehen war, gab es gute, wenn er einen Pieker auf einen hatte, schlechte Arbeit. Ich wollte einmal zusammen mit einem anderen Mädchen die Kiepe mit Kohlen tragen, wie ich an der einen Seite den Griff mit meinen zwei Händen anfasse und sie auf der anderen Seite, schlägt mir der Inspektor mit einem Stock voll auf die Finger. Dann musste ich die Kiepe eben alleine auf den Rücken kriegen und losschleppen! Die Kartoffelernte war auch kein Spass. Tempo, Tempo, Tempo! Am Abend hatte ich offene Stellen auf der Schulter. Und der Rücken vom Bücken . . . Die Hofegänger oder ihre Mütter haben kleine Kissen gemacht, die sie den Kindern über die Schultern machten, wo die Riemen der Kiepe langzogen . . . Zwei Stunden Mittag, dann bis zur Dunkelheit. . . es hat sich keiner um einen gekümmert.

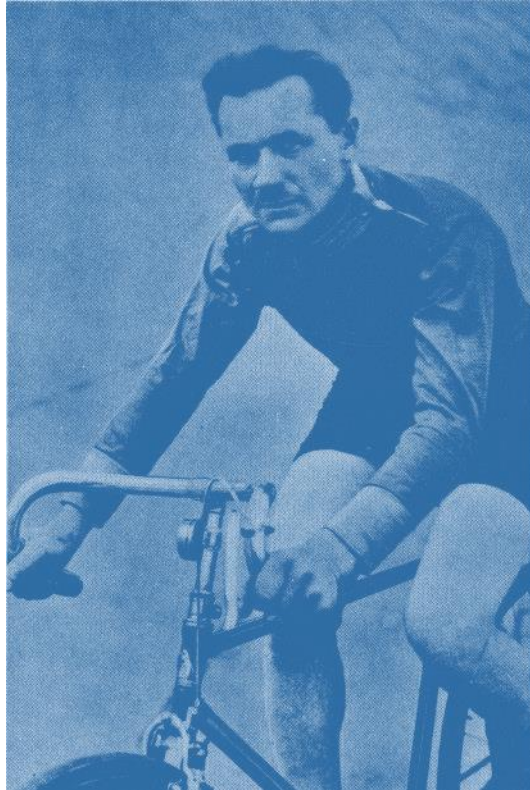
Samstags mussten die Kinder noch den Gutshof kehren, damit der Inspektor sauber in den Sonntag kam. Sonntags früh hat man sein Sonntagkleid rausgeholt und die andern Sachen repariert. Abends ist man mal Tanzen ins Dorf. Es gab immer sofort Keilerei. «Wer tanzt mit welcher aus welchem Dorf?» «Tanzt die zweimal mit dem und dem?» «Ist die nicht dem seine Braut?» Man wurde rausgeschmissen und angebrüllt, und draussen keilten sich die Jungs. So ein Tanz war Bums mit Keilerei!

Aber meistens machten die Dorfbewohner einen Bogen ums Schnitervolk. Schon wegen der Ungeziefer! In unseren Häusern war alles voller Läuse und Flöhe. Wenn es uns manchmal zu bunt wurde, haben wir das Petroleum nicht zum Leuchten benutzt, sondern es in die Ritzen der Mauerwände gegossen und angezündet. Wir waren das Allermiedrigste.

BETTY GIESE • DAS RIESENGROSSE PUPPENHAUS

Mein Vater hat in Brasilien das verwüstete Land gesehen und keinen Pfennig mehr für die Rückreise gehabt. Auch die Behörden haben ihm keinen Pfennig gegeben.

Nun hat er 4 Monate Teller waschen müssen, Schuhe geputzt. . ., bis er das Geld zusammenhatte. Nach dreimonatiger Reise ist er wieder in Moabit angekommen. Er kam rein und sah erst mal, dass wir kein einziges Möbel mehr hatten und auf dem Fussboden hausten. In dem Augenblick hat er geweint, was ich sonst nie mehr an ihm gesehen habe. Aber meine Mutter hat zu ihm gesagt: «Komm doch, das schaffen wir schon wieder!»



Hermann Steinkrauss, Berlin. Bezirksmeister der Altersklasse

Das war alles in der furchtbar schweren Zeit. Es war gerade mal wieder schlimme Arbeitslosigkeit! Mein Vater hat eine Anzeige in der «Morgenpost» aufgegeben und tatsächlich: die Dürkopp-Werke, eine Nähmaschinen- und Fahrradfabrik, suchten einen Packer, der auch diese Kisten machen kann, wo man die Dinger reinpackt! Mein Vater hat die Arbeit natürlich genommen. Mit den Jahren hat er bei dieser Firma einen guten Posten gekriegt. Wir blieben von da an immer in Berlin. So kam es dann, dass ich auch im Beusselkietz grossgeworden bin.

Im Laufe der Jahre hat mein Vater alles wieder angeschafft. Allein mit seiner Arbeit. Er hat gebaut wie ein Verrückter. Schränke, Betten, Stühle, eins nach dem andern. Wir wohnten damals in der Stendaler Strasse 4. Dort hat er dem Hauswirt einmal ein paar Blumenkästen gemacht und durfte sich dafür auf dem Dachboden einen Verschlag

einrichten. Er kaufte sich eine Hobelbank und später noch eine. Von der Firma konnte er sich immer paar Bretter mit nach Hause nehmen. Wissen Sie? Schöne grosse, herrliche Bretter! Nach und nach sind Leute zu ihm gekommen, weil sich das rumgesprachen hatte: «Ach, Herr Steinkrauss, könnten Sie mir das mal bauen? Ach, bauen Sie mir doch mal das, bauen Sie mir doch mal jenes!» Mein Vater hat gebaut und gemacht. Jeden freien Tag hat er da oben gebaut. Da hatten wir unsere Ruhe vor ihm. Denn er war sehr streng. Naja . . . eigentlich streng . . . streng und gerecht, muss ich sagen. Er war sehr gut, auch zu seinen Kindern. Mein Bruder ist fünf Jahre älter als ich, mein Vater hat ihn zum Amateurrennfahrer trainiert. Wenn Vater nicht gebaut hat, hat er meinen Bruder trainiert! Wenn später mein Bruder Rennen fuhr, ist auf allen Fotos auch immer mein Vater zu sehen. Hier, dieses Köfferchen habe ich noch: das ist voller Fotos, auf Fahrrädern, mein Vater hat sie für unsere Familie gesammelt!

Für mich hat mein Vater einmal ein riesiges Puppenhaus gebaut. Es war wirklich. . . riesengross! Sooon Ding! Alle Etagen! Ein Dach, sogar mit einem Schornstein drauf! In allen Zimmern: selbstgebaute Möbel, Puppenmöbel, verstehen Sie? Als wir grösser waren, später, wurde das Puppenhaus verkauft. Da haben wir ein ganz schönes Stück Geld dafür gekriegt! Können Sie sich doch vorstellen, was?

ELISABETH GRASSMANN • DAS SAMTKLEID

Von den Fotos aus meinen ersten 20 Jahren ist nichts mehr übrig geblieben. Man muss schliesslich auch so langsam aufräumen. Denn wenn mal was mit einem ist. . . dass die anderen dann nicht mehr soviel zu kramen und zu räumen haben. . .

Aber das hier. . . sind Sie das?

Ja. Das war meine Einsegnung, 1926, in Wernitz, wie ich noch bei meinem Vater war, das hat aber nicht er gemacht. Das kam so. 1920 hatten sich meine Eltern getrennt. Und mein Vater war wirklich so ein verrückter Hund, dass er nicht einmal wollte, dass mir meine Mutter was schenkt. Zu meiner Einsegnung hatte ich mir aber heimlich von ihr ein Samtkleid gewünscht. Samtkleider. . . damals trugen die jungen Dinger alle Samtkleider. Ich war ganz verrückt darauf! Jetzt hatte ich aber erst gar nicht gemerkt, dass mir meine Mutter schon längst ein Päckchen geschickt hatte, wo ein Samtstoff drin war, denn mein Vater hatte es immer abgepasst und zurückgehen lassen! Meine Mutter hat es mir dann

anders mitteilen lassen. Es muss ganz kurz vor der Einsegnung gewesen sein, dass ich es endlich abgepasst habe, aber es war ja nur der Stoff! Ich habe tatsächlich noch jemand im Dorf gefunden, der sich abgemüht hat, mir das Samtkleid noch vor der Einsegnung zu nähen. Hier habe ich es an. Nach der Kirche wurden wir einzeln an dieser Mauer fotografiert. Aber es war keiner zu meiner Einsegnung da. Es gab nichts. Ganz allein war man.



Ohne einen Mucks wischt sich Frau Grassmann die Tränen aus ihrem Gesicht. Es ist das einzige Mal, dass sie weint, während sie über Wochen resolut ihre Lebensgeschichte erzählt.

MARTHA L. • DIE LANGEN HAARE

Meine Eltern sind vom Land um die Jahrhundertwende nach Berlin gekommen. Mutter hat bei Osram gearbeitet und nebenbei Heimarbeit gemacht. Mein Vater war, bis er Tuberkulose bekam, auch in einer Fabrik. Dann hat er Heimarbeit gemacht, und meine Mutter zusätzlich auch, beide haben Pelzstiefel fürs Militär genäht. Dann hat mein Vater nicht mehr so arbeiten können, und sie fanden eine Hauswartsstelle. Als mein Vater starb, hatte meine Mutter die Hauswartsstelle, die Heimarbeit und die Arbeit bei Osram. Als der Krieg ausbrach, kam ich zu meiner Grossmutter nach Oberschlesien aufs Land und ging dort auf die Klotzpantinschule, wo man überhaupt nichts lernen konnte. Nach dem Krieg kam ich dann nach Berlin zurück und fing auch bei Osram an. Da war ich so fünfzehn, sechzehn.

Wir haben wirklich nicht viel gewusst. Wie ich von Schlesien zurückkam, hat mir meine Mutter beiläufig mal erzählt:

«Hast du schon mal was von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht gehört? Das sollen welche sein! Irgendwie Schwerverbrecher. Mit ihrem Anhang rennen die nachts über die Dächer rüber!»

Und auf der anderen Seite habe ich davon gehört, dass Berliner Näherinnen mal der Rosa Luxemburg, als sie aus dem Frauengefängnis in der Barnimstrasse entlassen wurde, ein Samtkleid genäht hatten! Gemeinschaftlich! Das hat Rosa dann mit Freude getragen.

Eine Meinung zu den verschiedenen Gerüchten hatte ich erst später, als ich Abende mit der Kommunistischen Jugend zusammen war und begriff, was das für Leute waren, dass es eben fortschrittliche Menschen sind und durchaus nicht Gesindel. Aber erst mal war ich lange noch nicht organisiert.

Zunächst trafen sich abends im Kleinen Tiergarten alle die, die sich nun «Wanderbewegung» nannten. Wir Mädchen flochten uns lange Zöpfe oder drehten uns Schnecken. Wir trugen schöne, kurze, bestickte Mieder. Wer mehr zum Völkischen rüberneigte, hatte sich Blumen gestickt und selbstgehämmerte Broschen angesteckt. Kaum war man abends von der Arbeit zu Hause, Essen runter und rüber in den Kleinen Tiergarten! Wir freuten uns auf diese Abende.

Erst mal ging jeder hin und her spazieren. Dann kamen die Jungs. Wir kannten uns zwar alle ungefähr, aber es kamen auch immer wieder Neue. Zum Beispiel mein Mann. Die Jungs spielten Geige oder Gitarre. Oder Flöte. Sie stellten sich zusammen und musizierten. Schifferklavier gab es nicht, das war verpönt. Es passte nicht zu den altdeutschen

Tänzen. Denn im Kleinen Tiergarten wurde getanzt. Und dazu gehört eben bestimmte Musik. Kein Mischmasch! Wenn man hörte, wie die anfangen zu geigen, Flöte zu blasen, Gitarre zu zupfen, stellen wir uns in einem Kreis um die Jungs. Wenn sich nach ein paar Minuten ein grosser Kreis gebildet hatte, sprang man mittenrein. Es fand sich sofort einer, der mit einem tanzte, es wurde nicht gross aufgefordert.

Mit beiden Händen angefasst, linkes Bein so, rechtes Bein so. Hm. Hinundhergeschwenkt, gedreht, bestimmte Figuren und Gruppen, eingereiht, wie eine Mühle gedreht mit den Paaren, aussen rum, Mitte rum, geschlossen, wieder auf, gewechselt. Mit Wiederholung und Abwechslung. Es waren ganz alte Tänze, aber gute Tänze. Eine Melodie geht mir im Kopf rum. Wie war die denn. . .

Das habe ich am liebsten getanzt. Ich habe den Namen vergessen. Denn jeder Tanz hatte seinen eigenen Namen. Jede Melodie hatte ihren eigenen Text. Von Blumen vielleicht. Und noch 'nem Liebchen dazu.

Verbreitet wurden diese Tänze sicher von Volkstanzkreisen. Die Jugend aus Moabit, ich wohnte damals in der Lübecker, hat es ihnen abgesehen. Von weit und breit kamen sie alle in den Kleinen Tiergarten. . .

Wer ist «sie alle»?

Na, alle Jugendlichen! Es war doch alles voll, aus allen Bezirken kamen sie her. Und wenn bei uns um 10 aus war, weil wir früh raus mussten, zogen welche weiter in den Grossen Tiergarten rüber, wo sie auf einer Wiese weiter Musik machten und tanzten. Ja. So war das.

Und wenn man in diesem Durcheinander von Bürgerlichen und Arbeiter jugendlichen sich Abend für Abend die Schuhsohlen durchgetanzt hatte, hat man natürlich auch Bekanntschaften geschlossen. Das mindeste war, dass man sich übers Wochenende zum Wandern verabredet hat. Treffpunkt war der Bahnhof Gesundbrunnen. Ihr müsst euch heute vorstellen: Gesundbrunnen war damals Sonnabend/Sonntag überfüllt, massenweise Jugendliche! Dort stieg man in die Züge nach der Umgebung. Die Gegend um den Gesundbrunnen war Zentrum am Wochenende für eigentlich alle Berliner Jugendlichen. Das war ein Auflauf!

Die verschiedensten Gruppen durcheinander, damals war alles noch zusammen. Die «Jesuslatscher» zum Beispiel. Ihre Jungs hatten Haare bis auf die Schulter, deren Mädchen trugen sie bis auf den Po runter! Andere wollten nur krakeelen. Sie nannten sich deshalb selbst die «Wilden Horden». Bei den Bauern fielen sie uns nachher auf Wanderschaft in den Rücken. Bevor uns nämlich Bauern Unterkunft gaben für

die Nacht, wurden wir erst mal taxiert: Seid ihr auch keine von den Wilden Horden? Dann gab es die Jungsozialisten und Jungkommunisten. Unterwegs hat sich alles getroffen. Wanderbegegnungen, bei denen man politische Diskussionen führte und jeder seine Lieder sang.

Mit Instrumenten, Rucksäcken und Stullenpaketen bepackt, hing man in Trauben an den Zügen, um rauszukommen. Das war wirklich ein Leben. Dabei fuhr man gar nicht weit. Nach Bernau, Frohnau, Hermsdorf. . . oder hier hinten runter, im Osten runter, Grünau, Erkner. Die Fahrt kostete 30 bis 50 Pfennige. Manche waren aber tatsächlich so gestellt, dass sie nicht mal Stullen mitbringen konnten. Wir haben in solchen Fällen zusammengelegt. «Mutter, gib mal 'ne Stulle mehr mit! Ich muss dem und dem eine geben!» Abends kam man meistens bei kleinen Bauern unter. Die Bauern waren zufrieden, dass wir ihnen unsere Lieder vorsangen und Spass machten. Allerdings mussten die Mädchen ihre Haarnadeln abgeben, damit sie am andern Morgen nicht im Viehfutter steckten. Schliesslich lagen wir, die Mädels mit gekämmten langen Haaren auf der einen Seite, die Jungens streng auf der anderen Seite, im Heujuchhe, es roch gut, und warm war's auch. . . Dass da einer zum andern. . . das war zwar nicht, die grosse Liebe kam erst später. . . aber es wurde bis spät in die Nacht gekichert und gelacht.



Als später Fichte-Sportler, die ganze Arbeiterbewegung mehr herauskam, haben wir auch unsere Treffen mehr getrennt. Nicht abgesondert waren wir eigentlich nur bis zur Inflationszeit. Ich habe noch im Gedächtnis, wie ich, wenn meine Mutter um zweie Nachmittagsschicht hatte, um halb 3 schon am Tor stand, sie mir die Tasche mit dem Geld aus einem Fenster runterwarf, ich zum Bäcker rannte, schnell Brot holte, um was fürs Geld zu kriegen, damit man was hatte von der Arbeit. Als diese Zeit vorüber war, strebte jeder mehr einem andern Ziel zu. Wer Jesuslatscher war, suchte sein Heil in der Natur und wollte nur wandern. Die Mädchen von denen nannten wir dann wegen ihrer langen Zöpfe spöttisch «Deutsches Gretchen»! Die Arbeiterjugend und die Kommunistische Jugend traf sich mehr in Nassenheide.

Ende der 20er Jahre war alles mit einem Mal verschwunden. Es gab keine Wanderbewegung mehr. Es gab keine Volkstanzbewegung mehr. Jetzt wurden ganz andere Lieder gesungen.

Ich hatte meine langen Haare abgeschnitten.

BETTY GIESE • NADEL UND FAHNE

Ich war noch zu klein, um politisch alles mitzukriegen. Mein Vater hat mich auch nicht aufgeklärt. Mein Bruder wusste mehr Bescheid. Auch in der Schule wurde ich nicht aufgeklärt. Der Lehrer hat bloss spioniert: «Was wählen denn deine Eltern?»

«Das weiss ich nicht!»

«Weisst du es wirklich nicht?»

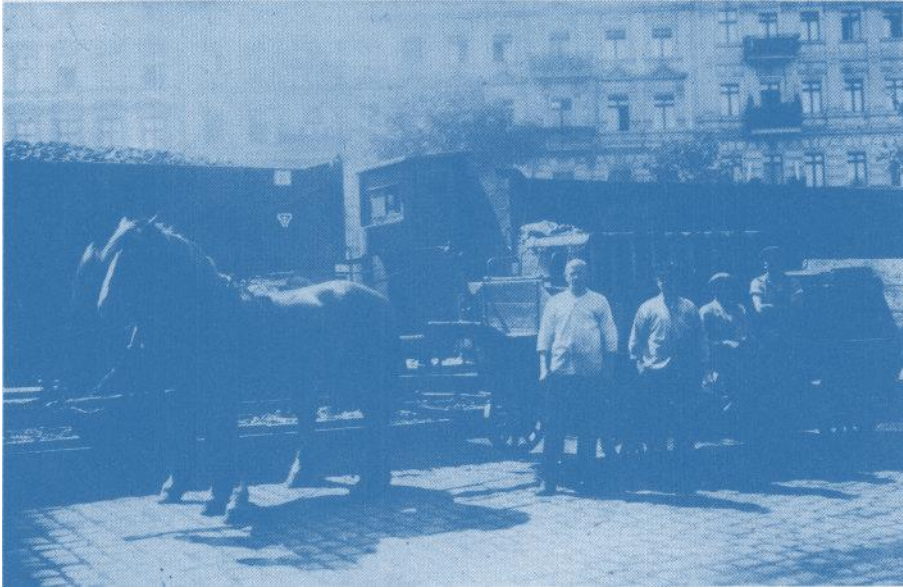
«Ich weiss nur, mein Vater liebt Liebknecht und Rosa Luxemburg!»

«Ach, sei still! Da weiss ich schon Bescheid!»

Ich weiss wirklich nicht viel von der Schule. Einmal hatten wir von der katholischen Stephanschule einen Gesangslehrer ausgeborgt.

Wir sangen «Am Brunnen vor dem Tore». Ich war so schnell, dass ich immer schon am Tor war, wenn die andern noch beim Brunnen waren. Da hat mir der Lehrer eins mit seinem Geigenstock auf den Kopf gegeben. Ich greife nach hinten und fühle, wie's warm rauskommt. Da habe ich seinen Stock aus der Hand gerissen und zerbrochen und bin abgehauen. Heute ist ein Mädels von zwölf gescheiter wie ich damals mit fünfzehn.

Ich bin auch dumm und naiv in die Ehe rein. Erst hatte ich eineinhalb Jahre gelernt als Friseurin, dann 1929 geheiratet. Als mich mein Erich seinem Vater vorstellte, habe ich gesagt: «Herr Jokat, Sie sind wohl auch in der kommunistischen Bewegung?»



«Woher weisst du denn das?»

«Na, Sie erzählen so wie mein Vater!»

Mein Mann war damals schon in der Beusselstrasse organisiert. Durch seinen Vater! Beide trugen ihre Nadel. Noch nach 33 trugen die Männer ihre Abzeichen. Ein *K* auf weissem Grund, mit einem roten Kranz herum. Später, mein Dickerchen, der auch Erich hiess, wie mein erster Mann, also mein Dickerchen, mit dem ich, bis er voriges Jahr in der Zeit der Fussballweltmeisterschaft gestorben ist, zusammenlebte, die kannten sich übrigens alle. . . ja, das waren ganz feste Kameraden, alle aus dem Beusselkietz. .. ja, also von meinem Dickerchen, dem kleinen Erich, hatte ich dieses Abzeichen noch bis vor Kurzem. Der hatte sich das die ganzen Jahre immer in sein Portemonnaie, in sein Geheimfach gesteckt. Ich habe es später gesucht, fand es aber nirgends. Ich wusste, der hat es irgendwo, denn von so was trennte der sich nicht! Bin ich in den Keller. Da war sein alter Anzug, den trug er immer zum Arbeiten, wollte nie, dass man ihn wegschmeisst. Und da war das Abzeichen! Wissen Sie wo? Hier! In diesem kleinen Täschchen unterhalb des Hosenbunds, wissen Sie, da oben.

Seinerzeit habe ich aber in der Hinsicht gar nichts gemacht. Wir Frauen sassen immer vorne bei Otto Kapitschke in der Beusselstrasse, das vierte oder fünfte Haus vor der Turmstrasse, haben gestrickt und auf-

gepasst, dass keiner kommt! Hinten sassen die Männer. Wenn die andern kamen, dann immer mit Lastwagen. Aber die sind meistens nicht vorne rein, wo wir sassen, sondern durchs Klofenster, hinten. Mann! Haben die sich gekloppt! Weil ich neugierig war, habe ich auch mal hinten reingeguckt. Aber uns Frauen haben sie eigentlich nie reingelassen. Wegen der Kinder.

Wie «wegen der Kinder»?

Mein Mann sagte immer zu mir: «Betty, wenn uns Männern was passiert, dann ist das was anderes.»



Ich habe die Kinder versorgt. 1931 kam das erste. Im Frühjahr 1933 das zweite. Im Jahr 32 hat mich mein Mann zwar paarmal eingespannt. Wenn das Kind im Bett lag, bin ich zur Nachbarin und habe gesagt, ob die mal aufpassen könnte. Dann habe ich mir Zettel und Flugblätter in die Tasche und bin in die Briefkästen einwerfen gegangen. Sie hatten viel gedruckt damals. Im Keller war eine eigene Setzerei. Alle Frauen, wo die Männer organisiert waren, haben mitgeholfen! Fahnen gestickt, genäht. Wenn man einen Mann hatte, der dafür war, machte man eben alles mit. Vieles hat man zwar nicht begriffen, man war eben nicht

aufgeklärt genug. Übrigens mein zweiter Ehemann war damals auch streng organisiert, in Charlottenburg hatte er vom ganzen Bezirk die Bücher unter sich; sie nannten ihn dort immer den «roten Hund».

Man wusste nicht alles – aber: als dann das zweite Kind kam, bin ich zu einem jüdischen Arzt, der mir sagte, was ich zu tun habe!

Ich habe dann auch keine Kinder mehr gekriegt, aber nie eine Fehlgeburt. . . oder so was! Er hat mir gesagt: «Ihr Frauen habt selber Schuld, wenn ihr andauernd den Bauch voll habt! Man muss immer gleich danach aufstehen und austreten!»

Weil, die Gebärmutter ist ja drei Minuten danach noch offen! Aber nur drei Minuten! Da muss es eben schnell gehen. Durch das Bücken tritt die Gebärmutter nach vorne. Der Urin spült ab. Waschen oder so. . . das ist alles Quatsch. Dadurch geht's nicht weg. Urin spült alles raus. Und wenn's nur ein Tropfen ist. Dann aber, wenn der Mann meckert, wenn es dem Erich nicht gefiel und er darum gejammert hat, habe ich ihm gesagt: «Da musst du dich dran gewöhnen! Ich kann ja nachher wieder zu dir ins Bett kommen! Aber weisst du, ich will keine Gebärmaschine werden. Du hast ja doch schliesslich selber gesagt: mit Hitler bricht der Krieg bald aus. Ich will also nicht in der Zeit lauter Karnickel rumlaufen haben!»

MARTHA L. • IM SPORTVEREIN

Bewusste Arbeiter, nicht nur KPD-Leute, haben ihren Kindern damals eigentlich in allen Familien gesagt: Mach deinen Sport im Arbeitersportverein! Irgendwelche Sportabende waren in jeder Turnhalle. Das Zusammenhaltende geht ja aus den Sportliedern hervor. Zum Beispiel haben wir immer gesungen: «Auf, Sozialisten, schliesst die Reihen!» Daraus konnten wir das Ziel gut entnehmen. Es wurde auch viel diskutiert. Wir waren da ja keine Gegner, eigentlich alle Gleichgesinnte, haben viel über unsere Zukunft gesprochen, wie sie aussehen sollte. Jeder wollte, dass es besser werden sollte. Jeder sollte ausreichend zu leben haben. Damals konnte ja keiner werden, was er wollte, er war gezwungen, eine Lehre zu machen, die gerade frei war. Aber jeder sollte Bildung und Wissen haben. Das war so im Sportverein.

Mein Mann arbeitete die Jahre beim «Arbeiterfotograf», einer Einrichtung der «Arbeiter-Illustrierten-Zeitung», die von Münzenberg rausgegeben wurde, und im Stadtteil, in einer Strassenzelle. Mit ihm führte ich eine Ehe in voller Kameradschaft und Solidarität. Grosses Einvernehmen herrschte zwischen uns. Wir haben den politischen

Kampf, den Sport, das Wandern zusammen gemacht. Einer hat dem andern vollkommen vertraut. Obwohl man sich oft kaum gesehen hatte. Es war immer viel zu tun. Schon bevor wir organisiert waren, mussten Sportfeste und dergleichen vorbereitet werden.

Ich bin auch oft sonntags mit der Kommunistischen Jugend aufs Land gefahren, dann mussten wir einen Lastwagen ausschmücken, mit Transparenten und grossen Fahnen. Es war immer ein Älterer dabei, das war der Agitator, und drei oder vier Jugendliche. Der hat auf den Dörfern mit den Bauern agitiert, wir haben die Musik, die Lieder gemacht.

Wie wurde denn mit den Bauern gesprochen?

Wie wir jetzt leben. Wie wir später vielleicht leben könnten, wenn sie die KPD wählen würden. Von Russland hat man auch gesprochen. Wir sind in die ganze Berliner Umgebung gefahren. Nach Zepernick, im Norden. Wenn es heiss war, haben einem die kleinen Bauern was zu trinken gegeben. Früh gings los, abends zurück, so ein Tag war anstrengend.

ELISABETH GRASSMANN • NACH BERLIN ABGEHAUEN

Ich war fünfzehn, sechzehn, als ich mitkriegte, dass sonntags immer die Gruppen von der SPD und der KPD auf die Dörfer kamen. Lastwagen voll! Die SPD war sanfter, ruhiger als die KPD. Die waren roher. Ein anderer Schlag. «Rotfront» und Fäuste hoch, viel Krach gemacht und geschrien. Kamen da mit ihren Schalmeienkapellen, ich weiss ja nun nicht, ob Sie sich vorstellen können, wieviel Krach eine Schalmeienkapelle machen kann, sonntags im Dorf! Die von der SPD haben nicht so viele Kampflieder gesungen. Haben schon gesungen, aber eben ruhiger. Viel ruhiger! Abends haben sie dann ihre Sachen vorgelesen und für sich geworben. «Wenn ihr uns wählt, geht's euch besser!» Ich war mit ein paar Mädels auch mal dort. Sie hatten einen Führer, mit dem wir ins Gespräch kamen. Wir haben ihm erzählt, wie wir hier malochen müssen, wie dreckig es uns geht. Dass wir es hier gar nicht mehr aushalten können, weil die Arbeit so schwer ist. Wie uns die Inspektoren behandeln! «Wollt ihr nicht mitkommen nach Berlin?», hat er gefragt. Ich habe gleich mit meiner Mutter gesprochen, dass ich mit denen nach Berlin mitgehen wollte. Das hat sie mir glatt verboten. «Aber ich halte es hier nicht mehr aus! Ich gehe kaputt!» Sie wollte nicht, da bin ich ab. Das war die Pfingstfeiertage 1927.

Die Mädchen haben sie in ihrem Vereinssaal in der Reuterstrasse in Neukölln auf Strohsäcken schlafen lassen. Sie hätten das Lokal abwechselnd mit der KPD, was wir nicht verstanden, was das bedeutet. Nun sind diesen Pfingsten die von der KPD aber schneller zurückgekommen, als es die von der SPD erwartet hatten, und haben nun gesehen, dass wir in «ihrem» Lokal waren. Augenblicklich wussten wir, was es bedeutet, wenn sie etwas zusammen haben, denn sofort gab's Keile. Bei dieser ersten Keilerei, die ich mitgekriegt habe, ist gleich die ganze Einrichtung kaputtgegangen. Dann kam die Polizei und – einer wie der andere – wurden wir allesamt auf Lastwagen geschmissen und zum Alex gefahren, wo damals das Hauptgebäude der Berliner Polizei war. Wir wurden verhört, dann konnten wir, mitten in der Nacht, wieder gehen.

In diesem Lokal blieb ich ein paar Monate als Gaststättengehilfin. Dann fand ich eine Anstellung als Dienstmagd in der Familie eines Vertreters, der am Schulenburgring wohnte. Inzwischen war meine Mutter in die Prühssstrasse gezogen, wo sie ihr Kind kriegte. Wenn ich mal Hilfe brauchte, konnte ich von ihr nicht viel haben. Wenn der Herr Vertreter ausser Haus war, hat seine Frau zusammen mit ihrer Freundin das ganze Haushaltsgeld auf den Kopf gehauen. Für ihren Sohn und mich blieben nur Zuckerstullen zu essen. Nach 4-6 Wochen bin ich weg.

Ich fand eine Arbeit in einer Brezelfabrik in der Bülowstrasse. Ein Zimmer hatte ich am Albuinplatz in Tempelhof. Zu meiner Mutter konnte ich ja nicht ziehen. Die Vermieterin am Albuinplatz war eine «Schlummermutter». Insgesamt fünf Mädchen wohnten in meinem Zimmer. Dafür hatte ich monatlich 40 Mark aufzubringen. Und dann hat sie die Betten auch noch, wenn am Tag Schicht gearbeitet wurde, zum Schlafen an Arbeiterinnen vermietet, die nachts arbeiten mussten. Als «Schlafstellen»! Für mich war das sehr ungünstig. Weil das Geld nämlich nicht reichte, habe ich nachts noch bei Kannelhart in Tempelhof Taxen gewaschen. Das ging von 11 bis morgens früh um fünf. Um 7 fing ich wieder in der Brezelfabrik an. Erst wenn ich von da in mein Zimmer kam, habe ich bis elfe geschlafen. Und in dieser Zeit war eben immer Mieterschichtwechsel !

In der Fabrik musste ich Teigformen von einem Blech runternehmen, die Brezeln «schlagen» und auf andere Bleche tun, auf denen sie in heisser Lauge gebrüht wurden. Dafür habe ich 19 Mark die Woche gekriegt. Dann hatte ich mir mit der heissen Lauge den Fuss verbrüht. Ich musste aufhören. Als ich gesund war, sass ich ohne Arbeit da. Nun musste ich, weil ich noch immer von meinem Vater die Schweizer Staatsbürger-

schaft hatte, jeden Morgen zur Polizei, um mir eine Arbeitserlaubnis zu holen. Zur gleichen Zeit gab es Krach mit den Mädchen in meinem Zimmer. Weil ich in dieser Zeit schon mit meinem späteren Mann befreundet war, weil der bei der Polizei war, weil die das spitzkriegten und alle kommunistisch waren, ging das nicht mehr gut, und ich musste weg. Es gab immer, überhaupt mit allen Leuten ständig Ärger damals. Alles war mit grossem Theater verbunden. Mit Keilerei und Polizei! In ihrem Elend haben sich die Menschen damals einfach nicht riechen können! Ohne Zimmer, ohne Arbeit. Und das war grade der fürchterlich kalte, lange, grausame Winter von '28 auf '29! Wo die Wasserleitungen massenhaft einfroren, die Frauen an den Strassenbrunnen Schlange nach Wasser standen, musste ich jeden Morgen bei der Polizei um Arbeitserlaubnis nachfragen und kam verspätet zu den Stellen, wo man um Arbeit nachfragt!

1. NOTIZ: KENNEN-LERNEN

Eigentlich habe ich meine Gesprächspartner nicht anders kennengelernt, als wie man eben Bekanntschaften macht. Da es sich bei diesen Gesprächen, die etwa ein Jahr dauerten, aber um «Erinnerungsarbeit» handelte, haben diese rund 20 Berlin-Bekanntschaften doch einen anderen Charakter. Am Beispiel von Frau Grassmann will ich zeigen, wie ich kennen-lernte.

Frau Elisabeth Grassmann wohnt mit ihrem Freund Paul Tietz in einer «2½-Zi., Zhg. Bad-Whg.», Marienfelde. Ich kenne Herrn Tietz' jüngsten Sohn U., er hat mich mit seinem Vater zusammengebracht. Von Frau Grassmann war nicht die Rede, von ihrer Geschichte nichts bekannt. Bei den ersten stundenlangen Gesprächen zwischen ihrem Freund und mir kochte sie Kaffee, reichte Plätzchen. . . Ich suchte, was ich mir unter «alltäglichem», «kleinem» Widerstand gegen die Nazis vorstellte, war auf einfallsreiche Versuche, sich einen individuellen Spielraum zu verschaffen, eingestellt, nicht auf das Leben problematisierende Geschichten oder Erinnerungen. Als aber Paul Tietz die Möglichkeit, «kleinen» Widerstand zu praktizieren, in Frage stellte, als wir, gemeinsam im Album blättern, das Foto mit dem Hitlerbild überm Sofa entdeckten («Was ist denn das da? Ich denke, Sie waren gegen die Nazis?»), als ich ihn eines Tages fragte: rundheraus, Herr Tietz, waren sie vielleicht zu feige, um ihrer inneren Einstellung auch Taten folgen zu lassen? – und als er dann sogar was von «Feigheit» zu «gestehen» begann, da hat Frau Grassmann unterbrochen. «Sie können sich das ja gar nicht vorstellen! Mein damaliger Mann und ich haben einem Freund, der aus dem Zuchthaus ausgebrochen war, monatelang heimlich geholfen und dabei das Leben riskiert. Das Leben der ganzen Familie. Und wir haben unvorstellbare Angst dabei gehabt!» Sie erzählte. Nach ein paar Wochen meinte ich, ich hätte nun zwei Texte, die Feigheit und Tapferkeit illustrieren, «im Kasten» und ging, freundlich beiden gegenüber.

Monate später kam ich wieder und fing von vorne an. Ich hatte in anderen Gesprächen gelernt: mit dieser Schablone komme ich dem verzweifelten Leben anständiger Menschen während der Nazidiktatur nicht auf den Grund. Auch mit der Frage nach der «Einstellung», mit der Frau Grassmann die Angst vorm Nazistaat überwunden hätte, kam ich nicht weiter. Wieso hat diese heute «unpolitische» Frau ein lebensgefähr-

liches Unternehmen gegen das staatlich organisierte Verbrechen gewagt? Mehr aus «persönlichem Interesse» denn im Hinblick auf ein späteres Buch, befragte ich sie nach ihrem Leben vor '33 und nach '45. Und je mehr ich von den individuellen und subjektiven Zusammenhängen erfuhr, begriff ich nicht nur die lebendigen Übergänge zwischen Mut und Angst, Anpassung und Widerstand, sondern auch, dass sich das reale Leben gar nicht in solchen Mustern beschreiben lässt und sich infolgedessen auch die volkstümlichen, weisen Überlieferungen gegen abstraktes Kennenlernen und unpersönliche Bekanntschaft sperren. Wo kann Frau Grassmann vom Samtkleid, Frau Giese von der Puppenstube, Herr Tietz von der Laube denn reden? Sie gelten ja nicht als «öffentliche Persönlichkeiten», deren Lebenserinnerungen Millionenauflagen und Wertschätzung erfahren.

Mit grosser Rührung schrieb ich die Lebensgeschichten nicht nur dieser drei Arbeiterfrauen Giese, Grassmann und L. auf. Unsere Anteilnahme am Leben der Alten, der Noch-nicht-Gestorbenen, sollten wir für wichtig genug halten, einmal unsere Gewohnheit in Frage zu stellen, ihre Leistungen schematisch zu zensieren. Mich befreite das nicht nur von der Arroganz, mit der ich an Paul Tietz vorbeigeredet hatte, von der Besserwisserei, mit der ich Entgegenkommen der Alten ignorierte, die sich einem unbefleckt Nachgeborenen zu erklären versuchen. Ich gab überhaupt die Vorstellung auf, mit der Frage allein nach dem (kleinen) Widerstand, Faschismus nachträglich durch überlebende Augenzeugen kennenlernen zu können.

Für Frau Grassmann insbesondere, so scheint mir, ist nicht der Hitlerfaschismus das Lebensproblem gewesen, welches die grössten Anstrengungen von ihr erforderte, sondern generell ihr fünfzig Jahre andauerndes soziales Elend. Dieses Elend ist für sie mit einem Entsetzen verknüpft, dessen Dimensionen in diesem Buch nur angedeutet werden können.



HANNA SOHST • ZAUBERBERG

Ich musste erst die Strecke Kiel, München, Breslau zurücklegen, ehe ich nach Berlin kam. Aber schon zuvor war ich oft hier. Weitverzweigte Verwandtschaft wohnte in dieser Stadt, in deren Häusern ich zu Besuch war, und hier war das Zentrum verschiedenster geschäftlicher und beruflicher Beziehungen, die meine Familie unterhielt. Mein Grossvater war der Gründer des Deutschen Spritverbandes, besass in Thorn-Mocca eine grosse Spritfabrik. Seine sieben Kinder wurden der Kunst zugewandt erzogen. Mein Onkel war der Gründer des Neuköllner Krankenhauses.

Mein Vater ist in die Zeit des Expressionismus hineingeboren. Er hat mir von Kind an immer mitgeteilt – im eigentlichen Sinne des Wortes –, wenn er neue Bilder gesehen hatte, wie es ihn begeisterte, wenn das Licht sich umwandelt, Licht sich auflöst in einzelne Punkte; die Maler gingen damals raus aus den Ateliers. . . Er war Arzt, aber daneben ein ausgezeichnete Cellist und hatte überall, wo wir uns in Deutschland aufhielten, stets ein Streichquartett oder Trio um sich gesammelt.

In unserem Haus in Kiel, in dem ich 1915 geboren wurde, haben sich 1918 auf dem Dachboden Admirale versteckt, die von den revolutionären Matrosen gesucht wurden. Einmal wurde auch geschossen. Wenige Wochen später brannte das Haus. Das hat über Jahre ein Trauma bei mir hinterlassen. Ich hatte eine unheimliche Angst vor Feuer jeglicher Art. Bei diesem Brand drehte meine Mutter völlig durch. Ich sah sie im Nachthemd auf dem Balkon stehen und die Feuerklumpen fielen herunter.

München: 1924 war das Jahr, in dem der «Zauberberg» erschien. Wenn ich allein auf eine Insel gehen und mich entscheiden müsste, welches Buch mitnehmen, unweigerlich wäre es dies.

Da ist zunächst einmal Hans Castorp, «ein Bewohner des Flachlandes», der nicht als Kranker, sondern als Besucher in das Sanatorium kommt. Aber es ist klar, ungeschoren kommt er da nicht raus. Da ist auch der beunruhigende Röntgenologe Dr. Krokowski, der etwas Dämonisches an sich hat, der spiritistische Sitzungen abhält, dem die Damen nachlaufen. Er ist eigentlich ein Scharlatan, weiss aber genau um seine Wirkung, besonders beim weiblichen Geschlecht. Als Hans Castorp zum ersten Mal sein Röntgenkabinett betritt, überkommt ihn ein kindliches Gruseln, wenn es knattert und blitzt und Aufnahmen vom Innersten gemacht werden. . .

Die sensible Art der Schilderung der Landschaft, der Menschen ist etwas, das mich so reizt, dass ich es beinahe körperlich spüre.

Der Patient, den Castorp besucht, stirbt. Aber im Grunde berührt ihn das gar nicht. Als der Onkel aus dem Flachland kommt und den Lebenden zusammen mit dem Toten nach Hause holen will, empfindet er dies nur noch als Störung. Er bleibt. Erst der Beginn des Krieges befördert ihn einigermaßen unsanft ins Flachland zurück. Im Gepäck hat er den silbernen Bleistift, den Madame Chauchat ihm in «einer etwas unordentlichen Nacht» überliess. Ob er den Krieg übersteht, lässt der Roman offen.

Das Abitur machte ich in Breslau. Ich schrieb zwei gewaltige Arbeiten über Paracelsus und Leonardo da Vinci. Am Tag der mündlichen Prüfung erwartete mich der Oberschulrat: «Nehmen Sie zur Kenntnis, dass Sie Ihre Prüfung nicht mehr ablegen können. Sie können gehen.»

Ich rief meinen Vater an.

«Komm mal nach Hause. . .»

«Was ist denn los?»

«Du darfst nicht erschrecken, vor unserem Haus sind SA-Posten aufgezo-gen!»

Vor beiden Türen zur Wohnung und zur Praxis standen Doppelposten. Als ich hindurch wollte, haben sie mich von oben bis unten bespuckt. Nun wusste ich ganz genau, wer ich war. Jüdin.

WALTER SEITZ • DIE ERSTE STADT DER WELT

Ich studierte im Wintersemester '28/29 in Berlin. Ich war jeden Abend aus! Zu einer kulturellen Veranstaltung, ins Theater. . . Das ganze Milieu war so anregend, so belebend! Politisch habe ich mich nicht betätigt. Nur einmal war ich Zuhörer bei einer Reichstagssitzung. Ich war entsetzt darüber, wie wenig Abgeordnete bei einer Etatrede im Saal sassen.

Das Theater dieser Stadt, ich habe es später ja vergleichen können, war exzellent! Natürlich, man muss nachträglich zugeben, dass es auch etwas dekadenter war, als es damals zugegeben und gesehen wurde. Wissen Sie, Boulevard. Viele gekonnte, mit vielen glänzenden Schauspielern und Regisseuren produzierte Aufführungen. Auch Klassiker. . . Nachträglich weiss ich aber, dass sich die politischen und kulturellen Schwächen der Weimarer Zeit auch darin ausdrückten! Es war eine Endzeit. Am Ende des Rokokos haben die in Frankreich auch nicht ge-merkt, dass ein Umbruch kommt. Man merkt es erst, wenn umgeborenen worden ist. Es war die Spätblüte einer Kultur. Vielleicht eine Spur

morbid. Auch l'art pour l'art, insofern man zufrieden war, dass glänzend gespielt wurde, wobei die Problematik weniger wichtig war. Viel oberflächlicher, gesellschaftlicher! Aber nicht die Spur provinziell, im Unterschied zum Theater heute in Deutschland. Berlin war eine führende Stadt, auch kulturell, wissenschaftlich. . .

Zweimal habe ich Hitler persönlich gesehen. 1927 besuchte ich in München eine seiner Versammlungen. Er tobte. Er hatte damals wenig Erfolg. Keiner hat ihn ernst genommen: So einer kann das deutsche Volk, das so gebildet ist, doch nicht regieren?!

Dann etwa 10 Jahre später. In einem Urlaub in Nürnberg hatte ich mich einer Architektengruppe angeschlossen und die Neubauten des Parteigeländes besichtigt. Plötzlich war da Hitler mit einem kleinen Gefolge. Glänzende Stimmung! Es standen vielleicht etwa 20, 30 Leute um Hitler herum. Auch zwei oder drei Arbeiter waren dabei. Einer von ihnen trat auf einmal auf Hitler zu. Im selben Augenblick wurde er von zwei Zivilisten an den Armen festgehalten. Ich habe da gesehen, wie blitzschnell Hitler reagierte: «Lassen Sie den Mann sofort los!» Er hatte sofort erkannt, dass dieser Arbeiter kein Attentäter war! Der Mann wollte Hitler seine Wohnungssorgen vortragen. Hitler liess es freundlich geschehen: «Bringen Sie das in Ordnung!», sagte er zu einer Ordonnanz. In der Tat, Hitler hatte an diesem Tag leuchtend blaue Augen. Rasch reagierend, blitzschnell eine Situation erfassend, war er relativ natürlich. Keine grosse Pose.

MÜLLER-HEGEMANN • 1. MAI 1929

Für meine Entwicklung wesentlich war der Umzug der Familie 1927 nach Berlin. Dort war Werner Hegemann, ein Bruder meines verstorbenen Vaters, bis zum Jahre 1933 als bekannter antimilitaristischer Schriftsteller und führender Städteplaner tätig. Er hatte viel geschrieben: «Das steinerne Berlin», «Entlarvte Geschichte», «Fridericus», «Napoleon» und andere Bücher, bis er im März 1933 emigrieren musste. Seine Bücher hatte ich zum Teil schon vor 1927 gelesen. Mit Kenntnissen daraus reizte es mich schon in der Schule, Lehrern zu widersprechen, so dass ich mehr und mehr in Opposition geriet.

Umso mehr fühlte ich mich in dem Kreis wohl, der sich an jedem Sonntagnachmittag im Hause meines Onkels traf, Mitarbeiter von der «Weltbühne» und vom «Tagebuch», Schriftsteller wie Hermann Kesten und Alfred Kantorowicz. Es wurde über kulturelle und tagespolitische Probleme diskutiert. Die Prinzipien der Humanität und der Demokratie

wurden von uns allen anerkannt; und wir waren der Überzeugung, dass die Rechtsradikalen eine enorme Gefahr für Deutschland und die Welt bedeuteten. Es blieb nicht aus, dass die Theorien von Marx und Engels und die Praxis des Lebens in der Sowjetunion ebenfalls diskutiert wurden.

Berlin war eine faszinierende Stadt damals. Man konnte recht schnell zum «gelernten Berliner» werden. Dort pulsierte das politische und kulturelle Leben wie in kaum einer anderen Metropole. Nur wenige dachten in den Jahren 1927 und 1928 an eine grosse Weltwirtschaftskrise, an eine faschistische Diktatur in Deutschland und an einen neuen Weltkrieg. Die bürgerliche Demokratie erschien mir als ausreichend funktionierendes System, das die Rechtsextremisten in Schranken halten und den Übergang in den Sozialismus erlauben würde. Doch dann kam mit dem 1. Mai 1929 eine schwere Erschütterung: Die traditionellen Maidemonstrationen, zu denen die KPD aufgerufen hatte, wurden untersagt. Als dennoch in Berlin viele Tausende auf die Strasse gingen, gab der Polizeipräsident Zörgiebel Feuerbefehl. Die Folge waren tote und verwundete Demonstranten in grosser Zahl.

An diesem Tag irrte ich stundenlang durch die Strassen von Neukölln und Wedding und nahm die Empörung der dort lebenden Menschen, die zugleich Hilflosigkeit war, in mir auf. Mir wurde deutlich, dass die Republik in voller Schärfe gegen die «Linken» losschlug, aber die «Rechten» schonte. So wurde der Rote Frontkämpferbund (RFB) verboten. Aber die SA und SS blieben legal.

Die Reichstagswahl im September 1930 offenbarte ein enormes Anwachsen der NSDAP. Schlagartig kam eine tödliche Gefahr für den Frieden, für die Arbeiterbewegung und alle demokratischen Kräfte zum Vorschein. In den Universitäten und auf den Strassen tauchten mehr und mehr faschistische Schlägerbanden auf, von denen man nur sagen konnte: atavistisch, stupide und führergläubig. Diskussionen waren mit ihnen nicht möglich. Wenn sie keine Argumente mehr hatten, erwiderten sie zum Beispiel: «Ja, aber Marx ist doch Jude.» Sie griffen immer wieder Personen an, die für sie Linke oder Juden waren.

Nun musste gehandelt werden. Die SPD und die Weimarer Republik hatten offensichtlich in den vergangenen Jahren versagt. So gelangte ich zu der Überzeugung, dass es notwendig war, den revolutionären Weg zu gehen, zeitweilig auf bürgerliche Freiheiten zu verzichten, um alle Kräfte gegen die drohende faschistische Diktatur, das hiess auch: gegen den Krieg, zu mobilisieren. Ich trat daher im Herbst 1931 der KPD bei.

Nach kurzer Studienzeit in München und Königsberg, wo ich mich der Roten Studentengruppe angeschlossen hatte, der Sozialisten aller

Richtungen angehörten, kehrte ich im Sommer 1932 nach Berlin zurück und wurde für die Leitung einer Tarnorganisation ausgewählt, mit der die Rote Studentengruppe unzufriedene Nazis gewinnen wollte. Diese Tarnorganisation nannte sich «Nationalpolitischer Arbeitskreis», war offiziell zugelassen, und ich als ihr Vorsitzender wurde von der KPD angewiesen, mich an der Universität politisch zurückzuhalten. Nur so entging ich später dem Beschluss, alle kommunistisch einmal aktiven Studenten von der Universität zu relegieren.

Wir führten eine Reihe von Veranstaltungen durch, beispielsweise einen Diskussionsabend über Ernst Jüngers «Der Arbeiter» oder Moeller van den Bruck und sein «Drittes Reich». Wir diskutierten mit Nazi-Anhängern auch über Ostpolitik, das Verhältnis zwischen Deutschland und Russland im Laufe der Geschichte. Wir haben insbesondere mit Strasser-Anhängern einige ganz erfreuliche Diskussionen gehabt.

Strasser hatte Hitler angegriffen, dass er im Grunde doch ein Kapitalistenknecht sei. Er hat ihm die Finanzierung der NSDAP durch Leute wie den bekannten Kohle-Kapitalisten Kirdorf oder Thyssen vorgeworfen. Wir wussten, dass es in der SA manchen gab, der auf Otto Strasser hörte. Diese Gegner Hitlers in der NSDAP nannten sich «Schwarze Front», hatten ein eigenes Organ und waren gar keine so kleine Gruppierung. Aber Goebbels hat es verstanden, in Berlin in «nationalem Sozialismus» zu machen. Manchmal ist er mit einem roten Halstuch aufgetreten. Er vermochte besonders bei den Arbeitslosen ziemlich viele Anhänger zu gewinnen. Sie wurden zum Teil in SA-Unterkünften untergebracht, erhielten Uniform und Verpflegung; sie glaubten an die Reden vom «nationalen Sozialismus». Als Hitler dann an die Macht kam, war der Wedding rot, Neukölln war zum grössten Teil noch rot, aber in anderen Bezirken – Zehlendorf, Steglitz usw. – war es Goebbels gelungen, grosse Teile des Bürgertums und des Proletariats zu gewinnen. Er war dermassen demagogisch. . . der Kerl hat es zustande gebracht. Ich kann mich an eine Sportpalastkundgebung erinnern, ich hatte es nicht für möglich gehalten, es waren typische Arbeiter jungens, die da in SA-Uniform mit grosser Selbstverständlichkeit «Heil Hitler» schrien, ihre Lieder sangen und bei Diskussionen sagten: «Nur der Nationalsozialismus bringt uns den Sozialismus».

Wohlgemerkt, die Mehrheit der Bevölkerung stand bei Weitem nicht bei den Nazis, die KPD war 1932 stärkste Partei in Berlin. Dennoch war es erschütternd, wie gross der Anteil der NSDAP geworden war.

Was die nationalen Interessen des deutschen Volkes anlangte, konnte seitens der KPD zu wenig den demagogischen Versprechungen

Goebbels entgegengesetzt werden, so dass die Nazis vielen Menschen als die einzige Kraft erschienen, die auf nationale Fragen eine Antwort hatte. Wir wurden als «Moskowiter» beschimpft, als Leute, die über die III. Internationale eher Moskaus als Deutschlands Interessen vertreten würden.

Schon auf der Ebene des Auftretens der Parteiredner in grossen Massenveranstaltungen war es schwer, der Goebbels'schen Verführungskunst etwas entgegenzusetzen, was die Massen für den Sozialismus, für Demokratie und Frieden begeistern konnte. Referate von führenden KPD-Funktionären folgten meist dem, wie wir es nannten, «Prinzip Stopfgans». Nach einer Rede von Hermann Matern, dem Vorsitzenden der Königsberger Bezirksleitung, auf einer Massenveranstaltung sind wir zu ihm gegangen: «Du hast alle richtigen Argumente gebracht! Aber sie kommen bei den Massen nicht an!» «Du magst recht haben, ich will es mir noch einmal überlegen», hat er geantwortet. Aber er bekam von Moskau und dem ZK-Haus in Berlin alles derartig haargenau vorgelegt, dass er sich nicht freireden konnte.

Im Wettlauf gegen die Nazis haben die Kommunisten wie die Sozialdemokraten nur Menschen, nur die Köpfe und Herzen der Menschen aufbieten können. Das Geld war auf Seiten der Deutschnationalen, der NSDAP, der SA und SS. Man muss in diesem Zusammenhang auch immer wieder darauf hinweisen, dass bei keiner Wahl, in keinem Moment die Nazis jemals die Mehrheit der deutschen Wähler hatten. Deshalb ist es auch ein empörender Fehler gewesen, dass die KPD gegen die SPD noch 1931/32 scharf aufgetreten ist. Wenn man allein bei der letzten Reichspräsidentenwahl einen gemeinsamen Kandidaten gefunden hätte, ob das Otto Braun gewesen wäre oder irgendein anderer, das ist in so einem Fall gleichgültig, hätte man Hindenburg auf diese Weise hinausmanövrieren können. Damit hätte man verhindert, dass die Nazis legal im Januar 1933 als Regierung eingesetzt wurden.

Wenn man bedenkt, dass die NSDAP nach dem ersten Weltkrieg eine unverhüllte Kriegshetze betrieb, sich auf «Mein Kampf» bezog, wo offen von der «Eroberung notwendigen Lebensraums» in Russland und Polen und den baltischen Ländern gesprochen wurde, ... es packte einen die Wut gegen diese faschistischen Kriegstreiber, die sich 1932 anbiederten, sie würden nur mit legalen Mitteln die Macht zu erringen versuchen. Mir war es ein Bedürfnis, in einer möglichst grossen antifaschistischen Aktionseinheit, die sich dann tatsächlich im Sommer 1932 abzeichnete, diesen Vernichtern unseres Lebens in Deutschland und in anderen Ländern die Faust zu zeigen, die uns provozierten mit riesigen Aufmärschen, auch vor dem Liebknecht-Haus in Berlin, von der Polizei

geschützt, wo sie schrien: «Nieder mit der Kommune! Nieder mit den Untermenschen! Wenn's Judenblut vom Messer spritzt.

MARTHA L. • ARBEITERRAT UND ROTER ARBEITERRAT

Mein Mann ist dann 1929 und ich 1930 in die KPD eingetreten. Das war die Zeit, wo sie alle langsam arbeitslos wurden. Ich war nachher die einzige in der Familie, die noch Arbeit hatte. Ich war bei Osram in der KPD-Betriebszelle. 1931/32 wurde ich auch in den Betriebsrat gewählt. Ich war die einzige Frau. Wir nannten uns «Roter Arbeiterrat».

War das die Bezeichnung für den Betriebsrat?

Nein, so nannten wir uns erst, als SPD und KPD keinerlei Zusammengehen finden konnten. Die Partei hat gesagt: Also gut, wenn es nicht geht, müssen unsre Genossen eben extra dokumentieren, wer sie sind. Dadurch wurde getrennt. Es hat dann den Arbeiterrat der SPD und den «Roten Arbeiterrat» gegeben, wo wir viere drin sassen. Den Namen hatten die und wir extra, auch bei den Wahlen waren die und wir extra. Aber bei den Sitzungen vom «Arbeiterrat» sassen wir zusammen. Wir waren praktisch eine Fraktion.

Wie haben Sie denn da gearbeitet?

Das ist schwer zu sagen. Wir gingen davon aus, dass man im Betrieb erst mal Erleichterungen schaffen müsste, während sich die SPDler eigentlich weniger um die Kollegen gekümmert haben. Sie hatten zum Beispiel die gesamte Betriebskrankenkasse unter sich, in ihren Händen. Ich weiss noch, wie wir immer sehr wütend dagegen angepoltert haben. Diese ganzen Verordnungen, so unzureichend wie die gesamte Versorgung. Dann hatten wir insgesamt auch viel mehr Forderungen als die von der SPD! Aber viel konnten wir viere nicht machen. Alles, was wir vortragen, wurde immer wieder unter den Tisch geredet. Nur in Kleinigkeiten konnten wir helfen.

Zum Beispiel?

Meine Abteilung war eine grosse Versuchsabteilung. Zum ersten Mal bei Osram wurden Glühbirnen von Anfang bis zur Verpackung an einem Fliessband hergestellt. Unsere Arbeit wurde laufend studiert, damit man es später im gesamten Betrieb so machen konnte. Wir 12 Frauen in dieser Abteilung haben richtig produktiv gearbeitet. Von der ersten bis zur letzten Maschine haben wir durch unsere Arbeit praktisch die ganze

Versuchsabteilung am Laufen gehalten. Wegen der grossen Hitze war es erforderlich, dass wir zwischen Frühstück und Mittag eine Zwischenpause erhielten. Ich bin zur Abteilungsleiterin: «Wir brauchen unbedingt eine Pause von 10 Minuten!» Eine Menge Verhandlungen wurden geführt. Schliesslich erhielten wir die 10 Minuten!

Es gab gleich danach aber einen Zwischenfall mit einer Kollegin, die immer besonders eifrig war. Kaum klingelte es zu dieser heisserkämpften Pause, lief die nun, ruff uff'n Topp, wusch sich die Hände, und schon sass sie nach 2 Minuten wieder auf dem Schemel am Band. Nun haben wir die zuerst nur veräppelt: «Klingellingeling-ruff uff'n Topp – Hände wasch wasch wasch – zurück ans Band.» Als ob man die 10 Minuten gar nicht brauchte. Das hatte bei ihr aber keine Wirkung. Wir sahen es uns eine ziemliche Weile mit an. «Was hat uns diese 10-Minuten-Pause gekostet. Aber bald sagt der Meister, was die kann, könnt ihr auch, und weg ist die Pause!», sagte ich zu den Kolleginnen. Also, wir mussten ihr eine Lehre erteilen. Und wie sie am anderen Tag wieder zur Toilette raste, haben wir sie da eingesperrt und erst nach 10 Minuten wieder rausgelassen. Da hat mich die Abteilungsleiterin dann in eine andere Abteilung versetzen lassen, aber die 10 Minuten blieben.

Eine Freude war es nicht, als einzige Frau im Betriebsrat zu sitzen. Ich bin ja sozusagen von der Oberschlesischen Klotzpantinschule in den Betriebsrat rein! Die letzten Jahre hatte ich doch so gut wie nichts dazu gelernt. Das bisschen, was zu Hause gesprochen wurde, reichte nicht aus, um im Arbeiterrat tätig zu sein. Ich war so unwissend! Die andern war'n in den Dingen solche Fuchser, wussten in allem Bescheid, hatten eine ganz andere Bildung, waren ja schon reine Politiker! Wir viere waren noch viel zu unsicher. Natürlich hatte die KPD auch noch andere Leute, die ein bisschen wissender waren als wir. Aber aus Disziplin. . . ist man da immer hin und kam sich sehr dumm vor. Das hat mir absolut nicht gefallen. In unserer Zelle war ein einziger, ein Auslandskorrespondent, der mehr wusste, aber der gehörte zu den Angestellten und konnte uns auf den Betriebsratsitzungen nicht unter die Arme greifen. Wir hatten niemand anderes, den man werben konnte. . . aus einer anderen Schicht vielleicht. . . Wir hatten auch unsere Schulungsabende, aber in jedem Betrieb ist es doch anders, jeder Betrieb hat seine eigenen Seiten, man konnte, was man da lernte, nicht verallgemeinern! Was man dort erfahren hatte, konnte man nicht direkt auf seinen Betrieb übertragen. Wenn dann noch Forderungen von der Partei an uns gestellt wurden: Genossen, ihr müsst das und das durchsetzen. . . ihr müsst Betriebsversammlungen gemeinsam mit der SPD durchsetzen! . . .

Das ist nie gelungen! Wenn sie von der SPD eine Versammlung hatten, sind wir immer hingegangen. Aber sowie wir von der Betriebszelle oder vom «Roten Arbeiterrat» eine einberufen hatten, sassen die Genossen immer unter sich. Es gab eben manche utopische Forderung an uns, die wir viere gar nicht haben durchsetzen können. Wir haben uns dann mehr darauf vorbereitet, auf den SPD-Versammlungen unsere betrieblichen Belange vorzutragen. Zu einer Betriebsversammlung haben wir einmal unsern Genossen Walter Ulbricht reingeschmuggelt. Wir haben alles mit ihm zusammen vorbereitet. Wir haben ihn in einen Schlosseranzug gesteckt, «Mach dich ein bisschen klein!», und haben ihn zwischen uns genommen und durch die Einlasskontrolle gekriegt. Grossartig ist er nicht zu Wort gekommen. Er hat mit Betriebsbelangen angefangen, von uns war er ja informiert. Dann ging er auf die grosse Politik ein. Er hat die Politik der SPD blossgestellt. Entlarvt, wie wir immer gesagt haben. Damit waren sie nicht einverstanden und fingen an zu strampeln. Der Vorsitzende der Versammlung sagte dann: «Fremde haben hier überhaupt nicht das Wort zu ergreifen!» Man holte die Polizei, und draussen war er.

Wir haben dann vor allem in unserer Betriebszellen-Zeitung unsere Meinung sagen können und natürlich einzeln gegenüber den Kollegen in der Abteilung.

E. GRASSMANN • JEDER WOLLTE, DASS ICH WO BEITRETE

Das Wichtigste war für mich, Arbeit zu haben. Politisch war ich nicht. Auf dem Gebiet war mir alles so unsichtbar: dass wirklich mal was anders wurde, habe ich nie gesehen. Jeder wollte, dass ich wo beitrete. Aber ich war nicht dafür. Bei Wilke in der Reuterstrasse hatten sie doch ihre Versammlungen abgehalten. Überfüllte Säle, grosse Versprechungen, nichts ist geschehen, jeder wollte das Beste! Wenn die KPD von Russland sprach, habe ich schon mitgekriegt, dass es den Leuten dort mit dem Kommunismus besser geht. Denn schliesslich musste ich ja immer mit den vollen Biergläsern in den Saal. Und der Wirt freute sich, dass die Bude voll war. «Hier muss es auch so werden!» Mich hat es dann nicht mehr interessiert. Ich wusste, sie haben sich immer in den Haaren, dann kommt die Polizei, verhört sämtliche Leute die halbe Nacht, dann wusste man nicht, wie mitten in der Nacht heimkommen! Diese Keilereien waren doch wirklich nicht ohne! Flaschen, Stühle, die ganze Einrichtung kaputt! Da haben Sie doch als junges Mädels Angst.

Wenn es mir in dem Winter ganz schlecht ging, habe ich mal versucht zu betteln. Da hiess es: «Geh doch arbeiten!» Mir war die Arbeit das Wichtigste! Von der Mutter konnte ich nichts kriegen. Vom Vater habe ich nichts gekriegt, obwohl der auf seinem Dorf inzwischen eine Wirtschaftlerin geheiratet hatte. Einmal bin ich zu ihm hin und habe, weil ich wusste, dass er Schuhe besohlen kann, alle meine kaputten Schuhe mitgenommen. Kaum stand ich in der Tür, sagte seine zweite Frau: «Was willst du denn hier?!» Und er hat nur gesagt: «Du kannst ja hier bleiben und hier arbeiten!» Ich hätte mein Essen gehabt und sonst nichts. Tief beleidigt habe ich meine Schuhe dort gelassen und bin sofort ab. Meinen Vater habe ich nur noch zweimal danach getroffen. Im Krieg hatte ich mal paar Sachen vor den Bomben bei ihm untergestellt. Als ich die Sachen wieder holen wollte, waren die Russen schon da. Er konnte die Niederlage einfach nicht begreifen: Dass jetzt die Russen hier sind! Er hat es nicht ertragen und sich aufgehängt.

Die Zeit war furchtbar. Heute kann es keiner mehr verstehen. Es war so furchtbar, man wusste nicht mehr weiter. In dieser ganzen Not habe ich dann für einen Appel und ein Ei auf einer Hühnerfarm in der Buckower Chaussee gearbeitet, Hühner füttern! Und wieder im Haushalt helfen als Magd! Dazu kam noch, dass mich die Eltern meines Freundes damals noch nicht wollten. Standesbewusste Leute, wollten nicht, dass sich ihr Sohn mit mir verheiratete.

Ich wollte was anderes aus meinem Leben machen. Ich wollte mich eben nicht unterkriegen lassen. Als ich mein Fahrgeld irgendwie zusammen hatte, bin ich ab zu meinen Grosseltern in die Schweiz. Aber hier, der Wossilus, der Polizist, hat dann plötzlich lauter Dämlichkeiten gemacht. Zum Beispiel hat er seinem Vater ein Motorrad geklaut, um zu mir in die Schweiz zu fahren, und andere Sachen, dass man ihn sogar aus der Polizei rausgeschmissen hat. Da haben seine Eltern der Heirat zugestimmt. Als sie mir das schrieben, habe ich bei Nacht und Nebel meine Koffer gepackt und bin schnell, ganz schnell zurück nach meinem Berlin. Am 4.9.31 haben wir geheiratet.

H. SAUER • KREUZBERG, IM HAUSFLUR STEHEND

Wir waren sechs Kinder und bewohnten mit unseren Eltern eine Zweizimmerwohnung in der Nostizstrasse in Kreuzberg. Eigentlich war das eine Zimmer gar keins. Man konnte besser Korridor oder Alkoven dazu sagen. Der Wirt hatte ein Berliner Zimmer in Küche und Korridor aufgeteilt. Unser Klo stand mitten in der Küche. Trotzdem sind alle Kinder ganz lebensüchtig geworden. Nach der heute gängigen Meinung müssten wir «logischerweise» Kriminelle geworden sein!

In unserer Strasse habe ich das ganze sozialdemokratisch-kommunistische Arbeiter-Milieu kennengelernt. Weiss noch genau, wie das bei Strassenkämpfen ablief. «Die Sipo kommt!», hiess es, dann kamen sie in riesigen Mannschaftswagen, die Tschakos auf, schrien: «Strasse frei!» Wer nicht verduftete, wurde festgenommen. Mein Bruder sagte mal, so im Hausflur stehend: «Wieso? Ich kann doch hier stehen! Ich habe doch damit nichts zu tun! Mir? Kann keener wat!» Er war damals grundsätzlich gegen alles, was Obrigkeit hiess. Als sie geschossen haben, hat man ihm die Knöchel durchschossen. Obendrein sass er dafür noch wochenlang in Untersuchungshaft. Aber so gut war es ihm zuvor noch nie gegangen, das Essen dort war sehr gut! 1927 bekamen Arbeitslose ein paar Mark Unterstützung die Woche!

Reichsbanner und KPD zogen mit Gesang und Schalmeien in die Hinterhöfe, um zu informieren, Stimmen zu gewinnen. «Arrbeitererrr! Arrbeiterinnen! ...» höre ich heute noch. So lernte ich die ersten Arbeiterlieder kennen. «Brüder, zur Sonne, zur Freiheit!», «Dem Morgenrot entgegen, ihr Kampfgenossen all!», «Wacht auf, Verdammte dieser Erde, die stets man noch zum Hungern zwingt!» Es gab damals kaum Radios. Die Bewohner hingen aus den Fenstern und nahmen Stellung. Mancher Blumentopf ist geflogen! Ich fand alles sehr aufregend. Ich war in dieser Zeit so etwas wie ein Edelkommunist. Wegen meiner kommunistischen Anschauungen bin ich einmal fast von der Schule geflogen.

ERWIN GROTH • WEDDING, VOM FENSTER AUS

Wir waren acht Kinder, unser Vater war Dreher, alle sind wir hier im Wedding grossgeworden. Mein Vater war aus dem ersten Krieg als Kriegsgegner nach Hause gekommen. Er war rotsozialistisch. Aber er hat sich mehr gleichgültig, nicht radikal verhalten. Hier im Wedding haben wir ja schon als Kinder viel mitgekriegt. Unsere Tante wohnte

Weddingstrasse 5, gleich gegenüber von dem Kommunistenlokal in der Kösliner Strasse. Wir waren oft dort und schauten aus dem Fenster. Sie kennen ja die Geschichte der Strasse! 1929! 1. Mai! Demonstrationen! Am Gesundbrunnen der BVG-Streik! KPD, SPD und Nazis: jeder schlug sich gegen jeden. «Haltet die Fäuste bereit!», dieses Lied von Weinert... Sie kennen das ja, «Roter Wedding!» Jeder gegen jeden.

Ich ging in die Puttbusser Strasse in eine weltliche Schule. Einmal ist beinahe wegen mir ein Schulstreik ausgebrochen. Obwohl ich mehr Aussenseiter, Stubenhocker war. Ich musste damals immer orthopädisch turnen. «Dann und dann kann ich nicht kommen, wegen einer Beerdi-gung!» habe ich mal zur Ärztin gesagt. Was das denn für eine Beerdi-gung sei, hat sie mich gefragt. Ich erzählte, von den zwei Todesfällen wegen Diphtérie und dass auch schon 16 Schüler meiner Klasse daran erkrankt waren. Sie war unheimlich aufgebracht, denn Bensch, der Schulleiter, hatte es ihr gegenüber verschwiegen, jedenfalls nichts gemeldet an die Gesundheitsbehörde. Da kam es zum Streik. Viele Schüler waren kommunistisch eingestellt und beim Jungspartakus.

Gibt es noch Fotos aus Ihrer Schulzeit?

Nein. Alles verbrannt. Ausgebombt. Aber ich erinnere mich noch an die vielen Lieder, die damals gesungen wurden. Sie waren sehr weit verbreitet. Die Nazis haben sie auch gesungen, mit verändertem Text, versteht sich. Es gab ja Lieder, die erst einen kaiserlichen, dann einen kommunistischen und schliesslich einen Nazi-Text hatten. Kennen Sie das Lied vom «Kleinen Trompeter»? Weil bei einer Versammlung ein Mann ihres Spielmannzuges von der Polizei erschossen worden war, haben das zuerst die Kommunisten gesungen. Dann haben aber auch die Nazis drauf gesungen. Wo es hiess: «War keiner so lieb und so gut, als unser kleiner Trompeter, ein echtes Rotgardistenblut», haben die Nazis gesungen: «War keiner so lieb und so gut, als unser Sturmführer Wessel, ein echtes Hakenkreuzlerblut!» Oder kennen Sie das? Kommunistisch hiess es:

Wir reissen hoch die Riesenapparate/ Mit Eisengriff die Hand das Steuer hält./ Bald kreist wachend überm Sowjetstaate/ die erste rote Luftarmee der Welt.

Oder so ähnlich. Und der Refrain:

«Drum höher, höher und höher!/ Wir steigen trotz Hass und Hohn./ Und jeder Propeller singt surrend Rotfront./ wir schützen die Sowjetunion!»

Die Nazis haben die letzten Zeilen im Lied und auch noch andere Stellen umgedichtet zu:

«Und jeder SA-Mann ruft mutig Heil Hitler!/ Wir stürzen den jüdischen Thron!»

Auch das Horst Wessel-Lied der Nazis war ursprünglich ein altes Marienlied aus der Kaiserzeit. Zwischenzeitlich hatten es ja die Kommunisten übernommen und sangen:

«Die letzte Nacht haben wir an Bord geschlafen/ Die letzte Nacht haben wir an Bord geruht./ Mit einem Rotfront, ihr lieben Kameraden/ Mit Volldampf geht's der lieben Heimat zu./ Die Strasse frei den roten Bataillonen!/ Die Strasse frei, der RFB marschier!/ Hat auch Zörgiebel den RFB verboten/ Wir leben so, marschieren trotz Verbot!»

Die Nazis sangen:

«Die Strasse frei den *braunen* Bataillonen . .

Oder das alte kaiserliche Argonner-Lied! Kurz nachdem der Liebknecht umgebracht worden war, hat die KPD das berühmte Büxenstein-Lied draus gemacht: «O Spree-Athen. . .» Und die Nazis haben daraus gemacht:

«Durch Grossberlin/ Marschieren wir./ Für Adolf Hitler/ Kämpfen wir./ Die rote Front/ Schlagt sie zu Brei./ SA marschier!/ Die Strasse frei!»

Und die Nazis waren vielleicht bei ihren Demonstrationen brutal! Wer am Strassenrand stand, sollte die Fahne grüssen, wer nicht grüsste, den nahmen sich zwei aus dem Demonstrationzug vor. Schulterriemen ab, aus der Reihe raus an den Strassenrand und draufgeschlagen! Im Hausflur war eine kleine Treppe neben dem Eingang, die sind wir dann immer hochgerannt. Man war also vorsichtig. Ich war vielleicht auch übervorsichtig. Man dachte: entweder wird man verhaun oder abgeholt. Später war es dann ja die ganze Zeit über so: zwischen Verhaun und Abgeholt musste man durch.

E. KÖTTING • OBERSCHÖNEWEIDE, IN DER AEG-SIEDLUNG

In meiner engeren Familie waren nur entschiedene Nazi-Gegner. Mein Vater war schon vor 1918 Mitglied der SPD gewesen, nicht erst danach geworden, weil er als Beamter davon eventuell Vorteile gehabt hätte, hier in Berlin! Nein, es war die sozialdemokratische Parole nach dem Krieg: «Nie wieder Krieg!», die ihn bestärkt, begeistert, sicher gemacht hat. «Nie wieder Krieg!» war für ihn eine Zusicherung: darauf kannst du dich berufen, mit diesem Satz bist du voll einverstanden, das ist die richtige Partei für dich.

Er kümmerte sich nicht so sehr um Tagespolitik. Er fühlte sich auch als Sozialdemokrat mehr für das zuständig, was an Aufgaben und Problemen in seinem Lehrerberuf gestellt war. Er orientierte sich an der «Fritz-Karsen-Strömung», eine demokratische pädagogische Reform-

bewegung, und arbeitete an der «Lebensgemeinschaftsschule Oberschöneweide», wo viele SPD-Lehrer waren. Wir wohnten auch in Oberschöneweide, in der AEG-Siedlung. Dort wohnten fast nur Sozialdemokraten, man sah das bei Wahlen, wenn die Mieter geflaggt hatten: Schwarz-Rot-Gold! Meine Eltern haben uns Kinder viel zu Demonstrationen mitgenommen. Ganz in unserer Nähe fanden die jährlichen Walther-Rathenau-Feiern der SPD statt. Rathenau hatte ja den AEG-Konzern aufgebaut, er lag in unserer Gegend in einer Familiengruft begraben.

Anlässlich des Todes von Friedrich Ebert haben wir alle bei einer Demonstration teilgenommen. Mein etwas älterer Bruder war beim Reichsbanner organisiert. Ich selber war nicht organisiert, aber natürlich war ich gegen Hitler. Mein Vater hatte mir «Mein Kampf» zu lesen gegeben: «Hier! Lies mal! Steht alles drin!»

Irgendwie hat man uns in die Katastrophe hineinlaufen lassen. Auf einer Kundgebung des Reichsbanner, zu der mich mein Bruder mitnahm, hat ein Redner – ich würde heute sagen: – nichts als Resignation verbreitet:

«Nach Ihnen, Herr Hitler, kommen wir, um das Trümmerfeld, das Sie uns hinterlassen werden, wieder aufzubauen!»

Haben Sie etwas von der antifaschistischen Propaganda der Kommunisten mitbekommen?

In unserer Familie kam das nicht an. Gewöhnlich wurden KPD-Kundgebungen von der Polizei aufgelöst. Prügeleien entstanden. Zu Hause hiess es immer: Mit solchen Leuten kann man sich doch nicht zusammentun! Thälmann wurde als lächerliche Figur abgetan.

MARTHA L. • MITTE, VOM BAUM RUNTER

An Thälmann kann ich mich noch erinnern wie heute. Ich sehe ihn noch im Berliner Lustgarten, da oben, er sprach ja immer von irgendwo runter, es war eine gewaltige Demonstration. Aber die Demonstrationen waren immer gewaltig. Das Schöne war, dass wir von den verschiedenen Bezirken zum Lustgarten hin und nach dem Ende der Kundgebung geschlossen in die Bezirke zurückmarschiert sind. Voller Begeisterung – das gab es nicht, dass man gefahren wäre – unter Gesängen und Kampfliedern nach Hause. Polizei immer rechts und links daneben, immer dabei. Ich habe auch mal eine Tracht gekriegt. Demonstrationen waren immer erst mal verboten. Daraufhin hat die Bezirksleitung alles

drangesetzt, dass sie erlaubt wurden, und dann war die Polizei immer besonders zornig. Jeder kleinste Anlass wurde gefunden, um einem doch noch eine zu versetzen. Ich bin wohl mal einen Schritt zu weit aus der Reihe gegangen – bumms, habe ich ein paar mit dem Gummiknüppel über den Rücken gekriegt. Die Republik: Wenn sie irgendwie konnten, haben sie einem eins verpasst.

VERA Z. • AUSSERHALB, SCHWIMMENDE WIESEN

Meine Eltern hatten das Radiogeschäft meiner Grosseltern übernommen, die als Anhänger des russischen Zaren aus Russland, wo sie ziemlich grosse Bauern gewesen sind, nach Berlin geflüchtet waren.

1930/31 ging das Geschäft aber zugrunde. Wie das im Einzelnen ging, weiss ich nicht mehr. Meine Eltern haben nicht viel darüber gesprochen, damals hatten sie keine Zeit für mich und meinen Bruder. In dieser Zeit sind wir wegen der Geschäftsschwierigkeiten anderthalb Jahre aus Berlin weggekommen. Zuerst in ein Militär-Waisenhaus in Potsdam, dann, ich allein, zu Pflegeeltern nach Grosskörös, bei Königswusterhausen. Wann war eigentlich das Geschäft aufgelöst? . . . weiss nicht. . . kann mich eigentlich an überhaupt nichts mehr erinnern. Es ist ja auch schliesslich schon lange her!

War es ein grosses Geschäft?

Es war eine Radiogrosshandlung, in einer Gewerbewohnung, Koch-, Ecke Markgrafenstrasse, vierter Stock. Aber auch was dieses Haus angeht. . . kaum erinnerlich . . . eigentlich weiss ich nur noch, dass unten ein anderes Geschäft war, mit Schaufenstern, Möbel, Liegemöbel, die damals modern waren, eine platte Nase habe ich mir geholt, wenn ich da reinguckte.

Was hat Sie denn so fasziniert?

Eine Chaiselongue hatten sie, die sich drehte. . . ob das nun wirklich eine Chaiselongue war. . . jedenfalls ein sich drehendes Liegemöbel. . . Ich dachte immer, *ich* liege da und drehe mich.

Auf dem Land war man abgeschnitten. Es war nicht mal weit weg. Mit dem regulären Dampfzug, vom Görlitzer Bahnhof aus, ein paar Stationen. Ich habe da eine furchtbare Zeit erlebt. Musste schuften und bekam ständig Prügel, wenn ich was falsch gemacht hatte, und zu Hause bin ich nie geschlagen worden! Von den Holzpantinen haben mir die Knöchel geblutet und die Knie, wenn ich frisches Heu auf dem Heu-

boden – als Siebenjährige! – entgegennehmen musste! Aber viel mehr weiss ich auch davon nicht. . . Im Kuhstall hatte ich riesige Angst. Ich war so ein kleines Ding, musste mit einer Mistgabel an den Kühen vorbei, fürchtete mich immer, wenn sich die Kühe nach mir umdrehten. Ich hatte Angst, sie würden mich anstossen, und ich würde hinstürzen. Wirklich, ich weiss noch wie heute, wie ich durch den Kuhstall regelrecht balanciert bin! Zu Hause ging ja derweil nicht nur das Geschäft, sondern auch die Ehe kaputt. Das Personal soll auch angefangen haben zu stehen, Schwierigkeiten mit den Löhnen. . . Mutter war noch als Geschäftsführerin eingeschrieben worden, musste den Offenbarungseid leisten, Scheidung. . . ich habe, wie gesagt, alles nicht so mitgekriegt. Ich traute mich nicht, nach Hause mitzuteilen, was die Bauern mit mir anstellten. Die haben sogar Fotos von mir gemacht, friedliche Umgebung, niedlich gekämmt, und wenn ich geheult habe, haben sie mich wieder verprügelt. Ich war ja sogar mal zu Hause, aber wann?. . . Weiss ich jetzt nicht mehr. < . . jedenfalls, alles zu, es klopfte, klingelte Sturm. . . nicht aufgemacht, Mutter fing an zu weinen. . . kann ich mir alles nicht mehr so genau zusammenreimen. Aber: Kennen Sie schwimmende Wiesen? Kennen Sie das? Nein? Das war das Schlimmste! Weil ich am leichtesten war, schickten die mich da drauf! Man kann ja auch sagen, wo's am gefährlichsten war! Viereckige, sogenannte Holzschlüpfer bekam ich an die Füsse und musste einen Hund führen, der zog einen Handwagen, dessen Räder genau auf Holzlatten gehalten werden mussten, damit er nicht einsank. An einer bestimmten Stelle mit Gras volladen und wehe, wenn er umkippte, dann kam 'ne Abreibung. Wiesen. . . wo drunter kein Grund. . . kein Nichts mehr ist. . . wo immer alles wegrutschte, wenn man drauftrat, wo mit jedem Schritt Wasser über das Gras schwappte, plötzlich, als wenn da ein ganzer See drunter läge.

Aber, wie gesagt, ich kann nichts von den Krisen jahren erzählen. Als ich wieder nach Berlin zurückgeholt wurde, war das Geschäft aufgelöst, die Scheidung vollzogen, Vater war Nazi geworden, meine Mutter war in ein Haus in die Wienerstrasse umgezogen, in einer Fabriketage hausten wir mit dem ganzen Restkram vom Geschäft, ohne Strom.

PAUL TIETZ • KOLONIE ABENDRUH, DER ZWICKELERLASS

Ich bin immer Arbeiter gewesen. Ich habe eigentlich immer viel Schwein gehabt. Mir ging es eigentlich immer verhältnismässig gut. Natürlich war ich immer ziemlich arm. Aber eigentlich hatte ich 'ne Menge Glück. Von ganz links und ganz rechts habe ich eigentlich nie viel gehalten. Vielleicht lag das aber gerade auch daran, dass ich eigentlich immer viel Glück hatte.

Mein Vater war Eisenbahner und bis 1916 auch Frischgrasmäher im stadteigenen Dahlemer Gutshof. Meine Mutter half ihm dabei, Gras zu mähen. Als sie älter waren, haben sie in der Kolonie «Abendruh» einen Garten gehabt. Dort waren viele aus den Arbeiterparteien. Ich kam schon als Junge in Kontakt mit ihnen. Beim Kapp-Putsch war in unserem Haus unten eine Wache stationiert. Sie haben mich auch mal mit dem Gewehr in die Luft schiessen lassen. Es hat laut geknallt, da hab ich mich vor Schreck verkrochen.

Klar war ich gegen die Nazis. Dass Hitler den Krieg wollte, wusste damals ja nicht nur ich, in Arbeiterkreisen waren es Tausende, die so dachten. Verblüffend war nachher nur, dass nach der grossen Arbeitslosigkeit, nach 33, plötzlich wieder Arbeit da war!

Welche Partei hast du denn gewählt?

SPD und KPD, immer.

Was hast du dir denn davon versprochen?

Dass es aufhört, dass der streikende Arbeiter den ungeheuren Verlust alleine trägt. Dass vielleicht ein internationaler Gerichtshof gegründet wird, der unter öffentlicher und allgemeiner Kontrolle die Probleme der Arbeiter löst. Dass Regelungen gemacht werden, die gut verständlich sind für alle. Kurz gesagt: den Arbeitern sollte es besser gehen. Dass man

Herr Grassmann
auf dem Weg
zur Arbeit



nicht mehr mit der eigenen Kraft und Anstrengung wunderschöne Strassen baut, aber auf dem Weg zur Arbeit mit dem Fahrrad über Feldwege fuhrwerken muss, und so.

Vor 1930 war ich auch immer ein Freund der KPD. Aber die Rivalitäten zur SPD wurden mir dann zu gross. Die SPD war zwar viel zu lasch. Aber dieser Parteienkrach war doch gegen jede Vernunft. Und bei der letzten Reichspräsidentenwahl noch den Thälmann zu setzen, der keinerlei Chance hatte. Hindenburg hätte doch gar keine Chance gehabt, wenn sie mit der SPD zusammen einen gemeinsamen Mann gesetzt hätten! Diese ganzen Parlamentsdebatten. Puuuh! Ich erinnere mich noch an die Debatten über den Zwickel-Erlass. . .

Was für n Ding?

Es wurde tatsächlich ein Gesetz gemacht, dass man die Badehose nicht ohne Zwickel im Schritt tragen durfte! Dass also nichts rechts oder links rausgucken durfte! Das ist doch ein Beispiel für das Getue im Parlament. Man muss sich das mal vorstellen! Die Politiker eines Landes, wo Tausende hungern und frieren und verelenden, müssen sich hinsetzen und im Parlament heftig darüber streiten, ob ein Penis an der Seite rausgucken darf oder nicht, ob das Herrn Brüning verschreckt oder nicht! Auf diese Weise werden doch sehr viele wichtige Sachen durcheinandergebracht. Durch so ein Gekeife wird man doch bloss abgelenkt!

Mit Ablenkung kann man eine Menge Verwirrung stiften. Einmal gab es im Kino am Noliendorfplatz den Film «Im Westen nichts Neues». Die Nazis wollten nicht, dass er vorgeführt wird, weil er ja nicht vom strotzenden Heldentum handelte, wie sie sich's wünschten. Da haben sie in Massen von Kartons weisse Mäuse mitgebracht und sie während der Vorstellung losgelassen. Die Weiber sind hysterisch aus dem Kino gerannt, und die Vorstellung war gelaufen!

E. KÖTTING • PLÖTZLICH, ALLES IM ELEND VERSUNKEN

Nach und nach, aber plötzlich, ist alles im Elend versunken. In unserer Verwandtschaft hatten wir einen Onkel, Hochbautechniker in einem kleinen eigenen Betrieb, der pleite ging. Plötzlich merkten wir, dass er schon vier Jahre arbeitslos war. Jetzt hatte er gesagt, dass er nicht einmal mehr eine richtige Hose zum Anziehen hatte. Er und seine Familie wurden Nazis: «Von 15 Mark Stütze die Woche können wir nicht leben! Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!» Für

diese Familie war es furchtbar hart. Immer wieder, wenn man sich traf, sagten sie: «Nee, so können wir nicht leben!» Die ganze Familie war neidisch auf meinen Vater, der mit seinem Lehrergehalt von 400 Mark und 100 durch einen Kurzschriftkursus damals ganz gut dastand.

Andere Verwandte waren in der Nähe der polnischen Grenze. In diesem Dorf wurde Mädchen, die mit Juden zusammen waren, plötzlich aufgelauret. Und die Haare geschoren!

«Unsere schlimmsten Feinde sind die Juden!» sagte mein 18jähriger Vetter und fand es «unmöglich», dass ich eine jüdische Freundin hatte.

Wenn man sich gegenseitig besuchte und wenn er merkte, ich war für die «Internationale», hat er immer gesagt: «Die Internationale bekämpft das Menschenrecht!» Jedesmal, wenn wir das Lied irgendwo hörten! Und man sang es ja überall.

Wenn ich hörte, wie er sang . und wenn das Judenblut. . sagte er, in einer Art, als wolle er sich und seine Richtung vor übler Nachrede schützen: «Das heisst gar nicht ‚spritzt‘, eigentlich heisst es, ‚wenn das Judenblut vom Messer fliesst!‘» Dann hat er gesagt: «Du hast Recht. Kommunisten sind keine Tiere. Aber halbe!»

1932 hat es sehr viele antifaschistische Demonstrationen gegeben. Einmal, ich weiss es noch genau, rief eine Frau am Strassenrand uns zu: «Heil Hitler!» Alle lachten. Wir nahmen die Lage noch nicht so ernst. Wir dachten, wenn der Nazi-Spuk drankommt, ist er mindestens so schnell zu Ende, wie alle die Regierungen zuvor! An dieser Demonstration war auch KPD beteiligt. Kurz zuvor war in Oberschöneweide ein SPDler von einem Nazi eine Treppe runtergestossen worden, wobei er starb.

PAUL TIETZ • ALLE BEZIRKE, IM KELLER

32/33 hatten die Nazis eine Riesenreklame gemacht, weil eine Schalmeienkapelle aus dem Wedding komplett zu ihnen übergelaufen sein soll. Ich kannte einen, der einen von denen kannte. Die sollen das nach dem Motto gemacht haben: «Uns ist das Leben wichtiger als die Politik!» Die SA hatte nämlich plötzlich die Häuser aufgekauft, die kein Hauswirt mehr vermieten konnte, weil niemand mehr Miete zahlen konnte. In den grossen Wohnungen richteten sie Schlafstellen und Küchen für ihre Leute ein. Und wenn sie Kommunisten oder Sozialdemokraten geschnappt hatten, haben sie die in ihren Kellern vertrimmt. Sie zogen sich Masken übers Gesicht, machten die in ihrem Keller fertig. Die Opfer fand man dann irgendwo. . .

ELSBETH KÖTTING • TREPTOW, IN DER SCHULE

Ich besuchte das Oberlyzeum Treptow. Wir hatten 1932 eine Deutschlehrerin, die, wenn du geniest hast, nicht etwa sagte «Gesundheit», sondern «Gott schütze Deutschland» oder «Gott strafe England».

Wir hatten aber auch einen Musiklehrer, dessen Einstellung gegen die Nazis bekannt war. Als er in seiner Gesangsstunde einmal niesen musste, haben wir ihm zugerufen: «Gott schütze Deutschland». Und er antwortete freundlich «Und alle übrigen Länder, nicht wahr?»

Der deutschnationale Studienrat Schütz war Klassenlehrer meines Bruders am Oberschöneweider Gymnasium. Er wollte schon vor '33 seine Schüler beeinflussen, Mitglied des VDA zu werden. Kam er in die Klasse rein, brüllte er: «Heil!» Einigen Schülern wurde es aber zu bunt. Sie schrien zurück: «Moskau!»

ELSBETH KÖTTING • SCHÖNEBERG, SPORTPALAST

Eine Kundgebung 1932 im Sportpalast stand unter der Hauptparole: «Nieder mit den Faschisten!» Eine Kundgebung der «Eisernen Front». In einem völlig überfüllten Saal. Ein Trupp ist durch die Sitzreihen gegangen, hielten jedem ein Plakat vors Gesicht, direkt vor die Augen, jedem Einzelnen. Es stand nur drauf: «GEFAHR VON RECHTS!» Lauter kräftige Männer. Sie zogen während der ganzen Veranstaltung immer wieder durch die Sitzreihen. Der Dichter Fritz von Unruh sprach. Dann wurde «Brüder, zur Sonne, zur Freiheit!» gesungen. Auch die «Internationale». Ein riesenhaftes Aufgebot an Saalschutz. Alles Reichsbannerleute in ihrer Uniform. Sie trugen eine Art Reithose mit «Bärenstiefeln», geschnürt bis zum Knie, grün-graue Hemden, Lederriemen quer über die Brust, am Gürtel ein Koppelschloss mit den drei Pfeilen, dem Abzeichen der «Eisernen Front». Mein Bruder dabei!

ELSBETH KÖTTING • MITTE, DOM

Am 1. Mai 1932 gab es eine riesenhafte Demonstration vor dem Dom, im Lustgarten also. Meine Eltern hatten auch daran teilgenommen. Es war ein Sonntagvormittag. Der riesige Platz krachend voll mit Menschen. Scheidemann, Wels – von der «Eisernen Front» –, Lobe und Höltermann – der Reichsbannervorsitzende – redeten. Die vielen, vielen Attentatsfälle der letzten Zeit wurden aufgezählt. Die Nazis haben gemordet, geschlagen, gestochen! Auf dem riesigen Platz standen

mehrere hunderttausend Menschen! Mitten in die Reden hinein fingen um 10 auf einmal die Domglocken an zu läuten. Die läuteten sicherlich, weil sie um diese Zeit sonntags immer läuteten. Aber die Menschen waren dermassen erregt, dass sie mit Knüppeln, Fahnenstangen und Füßen und Händen gegen die Domtüren donnerten. Man muss sich vorstellen, es waren unwahrscheinlich mächtige Glocken und schwere Türen! Sie schlugen dagegen, damit die Glocken aufhören zu läuten, denn was gesagt wurde, ging im Geläut unter. Keiner hatte den Schlüssel zum Dom.

P. TIETZ • LICHTERFELDE, SCHLACHTENSEE, ÜBERFALL

Ich kannte einen aus Lichterfelde, der von der SA überfallen worden ist. Man hat ihn in Schlachtensee gefunden. Die Hand gebrochen, völlig verunstaltet, konnte sich nicht mehr erinnern, nur dunkel, ein Auto. Er war noch jahrelang krank.

MÜLLER-HEGEMANN • ANTIFASCHISTISCHE AKTION

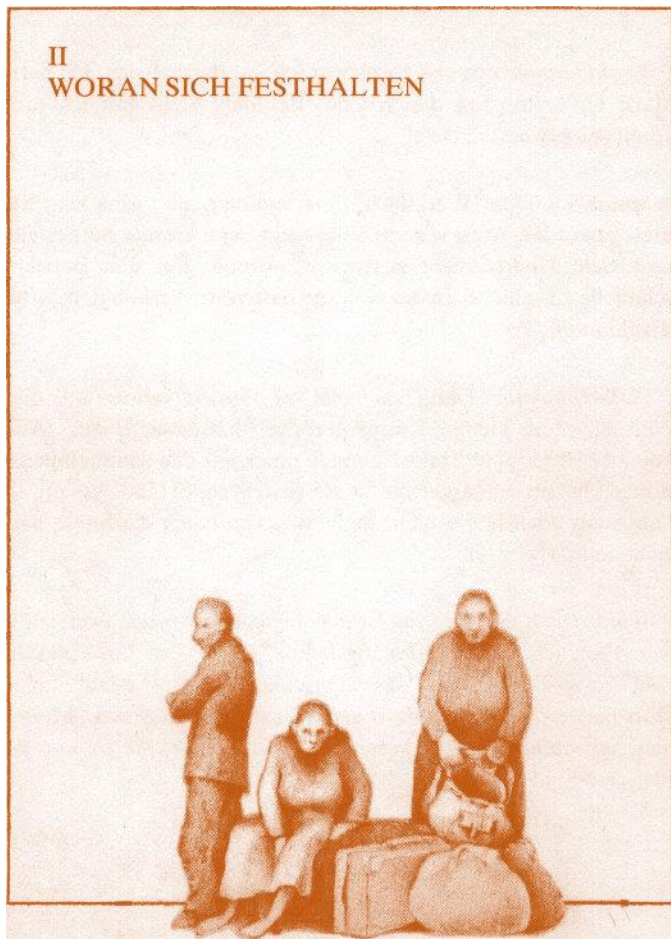
Ab Sommer 1932 gab es eine optimistische Welle, weil jetzt doch irgendwie ein richtiger Kurs gefunden schien, um mit der SPD zusammenzugehen. Die Wahlergebnisse haben das bestätigt. Die Wahl im November brachte uns 100 Sitze im Reichstag. Insofern waren wir der Meinung, dass wir insgesamt doch auf dem richtigen Wege sind. Wir hatten die «Antifaschistische Aktion» gegründet, die indessen von der SPD nicht mitgetragen wurde. Es waren aber von unten her gemeinsame Aktionen zustande gekommen. In Königsberg habe ich im Juli eine Kundgebung erlebt, die zum ersten Mal von Kommunisten und Sozialdemokraten gemeinsam organisiert wurde. Es waren auf einmal – in Königsberg! – 60- bis 70tausend Menschen da, kampfbereit. Auf einmal fühlte man, wie stark man war! Die Stimmung unter den Nazis war im Abbröckeln, bei einigen unserer Aufmärsche sind SA-Leute in voller Uniform mitgegangen. Wenn sich auf der Strasse Leute vom Reichsbanner und von der Antifaschistischen Aktion begegneten und sich an ihren Abzeichen erkannten, wurde mit der Faust gegrüsst: «Freiheit!» «Rot Front!» In diesen Monaten, ja. Man kämpfte gemeinsam. Man war davon abgekommen, sich gegenseitig zu bekämpfen. Einige Monate mehr Zeit, und es wäre Hitler immer schwerer gefallen, seine Anhänger zusammenzuhalten.

Als im Januar 1933 Hitler an die Macht geholt wurde, war die Situation für die Rechtsradikalen, insbesondere die NSDAP, immer schwieriger geworden. So holte man eine Mörderbande, deren Terror ja aktenkundig war. Man denke nur an den Mord von Potempa, wo ein Arbeiter – ich weiss nicht, ob er der SPD oder der KPD angehörte – von einer SA-Gruppe zu Tode getrampelt wurde. Ja, sechs oder sieben haben ihn zu Tode getrampelt. Als sie daraufhin verurteilt wurden, hat der spätere deutsche Regierungschef Hitler ein Grusswort an sie gerichtet: er fühle sich mit ihnen tief verbunden.

Ich werde nie vergessen, wie ich am Nachmittag des 30. Januar 1933 die Georgstrasse langgehe. Mir kommt ein Zeitungsverkäufer entgegen: «Adolf Hitler Reichskanzler!». Ich dachte, ist so was möglich, wo der Kerl gerade im Abstieg ist, ist so was möglich? Wo geht man hin?

Also zu bekannten Genossen ist man gegangen. Die sagten, der Kampf beginnt jetzt erst. Aber der Kerl sitzt ja nun an den Machthebeln. Also was jetzt? Jetzt muss man illegal arbeiten.

II
WORAN SICH FESTHALTEN



FLEISCH UND GEORDNETE VERHÄLTNISS

Veränderung. Vor den Nazis war ich ja oft arbeitslos. Ich hatte sieben Mark Unterstützung die Woche. Bei den Nazis bin ich nicht mehr arbeitslos gewesen. [Tietz]

Spezielle Geräte. Bald nach 33 ist meine neue Firma zum Musterbetrieb geworden. Weil wir spezielle technische Geräte hergestellt haben, sind viele Überstunden gearbeitet worden. Für den Betrieb gab es staatliche Zuschüsse. In der Kantine hatten wir verbilligten Mittagstisch. [Grossmann]

Gulaschkanone. Dann kam mal die Gulaschkanone auf die Strasse. Weil ich es als kleiner Knirps gerochen hatte, sagte ich: «Au, Mami! Fein, da ist Fleisch drin!» Nebenan einer mit der Sammelbüchse. Hohe Bonzen haben sich unter die Leute gestellt und Hände geschüttelt. (Das sieht man doch heute nicht mehr, das traut sich die Sippe heute doch nicht mehr.) [Groth]

Waldfrieden. Meine Frau ist mal verschickt worden, weil sie so mager war. Plötzlich gab es Erholungsheime. Das «Amt für Volkswohlfahrt, Gau Gross-Berlin» hat das «Ferienlager Waldfrieden» eingerichtet. Dort haben die Frauen Sport gemacht und gut gegessen. Meinem Sohn habe ich gesagt: «Mutti kommt ja bald wieder. Sie ist nur kurz weg, Fleisch holen!» [Tietz]



Wildbret. Alle zwei Monate hatte unser Chef auf der Jagd Wild geschossen. Das wurde unter der Belegschaft verteilt. Göring, Goebbels usw. kamen zu Besuch. Da wurde besichtigt und gemacht, Essen wurden gegeben. Alle sollten in die Partei rin. [*Grassmann*]

Segelflugzeugmodelle. Bis kurz nach der Machtübernahme hatten wir einen aus Kaisers Zeiten als Rektor. Er trug einen Gehrock mit Samtkragen, einen Stock und einen runden Hut, die «Glocke». Kam er in die Klasse rein, sagte er: «Schliesse mir meinen Degen weg!» Damit meinte er den Rohrstock, den er nicht nur zum Spaziergehen benutzte. Wenn er rausging, sagte er: «Reiche mir den Stahlhelm.» Damit meinte er die Glocke, die auf dem Ständer hing. Vor dem Nachhausegehen mussten wir ein Gebet sprechen und an der Tür im Stehen «Auf-Wie-der-sehen!» rufen. Nun wurde der ersetzt durch einen Herrn Meyer, mit Ypsilon! Ein strammer Nazi, mit Bonbon, auf Linie! In Religion und staatspolitischem Unterricht unterrichtete er selbst. Damit hatte er die für die Nazis relevantesten Unterrichtsfächer. Die Kollegen aus der Kaiserzeit unterrichteten jetzt Deutsch, Musik, Chemie. Aber zum Werkunterricht wurden neue, drahtige Parteigenossen, eingestellt. Da ging es dann aber los! Bau von Segelflugzeugmodellen! Mann! Das hat vielleicht Spass gemacht!

[*Lehmann*]

Der Hohenzollernprinz. Ich bekam Arbeit beim Abtragen des Kilometerberges in Wannsee. Die Höhe zwischen Wannsee und Glienicker Brücke sollte entschärft werden, eine der allerersten grossen Arbeitsbeschaffungsmassnahmen, die wir hier erlebt haben. Die Steigung vor der Brücke, der Überfahrt nach Potsdam, wurde von uns um 12/14 Meter abgetragen. Man sprach von Autobahnanschlüssen, Golfplätzen, künftigem Massenverkehr, wenn jeder sein Auto hat. Gegenüber, in Potsdam, wohnte August Wilhelm, ein Sohn des letzten deutschen Kaisers. Eine Stiefschwester von mir, Emma Berts, Potsdam, hat mir erzählt, dass in Potsdam ja mehrere Schlösser von den Konsorten waren; sie war mit einem verheiratet, der in einem dieser Schlösser als Gärtner angestellt war.

August Wilhelm, genannt Auwi, fuhr mehrmals täglich mit seinem Mercedes an unserer Baustelle vorbei. Mit Chauffeur, Offizieren und ähnlichen Figuren. Oft ist er ausgestiegen und zu uns auf die Baustelle gekommen. Er trug eine SA-Uniform. «Das ist ja schön, was Sie hier tun!», sagte er und verschenkte Zigaretten. Er kam auch zu einzelnen

Leuten ganz dicht ran. «Wie geht es Ihnen?» «Kommt Ihre Arbeit voran?» «Macht Ihre Arbeit Freude?» Und verschenkte wieder Zigaretten. Natürlich wussten wir, darüber brauchte nicht lange gesprochen zu werden, von diesen Zigaretten und freundlichen Worten haben wir auch nichts. Später können *wir* hier nicht Golf spielen. Wir haben mit den Kollegen, die auch in SA-Uniform zum Dienst kamen, gelegentlich gefrotzelt: «Ihr könnt hier auch nicht Golf spielen! Aber morgen, da kommt Majestät wieder, da gibt's wieder Zigaretten!» usw. In der Baubude hat man auch beim Frühstück und Mittag diskutiert. Zum Beispiel wie man einen nächsten Krieg verhindern kann. Da waren solche Diskussionen im Schwange. Die einen sagten, man kann ihn nicht verhindern. Die andern sagten, die Arbeiter müssten sich weigern, Munition herzustellen. Die SA-Leute sprachen von Hitler, der den Weltfrieden sichern und schützen will, bloss, der Feind würde uns zu seinen Sklaven machen. Wenn sie dann von einem mit ihrem Weltfrieden in die Ecke gedrängt worden sind, wurde dem abends nach Feierabend irgendwo aufgelauert. Und verprügelt. Meinem Bruder ging's so. Er ist dann 43 in Russland geblieben. [Tietz]

Moderne Pädagogik. Ich erlebte noch, wie der Geschichtsunterricht modernisiert wurde. Bisher: Kriege, Schlachten, Jahreszahlen, Kaiser und Könige. Jetzt im Schnellverfahren: das Aktuelle im Staat, die Berechtigung der Nazis, ihre Politik durchzusetzen. Die Schüler durften vom Elend der letzten Jahre der Weimarer Republik erzählen, das wurde dann gegen das NS-Parteiprogramm gehalten.

Gab es 'Widerspruch unter den Schülern?'

Nein.

[Kötting]

Wochenschau. Wenn sich manches rumsprach, wer alles zusammengehauen wurde, ist man in seinen Äusserungen vorsichtiger geworden. Noch am 30. Januar hatten viele das Gefühl, Mensch, alles ist Theater. Man dachte, die Machtübernahme wird hochgejubelt, die können sich nicht lange halten. Mittlerweile aber waren Gerüchte im Umlauf, die einem gar nicht aus dem Kopf rausgingen. Dagegen kam auch nicht die Wochenschau an, wo sie immer wieder den Fackelzug vom 30. Januar gebracht haben, auch in Radio und Zeitungen, immer wieder, so dass man ständig vor Augen und Ohren hatte, der Jubel geht immer weiter, sie haben gesiegt, gesiegt, gesiegt! Aber man hat auch gehört, sie wüten

rum in den Arbeitervierteln. Daraufhin sind viele, die erst gleich in die Partei eintreten wollten, weil man ihnen Versprechungen gemacht hat, trotz Wochenschau erst mal vorsichtig geworden. Haben gesagt: «Nee. Ich warte erst mal ab.» [Tietz]

Frischer Wind. Es gab sofort neue Sachen in der Schule. Sie brachten frischen Wind in den alten Trott. Bei Herrn M. hatten wir staatspolitischen Unterricht. Dieser Unterricht hatte keinen Mangel an Stoff. Was war das doch auch für ein Elend gewesen in der Zeit vor 33! Das hatte doch jeder Schüler persönlich erlebt! In der Neander-, heute Heinrich-Heine-Strasse, wo wir damals wohnten, hatte uns gegenüber eine Frau Christinat einen Schallplatten- und Grammophonladen. Einmal schlug gerade die Feuerwehr alle Scheiben ein, als ich vorbeikam. Ich bin hochgerannt zu meiner Mutter: «Ja, um Gottes Willen, was ist denn bei Frau Christinat los? Die Feuerwehr schlägt die Scheiben ein!» Mutter erklärte, Frau Christinat hätte kein Geld mehr gehabt und den Gashahn aufgedreht! Derweil hat unten die Feuerwehr eine verdeckte Bahre abgefahren. Selbstmord mit Gas war regelrecht üblich, damals! Oder Exmittierungen: wie oft hat man als kleines Kind gesehen, dass der Hauswirt die Möbel in den Hinterhof stellen liess, dass ein «Rollkommando» der KPD kam und sie wieder hochstellte, am nächsten Tag standen sie wieder im Hof, und so ging das hin und her! Jetzt haben wir das im Unterricht durchgenommen, wobei der letzte Satz des Lehrers immer lautete: «Der Führer schafft wieder Arbeit und Brot!» Obwohl, 1935 gab es noch immer 3,5 Millionen Arbeitslose! Aber die Not, die Not ging eben spürbar weg.

Gab es Opposition bei den Schülern?

Nein.

[Lehmann]

Punkt 33. Wir waren eben bekannt als Kommunisten. Ausser dass man sich versteckte, konnte man erst mal nichts tun. Vor 33 hatten sich die Nazis nicht persönlich im Bezirk hervorgetan. Sie haben Zeit gehabt zu beobachten. Punkt 33 wussten sie, wer wir waren, wo wir wohnten. Aber wir wussten nicht, wo sie wohnten, wo sie steckten! Man konnte jederzeit gewärtig sein, dass man irgendwo verschwindet. Die Funktionäre der KPD in Moabit hatten sie in kürzester Zeit alle rausgeholt. Reingegangen in die Wohnungen – rausgezerrt. In der Lübecker Strasse, schräg gegenüber der Post, es muss Nummer 27 oder

28 gewesen sein, wohnte eine Familie Tornseifer. Wir wohnten damals 40, das Haus ist heute runter. In aller Frühe kamen Genossen angerannt: «Jetzt sind sie dabei und holen uns ab!» Wir sind mit vielen anderen auf die Strasse gegangen. Tornseifers wurden auf einen Lastwagen gezerrt, erst mal verdroschen und ab. Der Vater, drei erwachsene Söhne und noch die Frau. Alle waren sie politisch tätig. Machen konnten wir nichts. Wir haben die nie. . . auch die Frau. . . nie wieder gesehen. [Martha L.]

Pensionsanspruch. Zwei Lehrerkollegen meines Vaters wurden mit 2/3 ihres Pensionsanspruchs entlassen, weil sie SPD-Funktionäre waren. Es ging ihnen sehr elend. Einer schlug sich als Vertreter einer Zigarrenfirma durch. Unsere Verwandtschaft bestellte Zigarren, nicht um sie zu rauchen. Sie trafen sich erst manchmal noch bei uns zu Hause. Die Wohnung war aber nicht mehr sicher. Man hatte Angst vor Beobachtung, Verfolgung, Spitzeln. [Kötting]

In einer Laube. Als sie diese Familie Tornseifer abgeholt hatten, merkten wir, dass sie innerhalb von ein paar Tagen Haus für Haus durchgehen. Wir haben es für geraten gehalten, dass mein Mann, der ja im Viertel wegen seiner Arbeit für die «AIZ» als «Arbeiterfotograf» sehr bekannt war, für eine Weile verschwindet. Er kam bei Sympathisierenden unter, die ihn in einer Laube versteckten. Ich durfte aber nicht wissen, wo er war. Nur meine Mutter durfte hin, ihm Wäsche bringen. Sie hat ihn aber auch nicht zu Gesicht bekommen. [Martha L.]

Der Studienrat. Auch an meiner Schule war eine ungeheure Angst vor Entlassung oder Versetzung. Vor 33 hatte Studienrat Heinrich eine Schülergruppe um sich versammelt, eine Art Diskutier- und Wandergruppe. Wir hatten im Schulhaus einen Raum für uns, den wir unser «Nest» nannten. Als 1933 die Gleichschaltung aller Organisationen unter die Verwaltung der NSDAP kam, wurden wir automatisch Mitglied im BDM. Ich trat aus. Studienrat Heinrich hatte bereits im Januar '33 Andeutungen bekommen, er solle sich vorsehen. Er hatte einmal im Geschichtsunterricht beim Thema Parteiprogramme auch das «Kommunistische Manifest» behandelt. Aus seiner steigenden Angst, nun eventuell Schwierigkeiten mit seinen Vorgesetzten zu kriegen, ist er vollkommen umgeschwenkt, von einem zum andern Tag. . . ich dachte, das kann doch nicht wahr sein! Nun hatte er das so verändert, dass man dachte, er sei ein Nazi reinsten Wassers. [Kötting]

Ein Gefühl. Aber auch, als mein Mann im Versteck war, wurde man das Gefühl nicht los: na, bist du morgen noch hier? Wir haben überlegt, wie man aus diesem Gesichtskreis vorher verschwindet. Solange er sich versteckt hielt, blieb er auch arbeitslos. Ich war also alleiniger Verdiener der Familie. Davon konnten wir nicht mal mehr die Miete bezahlen. Schliesslich haben wir gedacht, rutscht uns doch den Buckel runter, sollen sie sehen, wo sie ihre Miete herkriegten, der Hauswirt war sowieso ein amerikanischer Ausländer, weg hier. Wir haben den Genossen Bescheid gesagt. Eines Morgens sind sie ganz heimlich, still und leise gekommen und haben uns geholfen, unsere paar Sachen runter auf den Damm zu bringen und abzutransportieren. Wir sind in eine freie Wohnung in die Kreuzberger Taborstrasse. Wir sind also, sozusagen, aus Moabit retiiert! [*Martha L.*]

Wenn warme Tage waren. Das war Unterricht, wie wir ihn uns schon lange wünschten. Mein grösstes Modell war eine «Gruhnau II», ein Hohlrumpfmmodell, bespannt, mit allem Drum und Dran! Die fertigen Segelflugzeuge haben wir dann, wenn warme Tage waren, draussen in den Gusener Bergen, dahinten raus, Richtung Rüdersdorfer Kalkberge, fliegen lassen. Das war ein Werkunterricht, Mann!

Es gab schon noch verschiedene Strömungen unter den Lehrern, aber sie haben sich nicht gegenseitig nach der Existenz getrachtet. Wenn nun einer gesagt hätte, der Führer ist ein Volksverderber, dann hätten sie den natürlich abgeholt. Aber das hat ja auch keiner gesagt. [*Lehmann*]

Im Juli. Mein Mann und meine Mutter waren in Kreuzberg erst mal in Sicherheit. Ich aber konnte bei Osrarn, wo man mich von meiner politischen Arbeit her kannte, nicht einfach wegbleiben, denn ich war ja der einzige Verdiener. Wenn man von sich aus gekündigt hätte, hat man damals keinerlei Arbeitslosenunterstützung bekommen. Es wäre schon gut gewesen, wenn ich im Betrieb nicht mehr hätte aufzutauchen brauchen, aber da hätte ich eben die Familie nicht mehr ernähren können. Ich sah also auf mich zukommen, dass ich eines Tages irgendwo landen würde.

Im Juli war's dann soweit. SS kam in meinen Arbeitsraum: «Stehen Sie auf und kommen Sie mit!»

«Wohin?»

«Das werden wir schon sehen!»

«Sie können doch nicht einfach herkommen und eine Arbeitskraft unseres Betriebes wegnehmen», sagte der Meister, «Frau L. ist eine der besten Arbeiterinnen, die ich hier habe!»

«Das kann ich», sagte der SS-Mann.

Unten im ehemaligen Arbeiterratszimmer sassen schon die andern drei Genossen, sie liessen uns sitzen und sitzen. Wir fragten dann natürlich, warum und wieso. Ich sollte jemandem gegenüber gesagt haben, ich würde nur dann in die Nazi-Partei eintreten, wenn meine Partei mir einen Auftrag dazu geben würde. Ich habe gesagt, sie sollen mir den zeigen, der das von mir gehört haben will.

Tatsächlich holten sie einen Kollegen runter, von dem wir immer gedacht hatten, er würde mit uns sympathisieren. Ich fragte ihn: «Na, hör mal, was stellst du denn da für blödsinnige Behauptungen auf?» «Jedenfalls hast du das gesagt», druckste er rum!

Wahrscheinlich stand er unter Druck, vielleicht war er aber auch lange schon Nazi. . . Man konnte sowas damals nicht mehr erkennen. Alle hatten Angst. Schliesslich haben die Kollegen im Betrieb ja mitgekriegt, was mit denen passiert, die von SA aus den Häusern geholt werden. Es war so, dass sich Kollegen gar nicht mehr mit mir haben unterhalten wollen. Wenn ich mich zu einem gestellt habe, hat der mir leise geziselt: «Lieber nicht! Die passen schon wieder auf!» Als unser Sympathisant zu gelten, bedeutete schon zu viel Risiko! Ab 33 hat sich kein Kommunist im Betrieb mehr offen mit einem Kollegen unterhalten können.
[Martha L.]

Die Gardine wackelt. Irgendwann sind am Mariendorfer Damm die Kneipen alle gesäubert worden. Gewerkschaften, Geselligkeitsvereine, Sparkassenvereine, alles wurde verboten, denn es wurde ja doch mal was Politisches gesprochen. Alles wurde nun ein wenig ruhiger.

Doch nur scheinbar. Wir bekamen das mit, als Bernhard Vogel nicht mehr gesehen wurde. Er hatte immer für eine rote Organisation gesammelt. Er soll an einem frühen Morgen abgeholt worden sein. Er verschwand, ohne dass man erfahren hat, was er eigentlich getan hat.

Haben Sie nicht nachgefragt?

Seine Mutter hatte die Parzelle neben unsrer Laube. Sie kam mal hin, als ich grade im Garten war. Sie war nicht weit weg von mir. . .

Und?

(Herr Tietz spricht nicht weiter.)

Wie weit weg war sie denn?

Vier bis fünf Parzellen weiter drüben. Ich bin ja auch zu ihr hin.

Was haben Sie gefragt?

Na, Frau Vogel, wie geht's denn so. Und sie sagte dann, naja. Da war ich aber noch nicht neben ihr. Ich bin dichter ran. Da habe ich genauer gefragt. „Sag mal, Mutter Vogel, wie geht's denn Ihrem Jungen?“ Da habe ich keine Antwort gekriegt.

Und dann?

Sie hat zwischen den Beeten gegessen. Unkraut gezupft, oder was. Sie hat mit den Schultern gezuckt.

Und dann?

Ich sah jedenfalls Tränen, wie sie so aufs Beet gebeugt war. Und da . . . bin ich weggegangen.

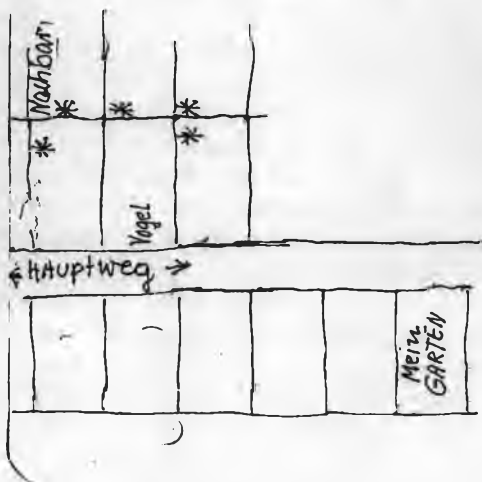
Wieso?

Überall waren doch die Eingänge zu den Wohnungen. . . nur ganz niedrige Beete dazwischen, keine Bäume oder Sträucher oder was, grad mal 'n paar Blumen. . . Da bin ich wieder in meinen Garten.

Wieso?

Ach. . . unsere Nachbarsfrau! Deren Mann hat sich nazistisch betätigt. Das war doch bekannt! Wie ich bei Frau Vogel stehe und zu dem Haus unserer Nachbarn gucke, sehe ich, die Gardine wackelt. Die erzählt alles weiter, dachte ich, habe Frau Vogel mit der Hand zugewinkt und bin weg. Ich hatte doch schon einen Sohn. Man war schließlich dicht bei dicht! [Tietz]

Um dies zu belegen, zeichnet Herr Tietz eine Skizze. Lage der Parzellen Vogel, der beschriebenen Nachbarn und seiner eigenen:



Martha, L.: Sie hatten uns vom Roten Arbeiterrat nun also rausgeholt, später haben sie die SPD auch noch rausgeholt und sich, sich selbst hatten sie reingesetzt. Das nannten sie dann auch nicht mehr Arbeiter- rat, sondern Betriebsrat. Da sassen die drin, und wir waren weg.

Ohne dass wir miteinander sprechen durften, haben sie uns noch bis zur Dunkelheit in dem Raum sitzen lassen. Dann hiess es: «Los, raus!»

In einem Auto wurden wir zu verschiedenen SA-Kellern transportiert. Ich musste jedesmal mit raus in die Keller. Ich habe die Gegend nicht erkennen können. Es war stockduster auf den Strassen. Wir sind in drei, vier Kellern gewesen, die waren so überfüllt, dass sie die Männer nicht aufnehmen konnten. In der Prinz-Albrecht-Strasse fingen sie an, die Genossen zu foltern, versuchten, aus denen mit den Daumenschrauben was rauszukriegen. Und die konnten gar nichts sagen, die waren doch weiter nichts als Mitglieder im Arbeiterrat. Jedenfalls, ich musste dabei sein, und mir war zum Sterben, wie ich das alles miterleben musste.

Elsbeth Kötting: Es gab einen überzeugten Nazi-Lehrer, der liess allen Fanatismus auf unsere drei jüdischen Mitschülerinnen ab. Eine von ihnen, Siegfriede Sternschein, war meine Sitznachbarin. Wir waren Freundinnen. Der Fanatismus dieses NS-Lehrers ging so weit, dass Siegfriede selbst in der Physikarbeit eine «4» bekam, die sie wörtlich von mir abgeschrieben hatte und für die ich eine «2-3» bekam. Siegfriede sah jüdisch aus und wollte das auch gar nicht verleugnen.

Martha L.: In diesen Kellern jedenfalls hatten sie für mich keinen Platz mehr, und so haben sie mich dann zum Alexanderplatz ins Polizeigefängnis gebracht. Dort waren Trauen als Aufseherinnen. Ich war ja nun froh, denn eine kannte ich, die war von der SPD. Und zwar waren wir früher mal mit «Fichte» an der Ostsee und haben dort frei gebadet. Damals gab es diesen «Zwickel-Erlass» von. . . ich glaube, von Zörgiebel. . . ich komme jetzt nicht auf den Namen. Also es durfte nach dem «Zwickel-Erlass» keiner eine Badehose anhaben, wo nicht der gewisse grosse Zwickel drin war. Schon gar nicht durfte nackt gebadet werden. Aber wir hatten frei gebadet in der Ostsee, und hinterm Busch lagen Gendarmen und haben uns beobachtet. Als wir rauskamen, haben die uns dann gekriegt und uns verdonnert zu 'ner Strafe. Da wir aber alle arbeitslos waren zu der Zeit, haben wir gesagt, nee, wieso, wir haben ja Zeit, da sitzen wir das Geld lieber ab. So bin ich damals also schon im «Alex» gewesen, und dadurch kannte ich die eine Wärterin. «Na, Frau L., diesmal sieht's aber anders aus, das ist nun nicht bloss wegen Nacktbaden!» Es war gut, dass noch jemand von der SPD einen Posten

«Frei»badcn in der Ostsee 1929:
Gefängnis wegen «Zwickel-Erlass»



hatte. Die haben getan, was sie noch irgendwie tun konnten.

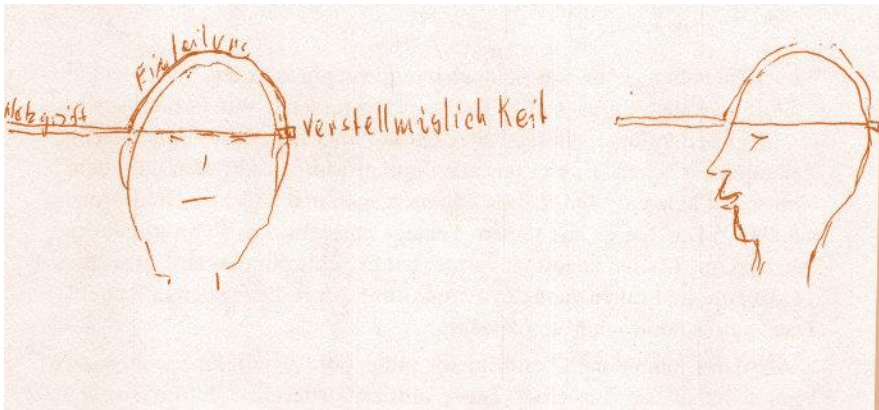
Dort war auch unser Teddy Thälmann festgesetzt. Wir Frauen lagen in einem Seitenflügel, ein paar Stockwerke über ihm. Wir konnten sein Zellenfenster sehen. Er rief uns auch immer Mut zu. «Frauen, lasst den Kopf nicht hängen!» Oder: «Es kommen auch mal andere Zeiten, trotz alledem!» Das hat er aus seinem Fenster rausgebrüllt. Wenn er gehört hat, dass uns Frauen zugesetzt wurde, hat er runter in den Hof gebrüllt: «Hört auf, die Frauen zu malträtiertieren! Lasst sofort die Frauen in Ruhe!» Das hat uns natürlich Mut gemacht.

Als dann immer mehr und immer mehr politische Gefangene reinkamen, haben sie uns eines Tages abtransportiert zur Barnimstrasse. Frauengefängnis Barnimstrasse.

Elsbeth Körting: Das habe ich nie vergessen, wie Siegfriede mich vorwurfsvoll angesehen hat, als man uns die Messapparate hinstellte, womit wir in dem neuen Fach Rassekunde die Kopfform messen mussten . . . Wir sollten nun nach der Kopfform einstufen, zu welcher Rasse man gehörte.

Nordisch, westisch, ostisch, dinarisch, das waren die arischen Rassen. Zu den Massen wurden Charaktermerkmale der verschiedenen Rassen hinzugefügt.

Bei slawisch weiss ich nicht mehr, wozu sie gerechnet werden sollten. Aber gegenüber stand: semitisch, die nicht-arische Rasse. Nordisch, das war blond, blauäugig, gross, breite Schultern, schmale Hüften, ausladender Hinterkopf, schmales Gesicht und vor allem positiver Charakter. Dunkel, dunkle Augen, klein, schmal, aber auch mit ausladendem Hinterkopf, ich glaube das war westisch. Und ostisch waren dann die Untersetzten, die Dunkelhaarigen mit rundem Gesicht und flachem Hinterkopf. . . Ich erinnere mich gar nicht mehr, welche Charaktereigenschaften denen zugeordnet wurden, obwohl ich laut Lehrer zu ihnen gehörte. Zu den dinarischen Rassen wurden auch die alpinen Völker gezählt, mittelblonde bis braune Haare, vorspringende Nase, aber eine Körperstatur wie die nordischen. Ihre Persönlichkeit sei auch positiv, dinarische Menschen seien kühn. Bei den semitischen Menschen war alles anders: grosse, hängende Nase, negative Persönlichkeit. . . Wir mussten uns nun gegenseitig messen. Dann wurden die Messwerte zu den



sonstigen Merkmalen notiert, ich weiss nicht mehr, ob das jeder für sich machen musste, oder ob an der Tafel gemeinsam eine Liste aufgestellt wurde.

Wir haben diesen Rassekundeunterricht natürlich nicht sehr ernst genommen. Vor allem die Messerei war ein allgemeines Amusement. Aber Inge Adler, sie war Halbjüdin, hat uns gegenüber protestiert, als es hiess, sie würde mit ihrem Blut einen arischen Mann verseuchen. Und wie ich schon sagte, meine Freundin Siegfriede Sternschein hat mich mit diesem vorwurfsvollen Blick angesehen.

Einen offenen Protest hat es von unserer Seite nicht gegeben, auch nicht von Studienrat Heinrich, unserem Klassenlehrer. Dass er nichts sagte – vielleicht war das wichtig für alles Weitere, denn er war immer noch eine Art Leitfigur für mich und andere Schülerinnen. Später hat er mit Siegfriede Sternschein gesprochen, davon hat sie mir erzählt: Dass er immer noch Demokrat sei, von dem weitreichenden politischen Umschwung «schockiert», dass er nun in dem Dilemma stünde, seine berufliche Existenz zu gefährden, wenn er gegen diesen Unterricht vorginge; dass aber seine Schwenkung nur äusserlich sei, er politisch noch immer wie früher denke und dass er sich für die drei Jüdinnen in der Klasse so weit wie möglich einsetzen werde.

Er hatte ein sehr schlechtes Gewissen vor uns. Er versuchte, zweigleisig rauszukommen. Einerseits hektische Betriebsamkeit, um Geschichte im Sinn des Nationalsozialismus zu unterrichten – in der Klasse waren ja drei BDM-Mädchen, die hätten ihn verpfeifen können. Eine war Gauführerin, eine Untergauleiterin im Bezirk Neukölln, und die dritte hat nach dem Krieg Selbstmord gemacht. Andererseits setzte er sich dafür ein, dass die drei Jüdinnen zum Abitur zugelassen wurden, das heisst, er hat ihnen gute, zumindest gerechte Zensuren gegeben. Das war das einzige, was er sich noch getraut hat.

Ilse Rewald: Die Jahre über war das A und O, dass man eine Chance zur Auswanderung fand. In meiner Familie ist alles versucht worden. Zuerst wollten wir nach England. Manche Ehepaare aus Berlin sind da hingekommen, indem sie sich als «Diener-Ehepaar» übernehmen liessen. Nein, nicht nur pro forma, der «Hilfsverein deutscher Juden in England» vermittelte diese relativ begehrte Auswanderungschance. England hat sonst normalerweise ein Vorzeigegeld verlangt, pro Person 100 Pfund. Das war damals noch viel mehr als heute, die meisten konnten das gar nicht aufbringen. Hundert Pfund, und nicht etwa die Einwanderungsquote erhöht! Auf die Konsulate gehen, Formulare ausfüllen auf gut Glück, Leute suchen, die in dem Land, wo man sich die Einwanderungserlaubnis zu erbetteln hofft, ein «Hinterlegungsgeld» aufbringen, damit man «dem Staat nicht zur Last fällt» – so hat man diese Jahre verbracht, das hat einen in Atem gehalten.

Ich hatte Gerüchte aufgeschnappt, man könnte vielleicht nach Honduras auswandern. Ich hatte von diesem Land überhaupt keine Ahnung. Wissen Sie so auf Anhieb, wo Honduras liegt? Ich habe mir eine Landkarte genommen ... Es hat dann auch nicht geklappt.

Das Kochbuch meiner Mutter beschreibt, wie man Mazze Klösse kochen muss. Es ist als stünde sie hinter mir.

Mazze-Klösse

Drei geweichte Mazze ausdrücken, auf dem Schaumlöffel ablaufen und auf einer heißen Pfanne trocknen lassen, dann Butter hinein. Wie folgt:

3 Mazze einweichen, 2 Eigelb, Weiss-Ei zu Schnee, 2 bittere und 1 süsse Mandel gerieben, 2 Esslöffel Mazze-Mehl, 1½ Esslöffel Butter, etwas Salz. 15 Minuten stehen lassen. Die muss weich sein und kleine Klösschen formen mit Wasser oder Mazzemehl. Zwanzig Minuten ziehen lassen, erst offen kochen, dann weiter ziehen lassen in extra Salzwasser, zum Schluss in der Brühe ziehen. Eine Prise Zucker.

An die Zeit, die sich für mich damit verbindet, erinnert auch dieses Foto: mit den Eltern im Sommer 1926 an der Ostsee.



ZU HAUSE ODER WEG

Elsbeth Kötting, Jahrgang 1915, erlebt die Olympiade mit 21
Hildegard Sauer, Jahrgang 1919, erlebt die Olympiade mit 17
Erwin Groth, Jahrgang 1922, erlebt die Olympiade mit 14
Fritz Lehmann, Jahrgang 1923, erlebt die Olympiade mit 13

Fritz Lehmann: Lehrer Wolff war dabei, als unsere Klasse zu der Tauglichkeitsuntersuchung für das «Landjahr» zum Arzt musste. Als ich dran war, hat sich Wolff neben mich gestellt:

«Der Junge hier ist ein bisschen schwächlich! Im Sport merkt man das und auch sonst. Den nehmen wir doch am besten davon aus!»

Für mich ein ganz schöner Schock, als schwächlicher Typ hingestellt zu werden! Als wir dann in geordneter Reihe zurück zur Schule gingen, war Wolff wie zufällig neben mir und legte die Hand auf meine Schulter: «Junge, mach dir nichts draus. Es war nicht so gemeint. Ich weiss doch aber, dass du schon deinen Lehrvertrag in der Tasche hast. Da ist dir nun dieses Landjahr erspart geblieben. Rede nicht weiter drüber. . .»

Ich lernte Koch im Restaurant «Franziskaner», Bahnhof Friedrichstrasse, wo auch mein Vater arbeitete. Mein Chef war nicht für die Nazis. Als wir den Lehrvertrag machten, sagte er: «Lehrjahre sind keine Herrenjahre! Nicht, dass du also denkst, du könntest dauernd frei haben, weil irgendwas bei der Hitlerjugend ist!»

Erwin Groth: Bei der Berufsberatung hatten sie für mich keine Lehrstelle. Dafür haben sie ein «Landjahr» vorgeschlagen: «Raus aus Berlin! Das tut ihm doch gut, wo er einer von den Schwachgebauten ist!»

Ich wollte aber nicht weg, ich war mehr Stubenhocker. Mein Vater wollte das auch nicht, für ihn war weg von zu Hause schon durch und durch nazistisch. Er sagte denen deshalb: «Nee, dann bringe ich den Jungen eben bei mir unter!»

Im Mai 1936 begann meine Dreher-Lehre bei Firma Martin, Grunewaldstrasse, Schöneberg, wo auch mein Vater Dreher war.

Hildegard Sauer: Ich hatte grossen Krach zu Hause. Mein Vater nahm mich trotz Protest der Schulleitung aus der Schule raus. Meine Stiefmutter sagte: «Die muss raus aus dem Haus, sich erst mal ein bisschen Wind um die Nase wehen lassen!»

Ich selber sagte mir: Schlimmer als zu Hause kann es woanders auch nicht sein! Ich wohnte ein Vierteljahr bei meiner Freundin. Als die Fleischerei ihrer Eltern schloss, arbeitete ich bei einem Zahnarzt, der mich für eine Dentistenlaufbahn, gleichzeitig als Kindermädchen erwerben wollte. Dafür bedankte ich mich, meldete mich als Landhilfe auf ein Gut in der Nähe von Königswusterhausen. Da fand ich's herrlich.

Elsbeth Kötting: Von meiner Klasse durften nur die dreLBDM-Mitglieder studieren. Obwohl ich Sportlehrerin werden wollte, denn Körperertüchtigung stand damals bei mir an erster Stelle, empfand ich keine Versuchung, in den BDM einzutreten. Ich lernte kaufmännische Angestellte bis 1935. Darauf arbeitete ich ein Jahr in einer Dienststelle der «Lebensmittel-einfuhr-Überwachungsstelle». Solange war ich in Berlin. Dann bewarb ich mich nach ausserhalb.

F. LEHMANN • DIE SCHÖNHEIT DER MARK BRANDENBURG

Um einen herum haben alle gesagt: Mensch, bei der Hitlerjugend ist's knorke! Haben von den tollen Fahrten erzählt. Ich fuhr auch mit. Meine Mutter hat höchstens mal gesagt: «Die und die Fahrt, das ist zu lange weg, das ist zu lange ohne Aufsicht, da bleibst du hier!» Heute weiss man, dass bei diesen Vereinen eine regelrechte vormilitärische Ausbildung lief.

Zum Anmelden beim HJ-Fähnlein war in der Lausitzer Strasse ein Kellerladen. Wie ich höflich vor dem Schreibtisch stehe und dem Mann dahinter meine Hand hinstrecke, im Begriff, einen Diener zu machen, sagt der: «Nee, mein Junge, Bücklinge, Diener, die werden bei uns nicht gemacht! Das merk dir mal! Grader Rücken, grader Sinn! Alles andere ist abgeschafft!»

Da dachte ich, Mensch, die machen ja wirklich was Neues. Vorher war alles kaiserliche Disziplin, steif und verkrampft. Toll, dass du hier nicht katzbuckeln musst.

Natürlich haben sie einen auch zur Höflichkeit ermahnt: «In der Strassenbahn musst du den Älteren Platz machen! Wenn du in Uniform bist, musst du Vorbild sein! Du vertrittst die Gemeinschaft!»

Wir wurden oft zum Sammeln eingesetzt oder mussten den Alten Holz und Kohlen aus dem Keller hochholen. Von denen, die nicht in der HJ waren, hatte man später den Eindruck: Das sind die, die sich beim Turnen auch immer gleich die Ohren brechen!

Zum Beispiel war es Berliner Jugendlichen möglich, sich aufs Rad zu setzen, loszufahren in die Umgebung. Tagestouren zu Kloster Lehnin, in die Schorfheide, überall hin eben. Mit der Strassenbahn und der S-Bahn. Übernachtungen in Jugendherbergen kosteten 25 Pfennig, Verkehrsmittel waren billig, der Preis blieb gleich. Wenn man das mit den heutigen BVG-Preisen vergleicht! Ein Familienvater, der mit seiner Familie ins Grüne fährt, hat noch nicht mal 'ne Bockwurst gegessen und schon 5 bis 6 Mark ausgegeben! War eine bessere Situation für Familien:

«Der alte Brauch wird nicht gebrochen.

Hier können Familien Kaffe kochen...»

Und die Landschaft! Die Mark Brandenburg! Das ist ja so schön. Das kann sich doch heute keiner mehr vorstellen, wie schön es da ist! Mit dem Lehrer M. haben wir mal eine Klassenfahrt gemacht. Für vier Tage mussten wir 4 oder 5 Mark ausgeben und vielleicht ein bisschen Taschengeld. Der Lehrer hatte einen riesigen Waschkessel auf einem Handwagen mit, darin wurde das Essen für die Klasse gekocht, vielleicht Erbsensuppe mit Würstchen. Mal übernachteten wir draussen, mal in der Jugendherberge. Wir fuhren nach Straussberg, weiter nach Bukow, von da ging's in die Märkische Schweiz.

Herr Lehmann holt seinen alten Schulatlas hervor.

Das waren vielleicht schöne Berge! Von da ging's nach Eberswalde, und nach den 4 Tagen haben uns die Eltern wieder am Schlesischen Bahnhof abgeholt. Dass so was der heutigen Jugend fehlt, ist doch klar! Die müssen ja zum Hasch kommen, vergammeln! Es wird ihnen doch nichts geboten!

Haben diese Wanderungen etwas mit Vaterlandsliebe zu tun, dass man dann auch den nationalen Versprechungen der Nazis glaubte?

Der Umgang der Leute mit Natur und Landschaft ist einfacher. Er hat was mit Liebe zur Heimat zu tun. Sehen Sie mal: das Havelland. Das ist so wunderschön mit den Orten, die da liegen. Da gibt es dieses Gedicht: «Der von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland, ein Birnbaum in seinem Garten stand. . .» Oder hier: die Schorfheide, eine Art Naturschutzgebiet, wo später Göring seine Elche aussetzte. Der Nieder-Finow-Kanal, ein Schiffshebewerk, wo Schiffe in einer Art Fahrstuhl nach oben befördert wurden. Die Märkische Schweiz...

Ich kenne diese Landschaften alle nicht. Erzählen Sie mal, wie es da aussah, nein, aussieht, wieso heisst es z.B. Märkische Schweiz?

Weil es da eben ein bisschen hügelig war, nein, ist. . . da gibt es Mischwald, sehr schönen! Für die Umgebung Berlins eine Besonderheit,

weil es sonst mehr Kiefernwälder gibt. Hier, Kloster Lehnin, Kloster Chorin, zwei alte Zisterzienserklöster mit ihrer schönen Umgebung. *Was gab es da Schönes?*

Ach. Ich kann mich nur sehr dunkel erinnern. Weil ich das doch auch. . . nie wieder erlebt habe.

Wieso ist das alles, obwohl kaum noch erinnerlich, so fest haften geblieben?

Weil ich da die Kindheit und Jugend verbracht habe. Das ist Zurückerinnerung an die eigene Kindheit. Ich habe mal gelesen: «. . . das Heimatland ist ja das Land der Kindheit, voller rätselhafter Klänge und Träume, die der Verstand nicht fasst, wohl aber das Gemüt. . .»

Der Fläming, südöstliche Richtung, nach Luckenwalde, Jüterbog. . . da haben wir Radtouren runter gemacht. Auch eine Hügellandschaft. «Komm, wir machen einen Wochenendausflug zum Fläming!», so hat es doch wirklich geheissen!

Sie sagen, das Gemüt fasst die «rätselhaften Klänge und Träume der Kindheit». Ist mit dem Verstand nicht zu begreifen, was Heimat ist?

Sie müssen einfach mal Fontane lesen. Sein Buch «Meine Kinderjahre». Auszüge solcher Gedanken und Empfindungen standen immer in unseren Schullesebüchern drin.

Herr Lehmann holt ein stark zerlesenes Schulbuch aus dem Regal.

Eins von 1938. In der Weimarer Zeit gab es das alles auch, bloss heute nicht mehr! Die Lust, mit Heimat sich zu befassen, war in jedem drin, die haben die Nazis nicht erfunden. Der Naziarm hat nur Folgendes draus gemacht, ich lese mal die Kapitelüberschriften vor: «Das deutsche Wesen», «Die deutsche Erde», «Das deutsche Schicksal». Da stehen also Fontanegedichte drin, und vorne, hier, erste Seite, die Fotografie: Adolf. Was in der Weimarer Republik Heimatliebe war, haben die Nazis auf die speziellen Bedürfnisse ihrer Politik zugeschnitten. Im Unterricht sind die Sachen über den Versailler Vertrag eingeflossen, «verlorene Reichsgebiete, Ostoberschlesien, polnischer Korridor, Danzig, Reparationslasten!»

Nein, die Menschen kamen bestimmt nicht zu den Nazis, weil sie ihre Heimat liebten und schön fanden, sondern weil es ein ungeheures Elend mit der Arbeitslosigkeit gab und sie Hitler «probieren» wollten. Stellen Sie sich doch mal siebeneinhalb Millionen Arbeitslose vor! Und da haben die Regierungen vor '33 geschwätzt und geschwätzt, dann wurden sie gestürzt, dann haben sie sich gegenseitig die Klinke in die Hand gegeben – unvermindert blieb das Elend. Hat man eben mal Hitler probiert!

ERWIN GROTH IM • BOXRING DES «BC SPARTA»

Man war vorsichtig. Nicht dafür und nicht dagegen. Einmal ist Hitler mit Hindenburg 1934 Unter den Linden vorbeigezogen. Meine Klasse musste Spalier stehen. Ich war eigentlich Stubenhocker, hielt mich von anderen immer etwas fern, aber sie haben mich ganz vorne hingestellt. Vor mir nur ein SA-Mann. Hitler und Hindenburg sind gerade mal 2 Meter an mir vorbei. Ich weiss auch nicht, wie das kam.

Erst gab es nur einen oder zwei, dann immer mehr Klassenkameraden, die mit Koppel und Braunhemd in die Schule kamen. Was die erzählt haben – heute würde man sagen vormilitärische Ausbildung. Ich hatte mich in der Zeit mehr fürs Boxen interessiert. Als ich mich für die brandenburgischen Jugendmeisterschaften bewarb, wurde ich genötigt, in die HJ einzutreten. Ich hatte die Auswahl und bin zur Marine-HJ. Da habe ich Wassersport gemacht, Segeln, Rudern, gewinkert, gemorst, Knoten gelernt, Bootsbau, Navigation. Dann auch Keulenweitwurf und Keulenzielwurf. Klar, was Sie jetzt denken: wenn man statt einer Keule eine Handgranate nimmt, ist die Technik dieselbe. Stimmt. Sagen konnte man nichts, war zu gefährlich. Schon lang gab es da Gerüchte, von zwei KZs. «Kannst ja was sagen, kommst nach Oranienburg!»

Oder: «Hab' keine Lust, nach Dachau zu kommen!» Keiner hat sich getraut zu fragen. Dafür gab es viele politische Witze, Geschichten und Gerüchte vom Abholen von Leuten. Nachts.

In der Marine-HJ waren ausser mir nur Akademikersöhne, Charlottenburg, gute Gegend. Ich, der einzige Arbeiter, sonst noch ein Doktorsohn, Chirurgensohn, Sohn vom Oberarzt, einer hiess «von», nochmal «von» und nochmal «von», Richtersöhne und was weiss ich. Aber das muss ich sagen: kein bisschen borniert! Kein bisschen eingebildet aufgrund der Eltern. Kulant, einsichtig, höflich. Aus heutigem Blickwinkel würde ich sagen, vielleicht wollten die «Volksgemeinschaft» demonstrieren. Aber es war doch gemeinschaftlich! Jeder musste ran! Ob das nun der Sohn eines Kohlenträgers oder der Akademikersohn war. Straffe Unterordnung und Führung, man musste sich der Gemeinschaft unterordnen. Irgendwelche Individualitäten oder so gab's nicht. Ich bin damals bei denen so reingewachsen, wie heute die Schüler in die Demokratie reinwachsen. Man hat gedacht, Hitler verspricht uns Arbeit und Brot. Hat er auch gehalten. Von Butter hat er nichts versprochen. Man hat gedacht, lass ihn das probieren, die Demokraten werden dann schon durch ihre Opposition für Ausgleich sorgen. Aber der packt erst mal an.

In der ersten Zeit war ich nur formelles HJ-Mitglied. Dreimal die Woche, dann auch Samstag/Sonntag, musste ich zum Boxtraining. Im Boxclub «Sparta» war ich das Aushängeschild für die Kameraden in der HJ: «Du musst in deinem Boxverein erzählen und bei den Meisterschaften, dass du einer von uns bist!» Mit der Zeit hat sich «Sparta» wirklich sehr gemacht, verfügte auch wirklich über ein sehr gutes Menschenmaterial! In der Zeitung hat allgemein viel übers Boxen gestanden. Max Schmeling war schon gegen Sharkey Weltmeister geworden. Tiefschlag. Hatte gegen den «Braunen Bomber», den 20fachen Weltmeister Joe Louis gesiegt. Ist Ihnen bekannt. Wird ja heute noch in den Zeitungen genannt. Zwischen Schmeling und Louis war sofort nach dem Kampf tiefe Freundschaft. Die beiden besuchen sich heute noch, wie man liest. In der Nachkriegszeit wird Schmeling dadurch die Hungersnot ganz gut überstanden haben!

Als Kind hatte ich in Hertha-Jugendmannschaften Fussball gespielt, aber Boxen lag mir körperlich mehr. Da ist man mehr auf sich gestellt. Da musst du was leisten, um den Gegner besiegen zu können. Wenn du ihn nicht verhaust, verhaut er dich. Du hast mit deiner Technik und deinem Können die Sache in der Hand. Schläge auf den Körper tun eben weh! Deshalb habe ich diszipliniert geübt. Wenn ich der Beste sein wollte und bei den Meisterschaften siegen, musste ich trainieren. Vor Wettkämpfen auch noch öfter als dreimal die Woche und Sonnabend/Sonntag. Bei den Brandenburgischen Jugendmeisterschaften habe ich dann den Zweiten Preis gemacht.

Beim Boxen bist du allein im Ring. Hunderte sitzen um dich herum. Ob Beifall oder Pfeifkonzert, es liegt eben an dir! Am Einzelnen. Man fühlt sich ein bisschen grösser. Wenn das dann noch am nächsten Tag in der Zeitung steht. .. Groth, BC Sparta, schlug im Fliegengewicht den und den. . .!

Einmal fand im Sportpalast die Deutsche Meisterschaft statt. Da. . . ja, da habe ich den Einleitungskampf gemacht! Die Leute standen auf den Stühlen! Auf den Stühlen! Da habe ich aber auch wirklich einen guten Kampf gemacht!

Hat man beim Sport etwas von den politischen Verhältnissen mitbekommen? Wurden Reden gehalten, Fahnen geschwungen?

Überhaupt nicht. Jedenfalls nicht in meinem Verein.

Das war also ganz unpolitisch. Wo sind eigentlich die vielen Mitglieder der grossen Arbeitersportvereine geblieben?

Weiss ich im Einzelnen auch nicht. Werden wohl irgendwie angegliedert worden sein. Oder umbenannt. Oder aufgelöst.

Waren Sie früher in einem Arbeitersportverein?

Nein. War ich nicht. Oder? Moment. . . doch. . . Halt! Ja! Ich war auch in einem! Siehste! Gute Frage! Ja, ich war auch – „Freie Schwimmer Norden“, in der Gerichtstraße, ist heute noch da, ein Hallenbad, da war ich.

Erzählen Sie mal.

Also, das war ein Verein von einer rötlichen Art, möcht' ich sagen. Keine Sozialdemokraten, obwohl sich sonst immer „Freie. . . usw.“ nannte, was sozialdemokratische Richtung war. Rötliche Art, bei Schwimmveranstaltungen wurden immer ein paar Worte dazu gesprochen. Als ich einmal, hinten, als kleiner Junge dabei war, wurde auch die Internationale gesungen. Habe ich mitgesungen, denn ich kannte den Text ja von meiner kommunistischen, also weltlichen Schule. Es war ja völlig kommunistisch, wo ich zur Schule bin!

Haben Sie sich was gedacht beim Singen dieses Liedes „Wacht auf, Verdammte dieser Erde. . .“ Die Ketten abschütteln. . . Das ist doch ein Befreiungslied.

Ich habe mir eigentlich keine Gedanken über den Text gemacht. Man hat so als Kind eben mitgesungen. Da stellt man sich nichts weiter vor. Aber mir fällt etwas ein. Bei BC Sparta mußte auf die Hemden das HJ-Abzeichen draufgestickt werden. Kennen Sie diese Raute? Wir waren in der Mehrheit dagegen, aber es mußte drauf.



Wollten Sie die Politik jetzt also draussen lassen?

Na, es ging eigentlich um was anderes. Wenn man das Hemd anhatte, dann war die Raute genau da, wo der Solarplexus liegt. Der Gegner hat sich dann immer gesagt: Da musst du hinzielen, da triffst du ihn! Das hat man deswegen innerlich abgelehnt.

HILDEGARD SAUER HERRLICH JUNG UND NEUGIERIG

1933, gleich nach dem Umschwung, habe ich die Braunhemden zunächst noch belacht. In meiner Schule, Muskauer-, Ecke Zeughofstrasse, mussten wir am 1. Mai 33 alle auf die Strasse. Es wurde die Hakenkreuzfahne gehisst. Ich habe aber die Hand nicht gehoben und auch nicht das Horst-Wessel-Lied mitgesungen. Ich habe die Nazis gar nicht ernst genommen.

Zum Beispiel, als der Reichstag brannte: in meiner Umgebung, glaube ich, hat niemand den Nazis abgenommen, dass die Kommunisten ihn angesteckt haben sollten. Ich hatte den Eindruck, den Leuten ist klar gewesen, die Nazis selber hätten Feuer gelegt. Ich weiss gar nicht, warum wir dieses Gemunkel damals nicht in die Öffentlichkeit, auf die Strasse getragen haben. Aber dann hat es mich auch nicht weiter interessiert.

Der 1. Mai 1934 war schon etwas anderes. Die Aufmärsche, das Fahnenmeer, begeisterte Menschen. Wie das alles klappte! Das entsprach dem, was die Nationalsozialisten in der Zwischenzeit geleistet hatten. Man hatte bereits versucht, die Arbeitslosen von der Strasse zu holen. Mensch, die Leute halten nicht nur dauernd grosse Reden wie alle anderen in der Weimarer Zeit, die tun wirklich etwas, dachte ich. Besonders, dass der heiss umkämpfte Tag der Arbeiter gesetzlich zum bezahlten Feiertag der Arbeit erklärt worden war – da kam keine andere Partei mit. Ehret die Arbeit und ehret die Arbeiter, hiess es. Vom Wert der Arbeit, von der Schönheit der Arbeit war die Rede, ausschlaggebend ist derjenige, der sie schafft. Kraft durch Freude! Kein Klassenkampf mehr. Die nationale Revolution hatte also etwas aufzuweisen, und die Arbeiter sind ja dann auch massenweise übergelaufen, auch wenn Sie das nicht glauben wollen.

Hitler hat mich anfangs überhaupt nicht angesprochen. Schon rein äusserlich: die blöde Uniform machte ihn so breithüftig, dann in seiner Kampfzeit diese heisere Stimme, war das ein Geschrei. Aber geschrien hatten die anderen ja auch, und zimperlich war damals doch überhaupt keiner. Die Falken sangen zum Beispiel ein Lied nach der Melodie «Das

ist die Liebe der Matrosen», da haben sie auch kein Blatt vor den Mund genommen:

Die Zeiten, die sind schlecht./ Das ist doch ungerecht!/
Im Dritten Reich wird's besser./ wird alles rasseecht./
Man macht es sich bequem/ und schimpft auf das System./
Es werden Köpfe rollen./ Jawoll, Herr Hauptmann Röhm!/
Das sind die Hakenkreuzbanditen!/ Mit dem Messer in der Hand/
rasen sie durchs ganze Land./ Wo die SA-Kolonnen wüten./
ist die Jugend ganz und gar aus Rand und Band./
Herr Goebbels hat 'ne grosse Klappe!/ Er macht Prolet und General./
Und Hitler ist ja nur Attrappe!/ Doch dahinter, ja dahinter/
steckt ja nur das Kapital!

Man war eben nicht zimperlich.

Mit Goebbels ging es mir schon etwas anders. Wenn ich mich an seine Rede an die deutsche Jugend erinnere, ich glaube, es war Ende 1933 oder Anfang 34. Da sagte er: «Die Jugend hat immer recht!» Das ging mir runter wie Öl. . . Seine ausgefeilte Redeweise fand ich faszinierend. Der hat einen angesprochen, ganz geschickt. . . nein, so sah ich das damals gar nicht. Dass das geschickt war, habe ich erst später begriffen. So ein Begriff hat einem damals ganz fern gelegen. Wir fühlten uns einfach angesprochen. Ich glaube, gefesselt hat uns, wie er das Nachahmenswerte rausgestellt hat. Jeder sollte verantwortlich sein für alles, was er tat. Im Gegensatz zu heute, wo jeder die Verantwortung ablehnt, sie immer auf andere schiebt. In typisch nationalsozialistischen Reden floss immer etwas von dem Gedanken ein «Und handeln sollst du so, als hinge von dir ab das Schicksal aller Dinge, und die Verantwortung sei dein.»

Frau Sauer möchte nicht, dass in den Gesprächsprotokollen von «den Nazis» geschrieben wird: Ich war nicht für «die Nazis», ich fand die als Personen, als einzelne Politiker viel öfter lächerlich, als dass sie mich fasziniert hätten. Ich habe auch unter Freunden immer wieder gesagt, dass mir einzelne Leute aus der Regierung den Buckel runterrutschen können. Ich war nicht für die Nazis, sondern für den Nationalsozialismus. Nazis, das ist ein Schimpfwort. Man muss das aber sachlich darstellen. Objektiv.

Haben Ihre sozialdemokratischen Eltern keinen Einfluss mehr auf Sie gehabt?

Nach dem Krach mit meinen Eltern habe ich bei meiner Freundin gewohnt. Wir haben im Kino mal den «Hitlerjungen Quex» gesehen, in

dem der Beusselkiez eine grosse Rolle spielt. Wir kannten diese Gegend nicht und wollten uns das mal ansehen. Dann sind wir beide spät abends durch die Strassen gezogen, laut singend «Wenn's Judenblut vom Messer spritzt, dann geht's nochmal so gut», ohne Hemmungen. Das war, als Goebels diese Rede über die Jugend gehalten hatte. Da gab's nichts mehr. Was meine Eltern sagten, war mir schnuppe. Diese Hochstimmung, das hat einfach Spass gemacht. . .

Ich hatte grosse Schwierigkeiten mit meiner Stiefmutter. Ich war schon immer sehr aufmüpfig und lebte eigentlich zwei Leben: eins in der Schule, und eins zu Hause, das ich grässlich fand. Diese Aufbauschule, heute würde man sagen eine Modellschule, musste in meiner Schulzeit noch um ihre staatliche Anerkennung kämpfen. Was ich je gelernt habe an selbständigem Handeln, methodischem Herangehen, kritisch sich auseinandersetzen können, das verdanke ich dieser Schule. Nach dem Umschwung fürchteten wir zunächst, sie würde nun vom Staat geschlossen werden. Sie blieb aber unverändert bestehen. Ein weiterer Pluspunkt für die nationale Revolution und das Dritte Reich. So schwenkte ich um 180 Grad um.

Der «Volksbund für das Deutschtum im Ausland» (VDA) machte im Sommer 33 eine Grosskundgebung. Unsere Schulgruppe sollte dabei sein. Ich kannte kein Taschengeld, die Mädchen meiner Klasse hatten mir den Lederknoten und das blaue Dreieckstuch gekauft, das zu unserer Tracht gehörte. Aber nun wollte mir meine Stiefmutter keine Erlaubnis geben hinzufahren. Es war ein ganz gespanntes Verhältnis zwischen uns beiden. Eine Menge Wut hatte sich in mir angesammelt. Mein Bruder war gerade in der Küche. Er hatte sich schon lange woanders mit Wohnsitz gemeldet, damit er ein paar Mark Unterstützung bekam. Ich hatte ihm heimlich immer ein paar zusätzliche Stullen zugesteckt. Meine Mutter hatte das einmal spitzgekriegt und nun alle Schränke abgeschlossen. Also es war eine fürchterliche Stimmung bei uns zu Haus, mein Vater war an dem Tag zum Angeln nach Gütergotz hinter Stahnsdorf gefahren. Jedenfalls stritt ich mich in der Küche mit meiner Stiefmutter und sagte schliesslich zu ihr: «Wenn du mich nicht gehen lässt, dann lasse ich euch ins Konzentrationslager bringen.» Da wollte sie mich verprügeln. Mein Bruder stand mir aber bei: «Lass die Kleene zufrieden. Ewig meckerste mit ihr rum.» Und ich sagte ganz theatralisch und in gestochenem Hochdeutsch: «Wage nur nicht, mich zu schlagen!»

«Das sage ich deinem Vater!»

«Dann erinnere ihn aber auch gleich daran, wie er mal gesagt hat, es

tut ihm leid, daß er uns nicht alle ersäuft hat.“

Dann bin ich zum VDA-Treffen gefahren und sie nach Gütergotz. Meinen Vater habe ich erst wieder am Montag nach seiner Arbeit gesehen. Er rief mich zu sich und sagte ganz ruhig: „Deine Mutter. . .“

„. . . das ist nicht meine Mutter!“

„Sie hat mir erzählt, was du gesagt hast. Ich überlege mir, ob ich dich in eine Erziehungsanstalt bringen soll.“

„Was? Du willst *mich* in eine Erziehungsanstalt bringen?!“

„Ja, überlege doch mal, was du gesagt hast!“

Und da habe ich nur wieder ganz höhnisch und stolz gesagt: „Denke du doch mal lieber dran, daß du mal gesagt hast, es täte dir leid, daß du uns Kinder nicht alle ersäuft hättest! Und von meiner verstorbenen Mutter hast du auch mal gesagt: ‚Gott hab sie selig, aber sie war dämlich!‘“

Da ist er dann ganz still geworden.

Goebbels hat also ganz praktisch mitgewirkt?

Ja, wenn Sie das so miteinander verbinden. . . da ist was Wahres dran. Goebbels sagte: „Die Jugend hat immer recht, der Jugend gehört die Zukunft“.



In der Zeit meiner Landarbeit konnte ich meine ersten Erfahrungen mit Männern sammeln. Zu körperlichen Kontakten kam es allerdings nicht, ich hatte einfach Angst vor den Folgen. Meine Schwester hatte wegen eines Kindes einen ganz schrecklichen Kerl geheiratet, sie war lange sehr unglücklich. Mich sollte kein Mann unglücklich machen. Das Thema Männer und Liebe gab es trotzdem für mich. Auch die ganz grosse Liebe. Aber niemals stand mir der Sinn nach Versorgung durch den Mann. Ich war so herrlich jung und neugierig und hatte immer Angst, was zu versäumen.

Auf dem Lande wäre ich gerne geblieben, doch mein Vater gab dazu nicht seine Einwilligung. So bin ich nach Berlin zurück und in der Konfektion gelandet. Dort hätte ich vorwärtskommen können. Mein Chef war ganz entsetzt, als ich nach fünfjähriger Tätigkeit 1939 in den Arbeitsdienst ging. Er klemmte sich hinter meinen Vater, der sollte versuchen, mich davon abzuhalten! Für 20 Pfennig am Tag arbeiten, das ging über seinen Begriff.

Obwohl ich nirgendwo organisiert gewesen bin, mit Ausnahme der Arbeitsfront, habe ich im Laufe der Zeit das Dritte Reich bejaht. Ich sage Ihnen ja, dass ich das heute anders sehe. Aber Sie wollen doch die Wahrheit schreiben.

Hat Sie die Verfolgung der Juden nicht in eine Distanz zum Nationalsozialismus gebracht?

Der Chef meiner Konfektionsfirma hatte viele jüdische Vertreter, die ihm viele Kunden in der Provinz und Berlin zuführten. Seine Firma wuchs. Der frühere Inhaber war Jude, nach Amerika ausgewandert. Nach und nach wanderten alle jüdischen Vertreter aus, bis auf einen. Diesem einen spielte der Chef oft übel mit. Ich fand das gemein, versuchte den Vertreter darin zu bestärken, sich doch nicht alles gefallen zu lassen, riet ihm, auch auszuwandern. Aber «Wo soll ich hin, ich habe nicht so viel Geld, um nach Amerika zu gehen!» Ich sprach auch mit dem Chef darüber, ich konnte mir das erlauben, weil ich von Anfang an tüchtig in diesem Laden gearbeitet hatte. Ich sagte ihm, dass ich dieses Verhalten nicht richtig fand, der Mann hätte ihm doch viele Kunden gebracht! Mein Chef war aber der Ansicht, der Vertreter wüsste schon, wie er es meinte, er brauchte halt 'nen Blitzableiter! Viele in unserem Betrieb fanden es trotzdem nicht richtig. Für einen Appel und ein Ei alles an sich reißen und jemanden, der hilflos ist, fertig machen und ausnutzen? In diesem Fall war er nichts anderes als ein *weisser* Jude!

Die Kristallnacht fand ich idiotisch. Wie ich morgens zur Arbeit kam und aus den Fenstern der jüdischen Firmen die Stoffballen herausgingen, habe ich gedacht, die SA ist verrückt, was soll das Ausland sagen. Sicherlich dachten viele so. Goebbels hielt eine grosse Rede im Rundfunk, die auch in der Zeitung «Das Reich» zu lesen war: Natürlich hätte man das auch anders machen können; aber es hat auch nichts geschadet. Doch in Zukunft sollte so etwas nicht mehr vorkommen, solche Werte sollten nicht mehr vernichtet werden.

Andererseits ist das mit den Juden im Dritten Reich nicht vom Himmel gefallen. Es war schon zuvor eine bekannte Tatsache, dass viele Spitzenpositionen in Regierung, Finanzen, Handel, Presse, Theater von Juden besetzt waren. Auch 80 % der Berliner Konfektion war in jüdischen Händen. Es gab da einige Skandale, über die heute niemand mehr spricht. Der Berliner Oberbürgermeister Böss war z.B. um 1930 in grosse Schiebung verwickelt. Ganz Berlin sang empört einen Schlager:

«Bürgermeister Böss, Bürgermeister Böss!
Denke nicht mehr an die Zeiten,
wo du noch im Amt
in Seide und in Samt
konntest Deutschlands Hauptstadt leiten.
Stellung ist passé!
Sklarek sagt Adieu!
Schöner Nerz, du gingst in Fransen!
Ja, man schickt dich in Pension
und du kriegst noch deinen Lohn.
Hau ab! Und schnür den Ranzen!»

Wieso konnten Sie, als das Elend der Arbeiter vor 1933 so gross war, mit denen ein solidarisches Gefühl empfinden, dann aber mit den verfolgten Juden nicht?

In der Nostizstrassenzeit empfand ich die Ungerechtigkeit zwischen arm und reich. Bei den Strassenkämpfen damals war ich persönlich betroffen, quasi selbst ein unterdrücktes Mitglied der Arbeiterklasse. Dieser Gedanke an Ungerechtigkeit ist mir bei der Judenverfolgung nie gekommen. In der Konfektionsfirma zeigte sich die Ungerechtigkeit nicht so exzessiv. Dann fand ich die Juden, die wirklich die grossen Posten überall hatten, nicht ganz unschuldig an ihrem Dilemma. Schliesslich kam noch hinzu, dass ich eben keine Jüdin war.

ELSBETH KÖTTING EIN RICHTIGER MANN

Ich bewarb mich als Sekretärin zur Neubauleitung nach Heiligenhafen an der Ostsee, wo die ersten Flakstellungen gebaut wurden. Die Gestapo sass direkt in der Personalabteilung und kontrollierte die Angestellten: meist junge Architekten aus dem Westen und schlesische Bauarbeiter.

Von den SSLern, die auch da waren, sagte ich mal: «So gross und blond wie sie sind, so doof sind sie auch!» Ich wurde sofort zur Leitung zitiert: «Was meinen Sie denn damit? Bedenken Sie doch, dass das Leute sind, die unsere Idee vertreten!» Ich bekam einen Verweis.

In dieser Zeit wurde im Mittelmeer der Panzerkreuzer «Deutschland» beschossen. In ganz Deutschland wurden daraufhin von den Nazis Protestkundgebungen organisiert. Auch in Heiligenhafen fand eine statt. Alle mussten erscheinen. Ein hoher Luftwaffenoffizier war aus Kiel hergekommen und sagte, es sei eine ungeheure Provokation, ein deutsches Schiff zu beschiessen. Da rief jemand aus den Reihen der angetretenen Arbeiter: «Was haben eigentlich unsre Kriegsschiffe in der Gegend zu suchen?» Sofort kam Gestapo und holte den Zwischenrufer raus. Wir haben nicht protestiert, nicht nachgefragt. Ich war ja erst Anfang 20.

Gleich zu Beginn meines Aufenthaltes lernte ich einen Fischer aus dem Ort kennen. Er hatte mit seinem Bruder einen kleinen Fischereibetrieb, mit einem Boot fuhr er täglich raus auf die Ostsee. Das war so richtig ein Mann, wo man sagen konnte, da bist du eben, auch sexuell, überwältigt. Er erwartete von mir etwas Ernsthaftes, aber ich war nicht so zielstrebig. Ich habe mir keine Gedanken dabei gemacht.



Für den Sommer meldeten sich dann meine Eltern und die halbe Verwandtschaft zu Besuch an, ich musste für sie Zimmer besorgen. Als sie dann von meiner Beziehung zu dem Fischer Wind bekommen hatten, haben sie mir zu verstehen gegeben, dass das wohl nicht das Richtige für mich wäre.

Da tauchte Albert auf, bei passender Gelegenheit. Es war ein bisschen zwiespältig. Ich fühlte mich überhaupt nicht zu ihm hingezogen, auch nicht sexuell. Aber dadurch, dass er nicht nachliess und mich behandelte, als wüsste ich nicht, was ich will, dafür aber er, und dadurch, dass er gleich in diesem Sommer seine Mutter holte und sich die Eltern kennenlernten, war es plötzlich eine abgemachte Sache.

Ich hatte mit dem Fischer natürlich viele romantische Erlebnisse gehabt. Jeder Mensch neigt zur Romantik. Ich war aus einer andern Sphäre, das hatte auch für ihn seinen Reiz. Für mich war er ein Mann, wie man ihn sich vorgestellt hatte! Gross, kräftig, blond, natürlich. Mit einer charakteristisch hervorspringenden Nase. Eine schöne braune Farbe hatte er. Es gibt kein Bild von ihm. Ich hatte keinen Fotoapparat und er sowieso nicht. Nein, nein, die Rassenideologie, die wir in den letzten Schulstunden noch lernen mussten, spielte keine Rolle. Was mir gefiel, war einfach die Ausstrahlung, das Naturhafte, dieses. . . Quatsch, naturhaft. Ich kann nicht sagen, was mich zu ihm gezogen hat. Jedenfalls nicht das Reinrassige, was du da jetzt wieder aus mir rauskriegen willst! In der ganzen Welt, die diesen Mann umschloss, war man selbst mit drin. Es gab Fahrten mit ihm. Wir haben da in der Kajüte geschlafen. . . auf Deck. . . haben wir miteinander geschlafen. . . bei schönem Wetter. . . ganz früh morgens raus. Wellen. . . alles drumherum. Das konnte einem schon ein Hochgefühl des Lebens geben!



Hast du dich mit ihm auch politisch unterhalten?

Nicht, dass ich wüsste. Bis dahin hat die Politik keine so grossen Wellen geschlagen. Die Leute in dem Dorf. . . wir aus Berlin brachten die Politik erst da rein. Mit der Neubauleitung und der Belegschaft machten wir z.B. eine 1. Mai-Demonstration durch den Ort.

Mein Mann wusste, dass wir in der Familie Gegner der Nazis waren, keine aktiven, aber von der Gesinnung her. Deshalb hat er auch nicht versucht, mich zu beeinflussen. Aber den ganzen Nazi-Mythos hat er doch unterstützt.

1. Mai-Umzug in Heiligenhafen, 1937



Hätten deine Eltern nicht lieber eine Ehe mit einem SPD-Mann oder mit einem Nicht-Nazi gesehen?

Mein Mann war einer der Architekten, die zum Bau der Flakanlagen herkamen. Aus Krefeld. Seine Eltern waren unpolitisch, und Techniker sind ja auch nie so politisch engagiert. Mein Schwiegervater war der Direktor eines Walzwerks. 250 Arbeiter hatte er unter sich, Dienst-Mercedes und Chauffeur. Durch das Naziregime mussten sie nicht von ihren Lebensgewohnheiten abweichen. . . Meine Eltern haben davon nie gesprochen. Sie fanden halt den Architekten passender als meine rauschende Liebe zu dem Fischer. Mein Bruder ist ja auch schon während seines Studiums mit einem HJler nach Hause gekommen. Meine Eltern waren gleichgültiger geworden, enttäuscht, ihr passiver Widerstand hatte nichts genützt. Nun nahmen sie die Verhältnisse hin,

um zu existieren. Sie wollten auch den Kindern eine Existenzmöglichkeit bieten. Sie haben sich ein bisschen an einem Bild von erfolgreichen, lebensbejahenden, tüchtigen Kindern hochgezogen.

Wir standen mal am Strand abends, mein Vater, meine Mutter, mein Bruder und ich. Damals durfte ich (wegen meiner Tätigkeit bei der Bauleitung) nicht mehr ins Ausland reisen. Mein Bruder sagte: «Du, Elsbeth, wir sind doch beide gute Schwimmer. Wollen wir nicht abhauen und nach Dänemark rüberschwimmen?» Für einen Moment war das ein richtig ernstzunehmender Vorschlag, den sich zwei ehemalige Sozialdemokraten in Nazi-Deutschland machten! Da sagten meine Eltern: «Ihr werdet doch aber eure Eltern hier nicht im Stich lassen wollen!» *Ich befragte Elsbeth überrascht zum Lebenslauf des Bruders:*

Reichsbannermitglied und SPD-Mitglied. Auf dem Karlshorster Gymnasium aktive Teilnahme an der politischen Auseinandersetzung. Vor '33 Beteiligung an Strassenschlachten gegen uniformierte SA. Bei verbotener Demonstration durch preussische Polizei verhaftet.

30.1.33: *Besichtigung des Nazi-Fackelzuges Unter den Linden. Auf die Bäume geklettert, um von oben runterzugucken: «So schlimm kann es nicht werden!»*

Berufswunsch seit Langem: zur Polizei. Hoffnung, über Beziehungen zum Polizeipräsidenten Grzesinski in den höheren Polizeidienst zu kommen. Nach Änderung der politischen Lage Anregung meiner Eltern: «Nun musst du eben studieren!» Auszug der Familie aus der SPD-Siedlung Oberschöneweide, aus Angst, dort wegen früherer SPD-Aktivität denunziert zu werden. Umzug nach Mahlow, wo uns keiner kannte. Rat der Eltern: «Wenn man nicht studieren kann, ohne SA-Mitglied zu sein, dann musst du eben in die SA eintreten, damit du im Leben die Chance hast, was zu werden.»

Pflichtgemässe formelle Mitgliedschaft bei der SA. Wöchentliche Teilnahme am Sturmabend im Sturmlokal in der heutigen Karl-Marx-Strasse. Einsätze zum Spalierstehen bei Staatsfeierlichkeiten.

Wenn Hitler irgendwo durchfuhr, wurden sie zur Begeisterung an die Strassen gestellt. Davon erzählte er mir lachend. Aufmarschordnung: erst eine Motorradstaffel, dann eine gelbe Fahne. Wenn die gelbe Fahne kam, da war Himmler. Da wusste man, gleich kommt der Führer. Ein Stück weiter weg gingen schon die Arme hoch. Wenn die Arme hochgingen, wusste man, gleich kommt er. Schnell die Skatkarten weggesteckt, Arme hochgerissen. Jetzt grüssen. Dann war der Führer vorbei. Arme wieder runter. Einmal fing es an zu regnen. Sie hatten keine Lust, lange noch zu stehen, um die Fahnen abzugeben. Hoheitszeichen aus Pappe waren an



Stöcken festgemacht. Sie stellten sie irgendwo ab, sahen, wie sie patschnass an den Stöcken runterhingen.

Studium in Halle, Nationalökonomie. Nach der Promotion 1940 Heirat in Weimar. Sein Standpunkt, wenn er nach Hause kam: «Für Hitler in den Krieg ziehen und sterben? Nein! Nie!» Anschliessend Militärdienst. Tätigkeit in einer Schreibstube im besetzten Paris

Elsbeth erzählt nicht weiter.

Der Mutter erklärte er: «Ach was, Mutter, das ist doch nur äusserlich. Wenn ich nicht... in Paris wäre, wäre ich in Russland. Da käme ich nicht lebend davon!»

Internierung im amerikanischen Kriegsgefangenenlager bei Ziegenhain/ Hessen. Internierungslager bei Darmstadt, mit l'000en SS-Leuten. Schliesslich Zwangsarbeit unter amerikanischer Aufsicht im Odenwald. Bäume fällen.

Bemühung meines Vaters um Beischaffung einer Entnazifizierungserklärung vom Sohn des früheren SPD-Reichstagspräsidenten Lobe, mit dem mein Bruder zusammen studiert hatte. Der sollte bezeugen, dass sich mein Bruder vor 33 gegen die Nazis eingesetzt hatte. Werner Lobe hat das Zeugnis abgelehnt.

E. GRASSMANN • ES WAR KEINE RICHTIGE FREUDE

Nach meiner Hochzeit 1931 mit Wossilus, der mal bei der Polizei war, ging es mir kein bisschen besser als früher. Ich wollte mich nicht unterkriegen lassen, wollte was anderes aus meinem Leben machen, aber ich war noch nicht einmal bei meinen Schwiegereltern voll anerkannt. Zunächst bewohnten wir bei seinen Eltern im Haus eine schöne Vierzimmerwohnung. Das hatte ich bis dahin ja noch nicht gekannt. Aber dafür durfte ich bei denen arbeiten. Als Dienstmädchen!

Eines schönen Tages habe ich gesagt: «Rutscht mir doch den Buckel runter!» Ich habe eine Stelle gesucht, man bekam jetzt auch wieder Arbeit. Bei Firma Stock, Maschinenbau und Gewindebohrer, bin ich 6 Wochen als Rundschleiferin angelernt worden, übrigens von der Frau meines späteren zweiten Mannes. Und wenn mir mein Mann und seine feine Familie dämlich kamen, habe ich ihnen gesagt: «Hört mal zu! Ich bin hier nicht das Dienstmädchen!» Ich habe ihm die Scheidung angeboten, aber er wollte nicht. Dann habe ich darauf bestanden, dass wir wenigstens von seinen Eltern wegzogen. Wir wohnten dann Nostizstrasse, drei Treppen, Stube und Küche.



1935, kurz nach der Scheidung, kam der Junge zur Welt. Da habe ich mal den Gashahn aufgedreht. Die Arbeit in der Fabrik, immer der Ärger zu Hause, fürchterliche Schwierigkeiten, den Jungen neben der Arbeit zu versorgen, das war's. Zuerst habe ich ihn immer übers Amt auf Pflegestellen gegeben. Zu meiner Mutter, in die Friedrich-Wilhelm-Strasse, konnte ich ihn nicht dauernd geben, denn die wohnte mit Tochter und Freund ja auch nur Stube/Küche. Dann habe ich zwischendurch auch mal da und dort gewohnt, so dass der Junge dabei auch noch ganz durcheinander wurde. Endlich hatte ich einen Kindergartenplatz gefunden, in der Manteuffelstrasse, Tempelhof. Aber jedesmal, wenn ich morgens in die Strassenbahn bin, um ihn vor der Arbeit in den Kindergarten zu bringen, wollte er nicht hin und sträubte sich. Er wollte nicht da abgegeben werden und wollte nicht da bleiben, und ich hatte mich so gefreut, dass ich nun einen Kindergartenplatz habe, damit ich arbeiten konnte. Jeden Morgen, bevor wir dort waren, fing er schon in der Strassenbahn an zu schreien. Er strampelte und schrie. Wenn wir dann ankamen, hatte er vom Schreien Temperatur. Nun sollte ich ihn wieder mit «nach Hause» nehmen, dabei musste ich zur Arbeit. Da stand ich da. Bin ich kurzentschlossen doch zu meiner Mutter, habe den Jungen dagelassen, nach Hause gefahren, alles verdichtet, Fenster, Türen, Schlüsselloch, alles mit Papier schön zugestopft und den Gashahn aufgedreht.

Aber ich habe es doch nicht dicht genug gemacht. Die Nachbarin hat's gerochen, Feuerwehr, Krankenhaus, fürchterlich gekotzt, paar Tage da gelegen. Zu Hause war der Vogel tot, alle Lebensmittel musste ich weg-schmeissen und eine hohe Gasrechnung bezahlen.

Hatten Sie jemand einen Abschiedsbrief geschrieben?

Nichts Brief, für mich war alles klar gewesen, Ende vom Lied. Na, heute bin ich noch da. Und da soll ich mich für Politik interessieren? Früher hat doch keiner gefragt und gekümmert! Wenn du heute in eine Fabrik gehst, dann achten sie schon ein bisschen drauf, dass du als junger Mensch nicht zu viel arbeitest. Bei mir hat aber keiner hingeguckt. Beim Gas schläft man eben ein, wird müde. . . Einmal konntest du ja zu spät wegen dem Jungen in die Fabrik. Aber auf die Dauer? Erst nachmittags kommen und sagen, tut mir leid, aber ich wusste nicht wohin mit dem Kind? Also blieb einem nichts weiter übrig. An dem Tag hatte ich wenigstens noch den richtigen Gedanken, dass ich das Kind bei meiner Mutter lasse, das war ja unschuldig. Heute lebt er nicht mehr. Er ist 1959 ertrunken. Ja. Er ist tot. Ach. Ja.

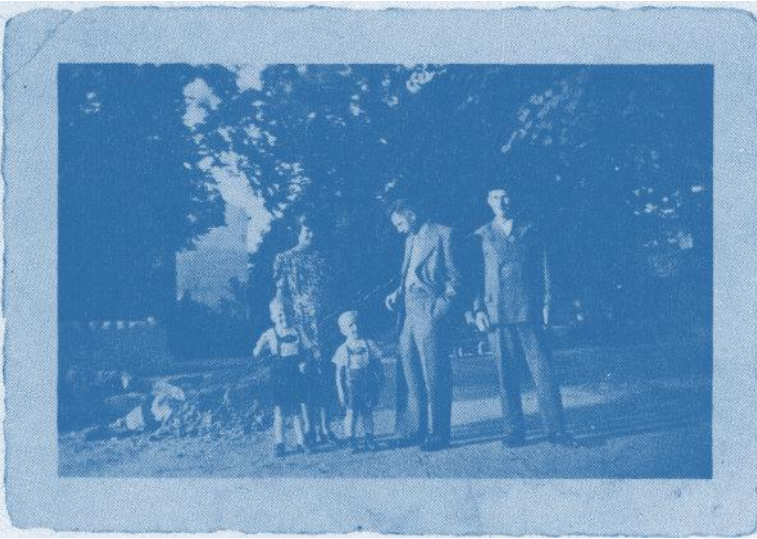
Jedenfalls durch den Gashahn kam alles ins Rollen. Verschiedene im Betrieb haben mir gut zugeredet, ich müsste nun meine Verhältnisse grundlegend ändern. 1936 starb die Frau, die mich als Rundschleiferin angelernt hatte, bei der Geburt ihres Sohnes. Und da hat ihr Mann so unter den Kollegen gesprochen: «Was mache ich nur mit diesem Kind? Ich muss doch arbeiten!» Im Betrieb waren gute kollegiale Verhältnisse. «Ich habe ein Kind und weiss nicht recht. . .» «Und du hast auch ein Kind. . .» Und da erzählte man mir, dass der Mann von dieser Frau, der Grassmann, seine Wohnung aufgeben wollte. Und das war grad Stube und Küche, die ich suchte. So kam man ins Gespräch.

Dann hat er gesagt, er würde die Wohnung doch nicht aufgeben. Da hat man eben gesagt: «Schmeissen wir uns zusammen, dann hat dein Junge eine Heimat und meiner auch!» Dann haben wir uns zusammengeschmissen. Aber weil wir wegen dem Hauswirt nicht als Unverheiratete zusammenwohnen durften und weil nicht mal das Trauerjahr für Grassmann um war, haben wir dann 1937 geheiratet. Wir hatten die Kinder zusammen, und jedes hatte seine Heimat.

1938 habe ich ein Mädchen geboren, aber es starb ein paar Wochen danach. Danach hatte ich ein paar Fehlgeburten. Und 1943, als schon die Bomben fielen, kam noch Gerhard auf die Welt. Erst aber hatte mir der Arzt gesagt, ich wäre nicht schwanger. Sonst hätte ich doch was gemacht, denn in der Zeit wollte ich doch keine Kinder! Eines Tages beim Mittagessenkochen blutete ich. Ich ging ins Wenckebach-Krankenhaus. Und da war ein Arzt, den werde ich nie vergessen. Ein Nazi-Hund! Ich ging hin und dachte, das Kind geht weg, ich verliere es eben. Aber der gibt mir ein paar Spritzen, und es hat gehalten. Dabei hat er gesagt. . . Mensch, das werde ich niemals vergessen: «Sie sind eine gute Zuchtstute!» So in dem Sinn von: Sie können noch mehr Soldaten kriegen! Kanonenfutter! So ungefähr! Dieser Hund! Und 1947 ist dann noch die Gerda geboren worden.

Das ganze Geschrei von den Nazis, das konnte ich nicht hören! Sie leisteten zwar was, aber immer wenn es hiess «l'000jähriges Reich!», das kam mir ganz unmöglich vor! Es war doch im Grunde nicht viel anders als immer. Zum Beispiel mit den Bezugsscheinen für was zum Essen oder Kleidung. Wenn man die Herren gespickt hat, bekam man was. Wenn man aber nichts hatte, dann konnte man so lange laufen, wie man wollte, dann hat man nichts gekriegt. Diese Massenveranstaltungen haben wir nur besucht, wenn wir mussten. Auf der Olympiade waren wir nicht.

Vielleicht, dass ich grade mal rüber ins «Mali», ins Kino bin. Vorausgesetzt mein Mann blieb abends bei den Kindern. Aber der hat fürchterlich viel getrunken. Bei den Aufmärschen, wo wir mitmachen mussten, weil der Betrieb dafür freigegeben hat, sind wir abgehauen, wo eine Lücke war. Das haben viele in meinem Bekanntenkreis, die in unserem Alter waren, so gemacht. Die Männer sind dann immer in die Kneipe, wir heim zu den Gören.



Sonntags konnte man nicht viel machen: Familie Grassmann beim Spaziergang

Sonntags konnte man doch auch nicht viel machen. Ich musste sonntags auf Vorrat für die ganze Woche arbeiten, was zu Hause liegen geblieben war. Riesige Mengen von Wäsche reparieren, sauber halten. Unseren Urlaub haben wir uns immer in Geld auszahlen lassen. Wir sind nie weggefahren, auch nicht mit KdF. Viel Spass an der Ehe hatte ich eigentlich nicht. Aber das war ja jedem von Anfang an klar, diese Heirat war nicht aus Liebe, das war Vernunftsache. Zusammengehalten hat uns die gegenseitige Versorgung. Wenn mein Mann trank, hatte ich schon oft den Gedanken, alles hinzuschmeissen. Aber da war die Angst vor einer Scheidung, auch die Kinder. Die Kinder haben uns, wenn's brenzlig wurde, immer wieder zusammengehalten. 1939 war dann plötzlich über Nacht der Krieg. Ein Blitzkrieg nach dem andern. Das kam dann noch hinzu!

1940 habe ich einen Lehrgang als BVG-Schaffnerin gemacht. Ich fing als Strassenbahnschaffnerin an. Das war ganz gut, weil ich die beiden Jungen bei mir haben konnte und doch arbeiten. Sie fuhren eben immer die ganze Strecke mit. Wenn es auf den Abend zuzuging, stiegen sie aus, gingen heim und wärmten das Essen schon auf. Das war bis kurz vor den Bomben.



BVG-Schaffnerin Grassmann kommt nach Hause.

PAUL TIETZ FÜR UNSEREINS WAS HERRLICHES

Da draussen war keiner, der einem den Nerv töten konnte. Wenn wir wo mitmarschieren sollten – 'ne Ausrede gab's immer. Ich hab mal extra 2 m Wasserleitung aufgebuddelt – «muss eine dringende Reparatur machen» –, so kam ich um eine Versammlung rum.

Es waren immerhin 400 qm, also ein ganz schönes Stückchen Land, am Anfang noch vollkommen verpedet.

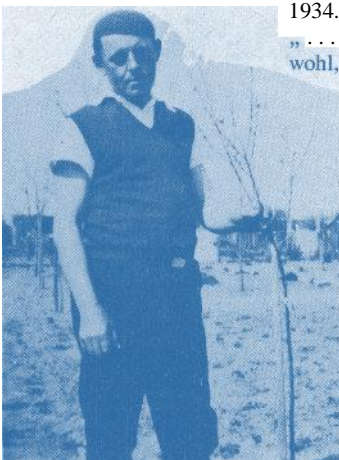
Ver. . . was?

Verpedet. Peden, das sind so Quecken, so ähnlich wie Strandhafer, tiefe Wurzeln, die Dünen halten.

Da musste man also mindestens einmal gründlich das ganze Pedenzeug rausmachen, alles zwei Spatenstich tief umgraben. Alle Peden, alles Unkraut, die Wurzeln und dann noch die Steine rausholen. Schliesslich wollte ich reinsäen, was mir Freude machte, konnte da nichts anderes drinhaben.

Dann die Planung, Vermessung, den Hauptweg festlegen, die Abschnitte für die Blumen und die Hauptfelder für das andere. Und dann habe ich auch noch das Häuschen gebaut, mit einem massiven Schornstein, zwei, drei Wände waren auch massiv! Mein Bruder war ja Maurer, der hat geholfen, und ich hatte eigentlich Installateur gelernt, ich konnte dann den Abfluss machen, das Wasser von der Hauptleitung in unsere Parzelle leiten. Und während man die ersten Arbeiten machte, hat man auch schon, wo es möglich war, die ersten Blumen gesetzt. Wenn dann

Paul Tietz, seine Laube und einer seiner Bäume, 1934. Notiz auf der Rückseite des rechten Fotos:
„ . . . klein aber unseres. Und alle fühlen wir uns wohl, hier in Gottes freier Natur . . . »





die ersten Blüten kamen, dann hat man da voller Bewunderung die ersten drei Tage drumrumgesehen und bestaunt.

Mit grosser Begeisterung ist man, wenn man irgendwo einen netten Strauch gesehen hat, hingefahren mit dem Rad, hat ihn ausgegraben und im Garten dann eingegraben. Zu den verschiedenen Festtagen haben wir uns dann auch Sträucher und kleine Obstbäume schenken lassen, oder einen Beerenstrauch, und allmählich kamen so alle möglichen schönen Sträucher zusammen. Man hatte ja solche Freude am Garten, dass man es gar nicht richtig bemerkte, wie es hinter dem Zaun immer dusterer und die ganze Weltgeschichte immer bedrohlicher wurde.

Ich habe dann jedenfalls zwölf Obstbäume gehabt, zwei Äpfel, eine Pflaume, zwei Kirschen, eine Birne, einen Pfirsich...

Trug der denn?

Ja, die haben alle getragen! Auch der Pfirsich, ein wunderbarer Pfirsich, später ist er leider eingegangen. Ich habe ihn nachts um halb eins noch aus einer Gärtnerei «gekauft», da ist man öfter mal gegangen. Na, ist doch so, am Tage musste man doch arbeiten, da hatte man doch keine Zeit zum Einkaufen?! Das war eben so die Methode, wie die Kleingärtner überhaupt ihre Bäume zusammengekriegt haben. Es hiess immer: Wer auf Gott vertraut und Bretter klaut, kommt billig zu 'ner Laube!

Mein Hauptvergnügen waren die Blumenrabatten und das Spalierobst, ja Spalierobst hatte ich auch. Am Zaun lang. Dann das eigentliche Feld, wo Kartoffeln, Tomaten, grüne Bohnen, eben alles, was die Küche auffrischte, gezogen wurde. Für die Kinder hatten wir dann auch Erdbeeren. Paar Erbsen, Kohl, eben alles. Ausser Südfrüchte habe ich alles dringehabt. Und den Pfirsich!

Nachher habe ich dann auch «Versuche» gemacht mit hochstämmigen Erdbeeren. Da guckst du, was? Hochstämmige Erdbeeren, hast du noch nicht gehört und gesehen, was? Da werden Röhrenstücke auf der Baustelle mitgenommen, in die Erde gesteckt und gute Erde reingetan, da die Erdbeeren reingepflanzt. Also, um's zu erklären, das hat den einfachen Zweck, dass die dann nicht so schnell faulen, weil die Früchte hängen, statt auf der Erde zu liegen. Oder ich habe eine grosse Röhre genommen und ein paar kleine da reingesteckt, so dass ich auf einer kleineren Fläche 2-3 Erdbeerpflanzen mehr hatte. Die Leute haben dann erst noch komisch geguckt. Aber es war ja schon 1931 innerhalb meiner Kolonie allgemein anerkannt, dass mein Garten einer von den bestgeplanten war.

Dann mein Steingarten, das war mein grösstes Vergnügen. Jeden Abend habe ich mir vom Bau auf meinem Gepäckträger 3-4 Steine mitgebracht. Ich habe auch mal 'ne ganze Tür mitgebracht, da musste ich dann drei Stunden mit der Tür auf dem Rad nach Hause schieben! Wenn man von der Arbeit kam, hat man meistens noch ein, zwei Stunden im Garten rumgemurkst, dabei hat man gar nicht gemerkt, dass die Luft draussen immer dicker wurde. Ich habe mal ein Gartentor gezimmert, so ein stabiles, mit einem kleinen Dach drauf! Wann war das. . . wann war ich nochmal draussen gewesen? Das war 1965! Da stand dieses Tor immer noch, stabil und feste. Ja, da steckt man viel Liebe rein in so einen Garten, Ausdauer. Geduld. Sonst ist auch nichts zu machen.

Also dieser Steingarten war ein besonderer Blickfang. Unseren ersten Weihnachtsbaum, 1931/32, den habe ich da in einer Ecke vom Steingarten aufgestellt, der stand die ganzen Jahre über. Das war nachher eine riesige Tanne! Man hat sich ja manchmal gequält mit den Bäumen! Diese Steine habe ich alle auf meinem Fahrrad transportiert. Eins ging davon kaputt, brachen plötzlich die Speichen, ich habe ein anderes stabileres Hinterrad eingebaut. Die Fläche war $3\frac{1}{2}$ mal $2\frac{1}{2}$ m gross, darauf aus Steinen ein Hügel, der nochmal einen halben Meter hoch war. Dann gute Erde rangeschafft, Lehmboden, der mir nicht gleich beim ersten Regen wegsplülte. Manchmal ist man sonntags, wenn man irgendwo einen besonders schönen Stein liegen sah, mit dem Handwagen hin

und hat nicht eher Ruhe gehabt, bis man ihn da rausgebuddelt hatte. Zwischen den pyramidenartig gelegten Steinen kamen dann die Pflanzen dazwischen. Dass die dann so hängend von den Steinen runtergewachsen sind! Wenn die geblüht haben! Gelbe. Blaublühende. An rote kann ich mich weniger erinnern, nur die kleinen Sträucher mit den kleinen roten Beeren. In meinem Fotoalbum gibt's ein Bild, wo sogar Frauchen im Steingarten drin ist, da hat sie ein Schürzenkleid an, das war ein bisschen bunt gefleckt, das sieht wie ein Tarnkleid aus, da ist sie gar nicht zu erkennen!

Thymian habe ich auch gehabt, das ist aber mehr eine Gewürzpflanze. Das tut man zu Fisch. Auch in die Erbsensuppe, aber in die kam auch mehr Majoran ran, den habe ich auch gehabt. Eben so das ganze Küchengemüse, was man so bracht. Thymian schmeckt nach was Besonderem. Auch an der Kartoffelsuppe.

Dann Blaukissen, das wird ein grosser zartgrüner, silbriger Flecken, mit Hunderten von kleinen blauen Blütchen, wo sich dann Hunderte von blauen, lila, hellblauen Blüten bilden. Es leuchtet. Die Pflanzen werden nicht höher als 5 cm, es ist eine Staude, die sich gut vermehrt und von selbst wiederkommt. Rosen hatte ich natürlich. Rittersporn und Phlox, Pe, El, O, Ix! Es gibt sie in allen Farben, lila, rot, weiss bräunlich gesprenkelt. Dann Winterastern. Nelken. Naturnelken, die hatten wir meistens. Die riechen sehr gut. Ich hatte auch ein oder zwei Büsche Pfingstrosen, aber meine haben nicht so gut gerochen.



30. Juni 1935. Notiz auf der Rückseite: «die ganze Familie beim Kaffeetrinken. Auch Harry mit grosser Selbstverständlichkeit dabei.»

Herr Tietz öffnet sich den Hemdkragen, er kommt ins Schwitzen. Er sitzt nachmittags im Bademantel am Tisch, es geht ihm nicht so gut.

Die Kleinen hatten eine bessere Zeit als ich. Ich musste ja in den Häusern gross werden. Harry hatte es frei, frische Luft im Garten. Mit Peter nachher hat er prima spielen können, da kam dann unser kleiner Nachbar noch dazu, der war ein bisschen behindert, von der Hüfte runter war ein Bein gelähmt, die Frau Dannenwald war ganz selig, dass er hier bei uns Spielkameraden gehabt hat. Aber es war ein bisschen schwierig, meine Kleinen haben den ein bisschen ausgenutzt. Hol mal das, hol mal jenes, weil sie sich als die Stärkeren gefühlt haben. Ich habe es ihnen immer wieder beigebracht, aber wenn man dann weg war, hat man wieder gehört: hol mal das, hol mal jenes. Es war schwer, ihnen klarzumachen, dass das nicht geht! Sonst konnten wir uns aber 100%ig auf unsre Kinder verlassen.



Die meisten Nachbarn haben dann angefangen, sich eine grosse Fahnenstange zu bauen. Mir war das zu affig. Ich habe an einer Seite des Häuschens eine kleine schmale Büchse aus Blech angebracht, unten an die Laube dran, wo die Fahne reinmusste. Deswegen hat mich dann der Kolonievorsitzende angemacht: «Kannst du doch nicht machen, Mensch! Ne Würstchendose für die Fahne! Könntest sie doch wenigstens anstreichen!» Ich habe sie dann rot angestrichen. Kam er wieder und sagte, das sei sicher kennzeichnend für meinen Charakter. Ich hätte keine andere Farbe gehabt, sagte ich. Ich hatte sie nun schon extra gestri-

chen, ein bräunliches Rot, so bräunlich, ja, es war Frankfurter Braun.

Wir zahlten damals 5 Mark Pacht im Monat. Für unsereins war's herrlich!

Ich klappe mein Notizheft zu und will gehen. Paul hält mich zurück.

Soll ich dir noch von meinem Kampf gegen die Wildkaninchen erzählen?
Ich bleibe.

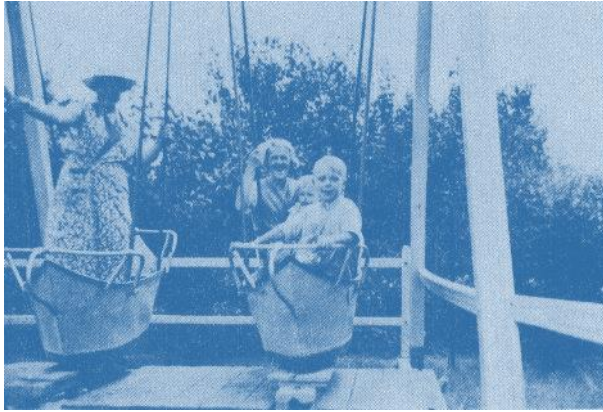
Die Wildkaninchen haben immer den Grünkohl weggefressen, der erst noch Frost kriegen sollte und noch stand, als die Kaninchen nichts anderes mehr zu fressen fanden. Ich habe gemerkt, wo sie immer in den Garten reingekommen sind. Da habe ich ein Loch gelassen. Und um ein kleines Quadrat innen einen kleinen Extra-Zaun gemacht ohne Loch, dass sie da nicht rauskonnten. Dann habe ich mir einen Riesenstein so mit dem Hammer zugeschlagen, dass da lauter spitze Ecken und Kanten waren. Da drauf habe ich Kohlblätter gelegt und unter die Blätter Pfeffer gestreut. Jetzt ist der Karnickel gekommen und hat gedacht, Mensch, ist der aber nett, jetzt legt er uns noch Extrakohl hin. Dann hat er gefressen. Aber wenn man den Mund voll hat, muss man ja auch Luft holen. Und wenn er Luft geholt hat, dann kriegte er den ganzen Pfeffer auf die Nase, da musste er niesen, und dabei hat er sich mit dem Kopf auf die spitzen Zacken geschlagen, dass er da liegenblieb. Ich schnell raus und den Karnickel in die Pfanne.

Pause. Paul wartet auf meine Reaktion.

Dann haben sich die Leute aufgeregt, aber ich habe gesagt: «Tut mir leid! Aber wenn die Karnickel hier Selbstmord machen, kann ich doch nichts zu!»

Bei Besuch hatten wir dann immer Hase. Schliesslich ist dann gar keiner mehr zu Besuch gekommen, weil es dauernd Hase gab. Da habe ich im Zoo angerufen, ob ich ihnen für die Wildfütterung 3-5 Hasen in der Woche liefern sollte. Die sagten ja, aber dann kam plötzlich kein Karnickel mehr.

Das ist wirklich alles wahr! Ich habe die Geschichte in keinem Buch gefunden. Das ist wahr, probier es doch mal aus! Aber wenn du es aufschreibst und machst noch 'n paar Effekte rein, dann würde es in deinem Buch eine ganz schöne Geschichte geben.



Aus Paul Tietz' Fotoalbum: Der eine schneller, der andere langsamer. Gartenfest in der Kolonie Rütli, 10. 7. 1938

WALTER SEITZ • DER EINE SCHNELLER, DER ANDERE LANGSAMER

Ich kam am 1. April 1933 nach Berlin zurück, um eine Stelle als Arzt in der Charité anzutreten. Ich hatte inzwischen in München mein Examen gemacht. Die Berliner Charité suchte Ärzte, weil jüdische Kollegen gekündigt worden waren. In meinem Freundeskreis hatte man mir schwere Vorwürfe gemacht: «Du übernimmst diese Stellung?» Aber es war noch die Zeit der Arbeitslosigkeit, und ich musste mich schnell entscheiden. Män hätte die Stelle auf jeden Fall sofort besetzt.

Ich bin nicht weitergegangen. Viele andere haben noch einen Schritt und noch einen Schritt weiter getan. Dann waren sie plötzlich bei den Nazis. Ich wusste, dass man jeden Schritt, den man riskiert, prüfen muss. Aber immer muss man etwas riskieren.

In Berlin merkte ich sofort, dieser «Umbruch» machte tatsächlich einen krassen Unterschied. Nicht nur am Theater, wo man plötzlich immer Karten bekam, weil die Zuschauer fehlten. Das Niveau war, bei dem Exodus so zahlreicher jüdischer Wissenschaftler und Künstler,

allgemein viel schlechter geworden. Aber vor allem hat die Angst. . . die Angst regiert.

Oder auch: das «Blut- und Boden»-Gerede war nicht echt. Manches in dieser Richtung konnte sicher als ein Zeichen von Gesundung verstanden werden. Aber «Die deutsche Frau schminkt sich nicht!» zum Beispiel passte einfach nicht zur Mentalität unseres Volks. Auf gewisse morbide Tendenzen hatte «Blut und Boden» eine Antwort vorgegaukelt und deswegen auch eine gewisse Anziehungskraft gehabt. Aber es stellte sich heraus, dass das Echte daran nur eine unwesentliche Komponente, keine Bewegung «Zurück zum guten Alten und Gediegenen» , sondern zur Verblendung war. So wurde viel echter Idealismus, zum Beispiel bei der Bündischen Bewegung, missbraucht. Einige Kollegen sind so zu den Nazis gelangt. Sie waren neo-konservativ, nicht stur-konservativ. Sie wollten nicht etwa das 3-Klassen-Wahlsystem wieder einführen, sie verlangten, ethische Prinzipien sollten überall eine höhere Rolle spielen, als das in der Spätzeit der Weimarer Republik der Fall war. Nach einigen Jahren waren sie völlig enttäuscht!

Die Weimarer Republik war dabei gar nicht so korrupt, wie das heute überall der Fall ist – aber der gesunde Teil des deutschen Volkes hat damals tatsächlich viel mehr an Erscheinungen von Korruption gelitten als heute, wo man sich daran gewöhnt hat. Ja, man kann das Aufkommen der Nazis und ihre Attraktivität während der ersten Jahre nicht nur erklären mit der furchtbaren Not der Arbeitslosen! Wenn man überhaupt bereit ist, wohlwollend zu untersuchen, warum so viele anständige Leute damals freiwillig zu den Nazis gegangen sind, dann muss man so etwas wie diese «Blut und Boden»-Phrasen mit anführen. Natürlich kommt noch der idiotische Versailler Vertrag hinzu, diese Deklassierung der Deutschen. Und dann eben diese Korruptionsfälle im Inneren, die die Öffentlichkeit um 1930 heftig bewegt haben. Böss, der Bürgermeister von Berlin: für irgendein Scheingeschäft hat er einmal einen Pelzmantel geschenkt bekommen. Die Empörung darüber ist nicht von den Nazis aufgebracht worden. Er war Sozialdemokrat, übrigens *kein* Jude. Der Prozess in dieser Sache – als «Sklarek-Prozess» bekannt geworden – war den Nazis nur ein willkommener Anlass, die Empörung antisemitisch zu steuern! Es gab in Berlin, Frankfurt und Breslau eine relativ grosse jüdische Oberschicht. In der Zeit nach dem ersten Weltkrieg kamen viele jüdische Polen, Ungarn, Ukrainer hierher, die ungebildeter, ärmer waren. Heute würde man das als «Ausländerproblem» bezeichnen. Damals waren es die «Ostjuden». Sie wirkten auch viel

jüdischer. Sie waren die Demonstrationsobjekte für Antisemitismus – sehr viel mehr als die alteingesessenen jüdischen Schichten. So kam eines zum andern. Historische Wenden sind immer vielfältig bedingt. Man darf nicht nur eine Ursache sehen, wenn man sich zurechtfinden will.

Ich befreundete mich nur mit Leuten, die gleich dachten. Ich wurde aus Wut Anti-Nazi. Ich war nicht allein damit.

Wenn beispielsweise im Theater «Don Carlos» gespielt wurde: die Schauspieler haben die Stelle «Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!» so gesprochen, dass es jedes Mal zu donnerndem Applaus, zu Beifall mitten in der Szene kam. Das war eine öffentliche Schulung, mit dem Ergebnis, dass jeder heller wurde, dass sofort erfasst wurde, was Doppelsinn, was Hintersinn ist. Die Witze, die der Kabarettist Werner Finck in seinen Vorstellungen machte, wurden sofort weitererzählt, das war auch ein Teil dieser Schulung. Karl Valentin war einmal in Berlin. Plötzlich liess er es in seiner Aufführung vollkommen dunkel werden. Dann sagte er leise in die Dunkelheit hinein: «Das muss an der Leitung liegen!» Jeder lachte, und trotzdem war diese Doppeldeutigkeit für den Gegner nicht zu fassen. In solche Aufführungen gingen sogar SS-Leute. Sie haben sich ebenfalls amüsiert. Sie durften es, so wie ja auch Pfarrer gelegentlich anti-klerikale Witze erzählen dürfen.

Noch im April sagten mir Freunde, ich sollte unbedingt in einen SA-Sturm gehen in der und der Kneipe am Nollendorfplatz. Ich ging hin. Dort versammelten sich Kommunisten und Sozialdemokraten, um gegen die Nazis schimpfen zu können. Zur Tarnung taten sie Bier saufen. Zuerst dachte ich, es könnte einen Sinn haben, wenn man dabei bliebe, unterschrieb aber nichts. Aber natürlich, stellte sich heraus, war unter diesen etwa 100 Leuten ein Spitzel. Es dauerte nur ein paar Monate. Von Vorneherein war diese Sache politisch zum Tode verurteilt. Man konnte sich eben nicht *innerhalb dieses Systems* eingraben. Sie dachten dort, wenn man nach aussen zum Schein mitbrüllt, könnte man neue Anti-Nazis sammeln. Der SA-Sturm flog auf.

Eigentlich kam jeder einmal in die Versuchung, mit gutem Vorwand zum Schein mitzumachen. Obwohl Hitler doch ziemlich schnell gehandelt hat, geschah dieser Überraschungsangriff auf das deutsche Volk im ganzen doch noch zu langsam, um die Herausbildung falscher Hoffnungen zu verhindern. Hitler würde es finanziell nicht lange durchhalten, die Alliierten würden bald eingreifen, die Reichswehr würde eingreifen. Gerade wenn man einen Wahnsinn anrollen sieht, produziert man viele angenehme Hoffnungen.

Insofern ist es im Prinzip auch richtig, wenn man heute sagt, man habe alles erst so nach und nach mitbekommen. Da ist natürlich der eine schneller, der andere langsamer.

Aber im Februar 33 der Reichstagsbrand, ab April der Judenboykott. . . die Brutalitäten bei der Verfolgung von Oppositionellen – das hatte nicht erreicht?

Es war eine Mischung von «Vor-den-Kopf-geschlagen-sein», Ohnmacht, Verständnislosigkeit und Warten auf das politische Wunder, auf den Staatsstreich durch die Reichswehr! Wer hatte denn Macht? Das Offizierskorps, die katholische Kirche, die ihren Mitgliedern ja Anpassung empfohlen hatte. Dann kam natürlich noch das riesige Unglück dazu: der Kampf zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten, die gemeinsam natürlich den Generalstreik hätten ausrufen können!

Die Feinde Hitlers, Sozialdemokraten, Kommunisten, das liberale Lager, beide Kirchen, die jüdischen Organisationen: überschlagen war das die Hälfte des deutschen Volkes.

Ich besuchte 1934 einen mittelgrossen Gutsbesitzer in Thüringen. Er sagte zu mir: «Walter, ich sage dir, es hat sich nichts geändert! Ich kenne die Leute hier im Dorf! Wer Kommunist oder Sozialdemokrat war, wer in der Grube arbeitet oder in die Kirche geht – die sind Nazigegner geblieben! In Wirklichkeit, in der Meinung der Leute, hat sich nichts geändert. Die Hälfte der Leute im Dorf ist dagegen.» Wenn man aber durch das Dorf ging, hörte man die meisten Leute «Heil Hitler» sagen. Nur die Insider konnten die wirklichen Verhältnisse wissen. Wenn man erst einmal innerlich dagegen war, war es leicht, immer dagegen zu bleiben.

Aus welchem Milieu stammt man? Allein das konnte schon entscheidend sein. Ich stamme aus einer süddeutschen, antiklerikalen, liberalen Umgebung. Mein Vater war das dreizehnte Kind eines Bauern. Weil er körperlich schwach war, durfte er Medizin studieren. Ein Onkel in meiner Familie war der liberale Pädagoge Kerschensteiner. Von ihm erzählte man sich zu Hause immer wieder die Geschichte – und das war doch auch eine Art dieser vorhin angesprochenen Schulung – wie er als bayrischer Student eines Nachts den Kopf einer Königsstatue rot anmalte. Man erzählte sich auch von meinem Grossvater, der die Revolution von 1848 mitgemacht hat. In meiner Familie hat es auch keine Begeisterung gegeben, als der 1. Weltkrieg ausbrach. Das war der Boden, um von Vornherein Anti-Nazi zu werden.

Ich habe also die Konsequenz gezogen. Ich habe mich, das war ein bewusster politischer Akt – und auch der einzige in diesen ersten Jahren der Nazi-Diktatur – jedem Kontakt mit einem Nazi entzogen und Antinazis. . . eigentlich immer gesucht.

Mein Motiv war zunächst Verachtung, gegen die Schwindler. Ausserdem war es dringend ratsam für mich: Ich war gegen die Nazis, wollte aber meine Meinung immer noch frei äussern. So durfte ich nicht mehr mit Nazis verkehren, so gebot es die reine Selbsterhaltung, mit Antinazis zu reden.

Ich suchte ständig Leute, die meiner Meinung waren, und alle Antinazis waren ja froh, wenn sie jemanden kennenlernten, der sie in ihrer Abneigung bestärkte. Das war wie eine geheime Genossenschaft, eine geheime Verbrüderung!

Grad als die Deutschen in Österreich einmarschiert waren, besuchte ich eine Tante, eine einfache Bäuerin. Ich sagte zu ihr: «Die Österreicher haben sich ja nun auch freiwillig mit uns vereint!» Da antwortete sie klar und krass: «Einmarschiert samma halt, weil wir die Stärkern sind!» Sie hat also ganz klar gedeutet, dass es nicht stimmte, was die Nazi-propaganda verbreitete. Und von diesem Moment an, da man riskiert hatte, offen zu sein, kam echte Freundschaft. Denn das Glück, Gesinnungs-genossen zu haben, hat ja alle Not, alle Unterdrückung so erleichtert!

1938 suchte ich eine Stelle als Arzt in Mühlhausen in Thüringen. Ich war eines Abends bei einem Chirurgen eingeladen. Wir merkten, dass wir beide das Dritte Reich ablehnten. Er hat mich schnell ins Vertrauen gezogen. Er zeigte mir die chirurgische Abteilung seines Krankenhauses. Dort lag der Rabbiner des Ortes. Der oberste Nazi des Ortes hat sich in jener furchtbaren Nacht 1938 vor diesen Rabbiner hingestellt und ausgerufen: «Im Namen Adolf Hitlers richte ich dich hin!» Er schoss einen Schuss auf ihn. Der Mann brach zusammen. Er kam ins Krankenhaus, der Chirurg versorgte ihn. Er hatte Glück gehabt. Er trug eine Taschenuhr, eine solide, gediegene; die war völlig zertrümmert worden, aber die Kugel war nicht bis zum Herzen vorgedrungen. Der Rabbiner lag verschüchtert in seinem Bett, sowohl von den Pflegern als auch von den Ärzten korrekt behandelt. Der Chirurg zeigte ihn mir, um seine Empörung mitzuteilen.

Wie haben Sie zum Beispiel in diesem Fall sich beide als Antinazis entdeckt?

Solche Erkennungszeichen zu senden und sich dem Problem zu stellen, sie richtig zu deuten, gibt es auch zwischen Mann und Frau. Die Zeichen, die das andere Geschlecht gibt, sind doch auch sehr diskreter Art. Im Laufe der Zeit bekommt man Übung, sie zu deuten. Übung, diskrete Aufforderungen zu verstehen! Eine Frau sagt selten: «Bitte, kommen Sie auf mein Zimmer!» Stattdessen gibt sie leise doppeldeutige Hinweise. Und der andere erkennt den Sinn. (Oft verkennt er ihn natürlich.) Es ist aber auch Instinktsache zu erkennen, ob der andere schwindelt. An vielen Beispielen kann man sehen, dass dieser Instinkt weitverbreitet ist. Auf eine Hure z.B. fällt man seltener herein. Die Hure sagt etwas gefühlsmässig Unechtes. Sie ist ein Spitzel der Liebe, die das diskrete Zeichen für ihre Zwecke missbraucht. So hat auch die Polizei wenig Erfolg im Spionieren, weil ihr diese Intuition fehlt. Dem berufsmässigen Spitzel fehlt das Einfühlungsvermögen in die Sphäre der Discretion, des Doppeldeutigen. Ohne Gefühle können Sie nicht viel herauskriegen. . . Das ist heute bei uns überhaupt ein allgemeines Problem geworden. Wenn heute unter den meisten Menschen eifr. Verkehrston existiert, dieser korrekte, oberflächlich durchaus funktionale Ton, wird die Kunst des doppeldeutigen, diplomatischen Gesprächs nicht gefördert. Manches geht dabei kaputt. Die vielen, die Sehnsucht nach etwas haben, zu dessen Erfüllung sie jemanden brauchen, der die gleiche Sehnsucht hat, verlernen es, sich zu finden. Natürlich, wenn alle Menschen wirklich die gleichen Voraussetzungen in ihrem Leben geniessen könnten, gäbe es auch keine Notwendigkeit, sich doppeldeutig auszudrücken. Das kann man heute in Ostberlin studieren. Wenn in diesem Staat wirklich alle eins wären, dann entfielen das Zweideutige. Aber man kann doch erleben, wie Ostberliner diplomatisch reden und sich doch verstehen! Also, es geht beim Erkennen des Gesinnungsgenossen in einer Diktatur, die diese Gesinnung verbietet, immer darum, sich niemals eine Blösse zu geben und doch was zu sagen! Der Agitator muss sich ja Blößen geben, wenn er auf Massen einen Einfluss ausüben will. Sicher müssen auch Lehrer ganz offen sein. Aber wer im Untergrund lebt, muss – wie beim Klettern – jeden Schritt prüfen. Wenn er also sprechen muss, dann mit einem Instinkt für die Echtheit von doppeldeutigen Äusserungen. Menschen zu beurteilen ist immer eine Frage innerer Freiheit und Sicherheit.

Ein Vetter von mir – als Gegenbeispiel – war in die NSDAP eingetreten, um besser Notar werden zu können. Aber er war ein strikter Antinazi. 1932, bei einem Gerücht, das er aufschnappte, Hitler sei ermordet worden, ist er sofort aus der Partei ausgetreten. Später hat er

sich wieder gefügt und war fast sprachlos geworden. Von da an hat er nur noch nachts bei seiner Frau auf die Nazis geschimpft. Der hat Widerstand geleistet im Bett, im Ehebett! Natürlich, manchmal war es eine Pflicht, sich zu tarnen. Aber aus der massenhaften Tarnung heraus war es schwer für den Durchschnittsmenschen zu widerstehen. Die intellektuelle Fähigkeit, etwas zu durchschauen, aber auch der Charakter eines Menschen waren entscheidend.

Ich wohnte in einem kleinen Dachzimmerchen in der Charité. Ich bildete mich fachlich aus, hielt Augen und Ohren offen, in meiner Freizeit trieb ich regelmässig Sport. Ich war ein begeisterter Bergsteiger, aber ich radelte auch, bin geschwommen und Ski gelaufen. Im Sommer war ich bei meinen Verwandten in Bayern auf dem Land und half ihnen in der Landwirtschaft.

1935 heiratete ich meine erste Frau. Sie war Halbjüdin, formal als Vierteljüdin eingestuft. Wir hatten uns 1929 als Studenten kennengelernt. Natürlich war sie Antinazi. Man heiratete damals aus den gleichen Motiven wie heute, vielleicht war der Anteil romantischer Liebesempfindungen etwas grösser.

Aber als ich da im Vorfeld der Nürnberger Gesetzgebung das jüdische Mädchen heiratete, war mir völlig klar, dass diese Entscheidung mein weiteres Leben tief politisch beeinflussen würde. Wer unter den Nazis in eine jüdische Familie hineinheiratet, weiss das. Bei mir war es deshalb auch nicht nur die Romantik der Liebe, sondern auch der Trotz gegen Hitler. Die zu erwartenden beruflichen Einschränkungen waren etwas wie eine Herausforderung: wie lange hält das Dritte Reich!?

Damit zusammenhängend hatte ich nur einmal Auswanderungspläne. Nach der Nacht, die furchtbar war, war ich 1939 einmal für 14 Tage in London. Ich hatte die Adresse eines englischen Arztes:

«Ich würde gern in England bleiben.»

«Sind Sie jüdisch?»

«Nein.»

«Sind Sie Kommunist?»

«Nein.»

«Sind Sie sonst verfolgt?»

«Nein.»

«Haben Sie in Deutschland eine Arbeitsstelle?»

«Ja.»

«Dann bitte ich Sie, nehmen Sie keinem andern Deutschen den Platz hier weg!»

Mir war das unter diesen Umständen mittlerweile ganz verständlich

geworden. Sonst aber hatte man zu dieser Zeit im Ausland die wirkliche Lage unter Hitler ebensowenig begriffen wie in den ersten Monaten im Inland.

Ich fuhr nach Berlin zurück. Ich war 34 Jahre alt.

HANNA SOHST EIN VÄTERLICHER FREUND

Der Altersunterschied zwischen meinen Eltern betrug elf Jahre. Vater stammte aus einer wohlhabenden und kulturell sehr regen Bürgerfamilie, Mutters Vater war ein sächsischer Nähmaschinenschlosser. Sie hatten sich kennengelernt in der Leipziger Universitätsklinik, sie medizinisch-technische Angestellte, er «Erster Assistent des Geheimrat von Trendelenburg». Meine Mutter war ein ungeheuer aktives Wesen, ähnlich den Frauengestalten in Bildern von Renoir, die Vater so hoch schätzte. Sie war quicklebendig und bildhübsch. Sie können sich vielleicht vorstellen, welchen Eindruck sie auf den äusserlich etwas schwerfälligen Mann gemacht haben muss. Mein Vater las mit ihr, reiste mit ihr, zeigte und erklärte ihr Bilder.

Nachdem mir mit dem Abitur auch das Studium versperrt war, begann eine entsetzliche Zeit der Lähmung und Hilflosigkeit, von der gleichermaßen meine Eltern wie ich betroffen waren. Alle Versuche, mich irgendwie in eine Ausbildung zu bringen, schlugen fehl. Überall musste der nicht beizubringende «Ariernachweis» vorgelegt werden. Das unbeschäftigte Herumsitzen einer 20jährigen taten- und wissensdurstigen deutschen Jüdin, eines ganz normalen, begabten jungen Menschen, entnervte uns alle drei. Ich konnte es nicht fassen, dass alle Pläne einer geistigen und beruflichen Entwicklung zunichte wurden. Da geschah in einer sehr erregten Unterhaltung mit meinem Vater etwas noch nie Dagewesenes. Er schlug mich. Dabei schrie er mich an: «Du musst nun endlich verstehen lernen, dass du ein Mensch 4. Klasse geworden bist!» So war es ja auch. Jedermann behandelte mich wie eine Aussätzige.

Auch das Verhältnis zu meiner Mutter wurde immer schlechter. Sie begann, meine Briefe zu öffnen, um meinen Beziehungen, meinen Gedanken auf der Spur zu bleiben. Sie wollte nicht, dass ich weiterhin versuchte, Beziehungen zu jungen Leuten aus meiner Tanzstundenzeit zu unterhalten. Unsere schöne Wohnung wurde für mich zum goldenen Käfig.

Mein Vater hatte eine tiefe freundschaftliche Bindung zu Pastor

Joachim Siegmund-Schultze, einem ehemaligen Erzieher der Kronprinzen-
söhne, der jetzt ein Frauen-Fürsorgeheim der Inneren Mission
leitete. Er war Retter in der Not, er wurde mein väterlicher Freund. Als
mein Vater die Leitung des Städtischen Krankenhauses in Freiburg
abgeben musste, meine Mutter uns alle mit ihrer ewigen Quengelei
quälte, sie befürchtete, einmal verhungern zu müssen, war auch mein
Vater einverstanden, dass mich Siegmund-Schultze zu sich nahm in sein
Pfarrhaus in Oberweisstritz/Krs. Schweidnitz. Dort frischte ich meine
stenografischen Kenntnisse auf und lernte flott Maschineschreiben, so
dass ich bald darauf die Stelle einer Pfarramtssekretärin bei ihm überneh-
men konnte.

Joachim Siegmund-Schultze hatte mich mit Worten empfangen, die
das feste väterliche Verhältnis zu mir begründeten: «Alles, was dich
bedrückt und ängstigt – vertraue es mir an. Wir finden gemeinsam einen
Weg heraus!»

Aber bald waren wir – Siegmund-Schultze gehörte der «Bekennen-
den Kirche» an – Kampfgefährten geworden. Die Bekennende Kirche
begann den Kampf gegen die Unmenschlichkeiten der Nazis. Es gab
Offene Briefe an den Führer gegen die Tötung von Geisteskranken. . .

Die Bekennende Kirche wehrte sich so gut sie konnte gegen staatliche
Versuche, die Bewegungsfreiheit kirchlicher Organisationen zu erdro-
seln, und Siegmund-Schultze hatte ein sehr gefährliches Amt. Er verlas
von der Kanzel öffentliche Erklärungen gegen Gewalt und Verfolgung,
er half, die Verbindungen zu anderen oppositionellen Menschen her-
zustellen. Er war gleichzeitig so etwas wie die Zentrale für den Vertrieb
zahlreicher Broschüren und Schriften in Schlesien. Dann gab es immer
mehr Leute, die schnell über die Grenze in die Tschechoslowakei
gebracht werden mussten, andere mussten plötzlich versteckt werden.
Aber der Bewegungskreis wurde enger und enger. Bald sass bei seiner
sonntäglichen Predigt ein SS-Mann auf der letzten Kirchenbank und
schrieb mit. Stundenlange Verhöre bei der Breslauer SS-Leitung folgten.
Ich musste ihn immer nach Breslau begleiten, um nach soundsoviel
Stunden, wenn er nicht wieder herauskam, nach ihm zu fragen und zu
forschen. Oft hatten wir auch Gestapo im Haus. In unserer Dachkammer
bewahrten wir gedruckte Materialien der Bekennenden Kirche auf.
Klar, dass es nach einiger Zeit zur Verhaftung kommen musste, zunächst
aber erteilte man Pastor Siegmund-Schultze ein Redeverbot. Er durfte
nicht mehr predigen, wurde dann aus dem Deutschen Reich ausgewiesen
in das «Protektorat Böhmen und Mähren», in die inzwischen okkupierte
Tschechoslo wakei.



Hanna Sohst, 1935

... 1938

Für mich hatte sich inzwischen eine Möglichkeit ergeben, als Kindermädchen in die Schweiz zu gehen. «Als was kommen Sie her?», fragte man mich dort als erstes, «kommen Sie als Emigrantin oder beantragen Sie ein Besuchervisum?» Auswandern, verschwinden aus Deutschland? Mich frass doch schon im Zug das Heimweh auf. Bis 1939 liess ich immer wieder die Aufenthaltserlaubnis verlängern, um mir nicht den Weg zu meinen Eltern, zu meinem Freund Siegmund-Schultze und seiner Familie, den Zugang zu Deutschland zu versperren.

KARIN FRIEDRICH MUTTER UND TOCHTER

Meine Mutter, Ruth Andreas-Friedrich, war Journalistin bei einer Berliner Tageszeitung. Zu ihrem Bekannten- und Freundeskreis gehörten sehr viele Juden. Ab 1938 war alles, was sie tat, von der Situation, der Not ihrer verfolgten Freunde in Berlin geprägt. Sie hat ihnen geholfen, wo sie konnte. Ab 1938 führte sie Tagebuch darüber, das sie nach dem Kriege unter dem Titel «Der Schattenmann», später erweitert als «Schauplatz Berlin» veröffentlichte. Sie war zunächst mit Otto Friedrich verheiratet, meinem Vater, von dem sie sich jedoch schon früh scheiden liess. Seitdem haben wir mit dem Komponisten Leo Borchard

Mutter und Tochter:
Ruth und Karin Friedrich



zusammengelebt, in Steglitz, im Hünensteig Nr. 6. «Onkel Lo» hatte dort eine eigene Wohnung, und wir waren auch mit anderen Hausbewohnern befreundet, so dass wir später bei Luftangriffen im Keller fast «unter uns» waren.

Meine Mutter hat sie in ihrem Tagebuch mit anderen Namen versehen, aber trotzdem waren wir sehr unvorsichtig, wenn man bedenkt, dass die Tagebuchblätter immer in diesem Schränkchen hier. . . greifen Sie mal da rein. . . da ist so ein Fach, haben Sie es?. . . abgelegt wurden.

Ich war 1933 acht Jahre alt. Es muss '34 oder '35 gewesen sein, ich ging noch in die Volksschule, als mich meine Mutter sozusagen aufklärte. Ich selbst kann mich daran nicht mehr erinnern, meine Mutter hat es mir später erzählt. Ich kam von der Schule nach Hause und erzählte ihr: Heute mussten wir auf dem Schulhof antreten. Eine Fahne wurde hochgezogen. Alle mussten den Arm heben. Dann riefen alle: «Judas, strecke dich!» Meine Mutter verstand erst gar nichts. Dann stellte sich heraus, dass «Juda verrecke!» gerufen worden war. Aus der Bibel kannte ich Judas. Und ich hatte das Märchen im Kopf, in dem es heisst: «Tischlein deck dich, Esel streck dich, Knüppel aus dem Sack!» So als 9- oder 10jährige habe ich wohl beides zusammengebacken. Meine Mutter hat damals lange überlegt, wie sie mir das erklären sollte. Sollte sie mich schon ins Vertrauen ziehen? Sie tat es, und von da an hat sie mich

immer ins Vertrauen gezogen, so dass wir eigentlich gemeinsam gegen Hitler gelebt haben. Das ist nicht nur so gesagt. Als sich so langsam, in kleinen Etappen, die Schlinge um unseren Freundeskreis immer enger zu zog, gab es gar keinen anderen Weg.

Meine Mutter half zunächst denjenigen, denen noch die Auswanderung gelang. Dann zurückgebliebenen Freunden der Emigrierten, für uns Fremde. Mal hat einer aus Amerika geschrieben, dem meine Mutter Schmuck in einem Paket nachschicken wollte. Auf einer Postkarte schrieb er: «Wo bleiben die Sachen? Ich mache Sie dafür verantwortlich!» Es gab da nicht nur nette Menschen. Auch unter Juden gibt es Menschen, die keine grossen Seelen haben.

Wie vielen haben Sie denn insgesamt geholfen?

Wie vielen? Für Freunde, die umgekommen waren, haben wir später in Israel je einen Baum gestiftet. Das waren 21 Bäume. Aber wie vielen wir geholfen, zu helfen versucht haben, wie viele sich da immer wieder abwechselten, weil die, denen das Entkommen gelang, wieder andere an uns empfahlen, kann ich nicht sagen. Es hat auch nie jemand daran gedacht, so etwas zu zählen.

BURKHARD KÖTTLITZ VATER UND SOHN

Mein Vater war Nazi. Er hatte sich vor den Kopf geschlagen, wie er hörte, dass die Kommunisten Thälmann zum Reichskanzler vorschlugen! Ein Hafenarbeiter, wie sollte denn so einer ein Land wie Deutschland regieren! Er war misstrauisch gegen alles, was links war. Er war aber kein Hurra-Nazi. Kürzlich hat er mal erzählt, dass er Wahlhelfer war bei den März-Wahlen 1933, wo die Nazis angeblich über 90% der Stimmen bekommen hatten. Er hat gesehen, wie da «gewählt» wurde und hinterher die Stimmzettel von einem Töpfchen ins andere wanderten!

Zur Hitlerjugend bin ich nicht durch meinen Vater gekommen. Der wollte mir Klavier beibringen. Kannst dir vorstellen, wie das ist. Draussen zogen die HJler mit Trommeln vorbei. Da habe ich gesagt: «Zu denen gehe ich lieber als in deine Klavierstunde!»

Aus der Kindheit weiss ich sonst nur noch, dass ich mit einem Nachbarjungen Germanen gespielt habe. Das Buch von Felix Dahn hatte mich gepackt: «Ein Kampf um Rom». Eine schauerliche Geschichte. wie die Ostgoten Rom belagert und bekämpft haben. Wenn ich

mich dann mit meinem Freund traf, haben wir immer so für uns rumspintisiert: Man müsste mal was ganz Neues machen! Wo noch keiner draufgekommen ist! Alle blonden Leute, alle Germanen müsste man zusammenfassen und einen Extrastaat gründen. Die Wiederbelebung der Germanen!

Habe mir vorgestellt, wie die Germanen so rumgegangen sind, mit rausgestreckter Brust und so, wippenden Ganges, verstehst du? Wie sie Met gesoffen und gebrüllt haben, markige Sätze. So richtige Männer mit Muskeln und dem tapferen Blick! Zu Hause bei uns!



Sohn und Vater Köttlitz

Aber von allem, was neu war, war ich gerade so lange begeistert, bis mir nach einer Weile die Lust daran verging. Ich habe zum Beispiel auch nicht die Bilder gesammelt, die man in die Alben von der Olympiade '36 kleben sollte. Erst jetzt habe ich ein solches Album in die Hand bekommen, lies mal:

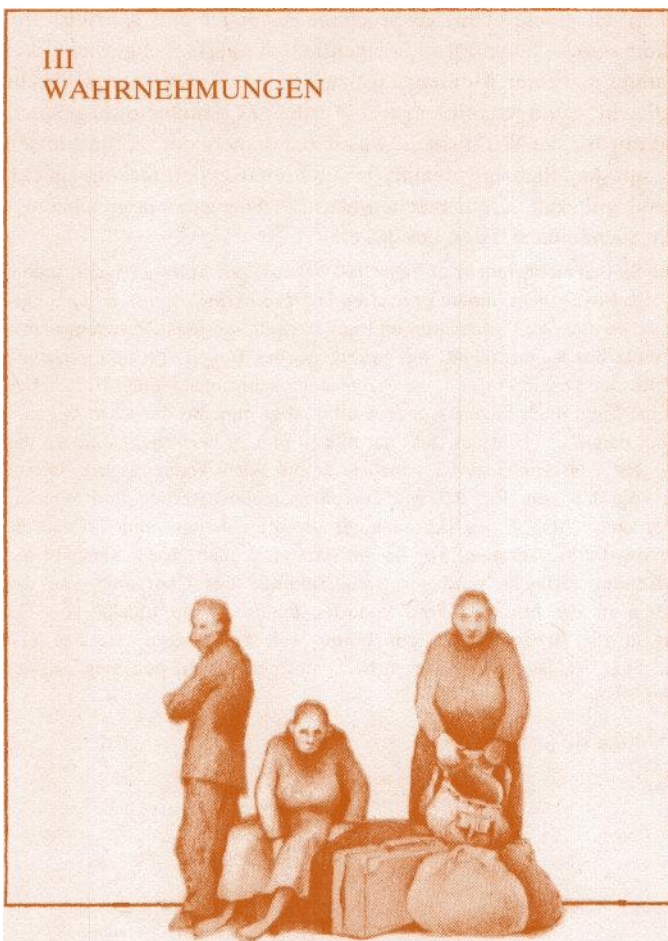
«(. . .) Der Olympische Kampf ist der härteste und also auch der erbarmungsloseste und also auch der gerechteste und also auch derjenige, der die verborgenen Schwächen ans Licht bringt, die sonst wohl für immer verborgen geblieben wären. Und darauf kommt es doch allein zuletzt und zutiefst drauf an. .

So haben sie geschrieben, gesprochen, gesungen und gebrüllt! Ein harter Mann sein. . . bei mir war da eigentlich nur als Gegengewicht, dass ich nur immer mal einen Moment Lust zu was habe, aber wenn das nicht wäre, vielleicht, wenn ich mit längerer Ausdauer Germanentum gespielt hätte und mir für die Wirklichkeit was dabei eingebildet. . . Stattdessen habe ich mir heimlich die damals berühmten Revuefilme angeguckt, «Immer nur du!» oder «Wir machen Musik!» Das gab's ja gleichzeitig, zu solchen Sachen dazu. Hier, lies das mal:

Muss der Stosser nicht, indem er zum Stoss ansetzt, der Springer nicht, indem er startet, der Boxer nicht, indem er aus seiner Ecke herauskommt, bedingungslos auf seine private Welt verzichten und nur das tun, was das Bewegungs- und Schwunggesetz des Kugelstossens, des Springens, des Boxens von ihm verlangt? Eben konnte der Diskuswerfer seine Arme noch schwingen, seine Hüfte noch drehen, seine Füße noch setzen, wie er wollte. Aber nun, wo der Wurf beginnt, ist es vorbei damit. . . Nicht das ‚Ich‘ hat nun in ihm zu herrschen, sondern das ‚Es‘. Das ‚Es‘, das nie jemand gänzlich kennt noch kennen wird. Dieser Übergang vom Ich zum Es, der wie ein blitzschnelles Sterben und Wiedergeborenwerden ist, (...) bewirkt auch all die Eigenheiten und Tricks, die beispielsweise die Weitspringer vor ihrem Start anwenden. Jeder versucht auf seine Weise die verfluchte und gesegnete Sekunde des Übergangs von der gewöhnlichen in die erhöhte Welt, von der realen in die ideale, von der wirklichen in die überwirkliche, gut hinter sich zu bringen. Ist das erst geschehen, dann ist das Schlimmste vorbei, dann geht es auf den Sieg zu oder auf den Untergang.»

So weit wollten sie uns bringen.

III
WAHRNEHMUNGEN



MARTHA L. DIE AUFTRÄGE VON KARL

Ich habe die Zeit im KZ als nicht so schlimm in Erinnerung wie die Monate zuvor in der Barnimstrasse. Dort in Berlin wollten sie noch was aus einem rauskriegen, im KZ nachher sollte man einfach brummen, arbeiten, seine Zeit absitzen, um nicht draussen was gegen die Nazis machen zu können. Die drei Monate, die ich im Frauengefängnis in Isolierhaft sass, waren so schlimm, dass man fast dran kaputt ging. Kontakte zu anderen Häftlingen gab es nicht. Mit Zeichensprache, Klopfen konnte ich mich ja nicht verständigen, wir Frauen konnten das doch gar nicht.

Bei einem «Verhör» in einer Nacht musste ich mich vor zwei Kerlen nackt ausziehen. . . nackt immer um den Schreibtisch. . . auf allen Vieren. . . Dann hallte es durch die Räume, wenn die Kindesmörderin Ziem nachts randalierte. Sie kriegte Anfälle oder was, schrie nach ihrer Mutter und ihren Kindern. Sie ist wahrscheinlich durchgedreht. Wie ich mal runter ins Lazarett geschickt wurde, kam sie mir entgegen. Sie sah aus, als wenn sie nicht mehr auf Erden lebte. Vom rein Äusserlichen hätte man ihr solche Verbrechen gar nicht zugetraut. Blond, ganz zart, ein nettes, niedliches Gesicht, ich hätte nie glauben können, dass das eine Kindesmörderin war.

Ganz allein sein, mit niemandem reden. . . , man konnte manchmal stumpfsinnig werden. Sowie sich jemand an der Tür blicken liess, habe ich versucht, ein Gespräch zu beginnen. Manchmal hatte man Glück, mit einer Wärterin sprach ich übers Essen. . . Ich habe mir dann die Zeit vertrieben, indem ich unsere alten Wanderlieder leise vor mich hinsang.

Im KZ waren dann über hundert Frauen, manche mit einem Humor, kann man sich kaum vorstellen! Sie haben die anderen immer wieder mit hochgerissen! Manchmal war's richtig nett, an manchen Tagen. Es war ein ehemaliges Arbeitshaus, wo wir in zwei Räumen Tag und Nacht eingesperrt worden sind. Blümchenkaffee, einen Schwenker Suppe, ein Stückchen trockenes Brot, das gab es zu essen, wie im Gefängnis eben.

Unten war der Tagesraum mit Tischen und Bänken. Oben der Schlafraum. Im Tagesraum wusch man sich. Ein langes Brett mit zehn Waschsüsseln für hundert Frauen!

Im Treppenhaus war die Toilette. Mit einer Glühbirne beleuchtet. Eines Tages sagte uns eine Aufseherin: «Morgen kommt ein Schub Männer! Auch Kommunisten!»

Wir haben da erst bemerkt, dass neben der Toilette eine zweite war und noch ein Treppenhaus, noch ein Haus wie unsres. Denn nun suchten die Männer Kontakt zu uns, und zwar über diese Luke im Klo, wo für

beide Toiletten das Licht hereinfiel. Ein Stuhl über den anderen gestellt, konnten sich oben Auge in Auge Frauen und Männer unterhalten. Zunächst natürlich hauptsächlich darüber, wer mitgefangen ist, wo andere Genossen geblieben sind, wie die Verhältnisse in Berlin sind. Und auf einmal hat man mitgekriegt, dass von einer Frau der Mann auch eingeliefert worden war. Nacht für Nacht haben die beiden nun Auge in Auge an der Luke gestanden, sich unterhalten, statt zu schlafen. Als es hiess, die Männer sollten wieder weg, wollte sich diese Frau unbedingt von ihrem Mann verabschieden. Sie hat versucht, von der Lagerleitung die Erlaubnis dafür zu bekommen. Das wurde verweigert.

Wir mussten uns morgens unseren Kaffee immer selber aus einem andern Haus holen und Leute dazu einteilen. Wir haben diese Frau also für den Morgen, wo die Männer abtransportiert wurden, zum Kaffeeholen geschickt. Tatsächlich hat sie ihn noch gesehen. Sie hat den Eimer einfach'fallen lassen, ist rüber zu den Lastautos, wo sie ihren Mann sah. Dort hat sie sich ihm zum letzten Mal in die Arme geworfen.

Man hatte Heimweh, Sehnsucht nach Freiheit. Vom Südharz rüber hat man die schneebedeckten Hänge gesehen. Manchmal haben wir uns ans Fenster geschlichen und gebückt rübergeschielt nach den Bergen. Das war verboten. Sowie die SS einen Schatten am Fenster gesehen hatte, haben sie losgeballert. Später, wir wollten gerne etwas tun und haben das denen immer gesagt, haben sie uns Nähmaschinen reingestellt. Da durften wir Kinderhemden nähen, für ein Krankenhaus.

Zu einer Aufseherin, einer ganz bescheidenen Hausfrau, hatten wir etwas näheren Kontakt. Sie hatte weiter nichts in ihrem Leben als ihre Familie, zwei Kinder, die noch zur Schule gingen. Sie stand unter dem Druck ihres Mannes. Wie wir aus ihren Erzählungen hörten, ein richtiger versoffener SS-Mann. Sie konnte sich bei ihm nicht viel wagen, bekam ihre Dresche von ihm. Schliesslich war sie lieber bei uns als zu Hause. Sie hat nie was von uns gefordert, hat nur aufgepasst.

Eine ehemalige Reichstagsabgeordnete hat uns ein bisschen Englisch beigebracht. Das hat mir grossen Spass gemacht, ich hatte schon ein dickes Vokabelheft gefüllt.

Eines Tages wurde ich zum Direktor des Lagers gerufen, bekam eine Fahrkarte in die Hand gedrückt und wurde nach Hause entlassen. Ich habe nicht weiter nachgefragt, warum. In meinem verwahrlosten Zustand bestieg ich den Zug nach Berlin, und da, kaum dass ich im Abteil war, setzte sich neben mich ein Mann und machte mir in auffälliger Weise Komplimente. Macht mir schöne Liebeserklärungen und will sich mit mir in Berlin gleich verabreden! Na, ich denke, das kann doch nicht

echt sein, so wie ich aussehe. Der sah sehr gut aus, ich dachte mir, das ist ein Spitzel. Am Anhalter Bahnhof hab ich versucht, ihn abzuwimmeln. Zu allem Unglück oder Glück, wie man's nimmt, kommt mir gleich in der Oranienstrasse ein Genosse entgegen! Einer von unserer Osram – Betriebszelle. Er sieht mich und macht grosse Augen. Ich kann ihm durch Blinkem gerade noch zu verstehen geben, dass ich wahrscheinlich jemanden im Rücken habe, gehe schnell an ein Schaufenster ran und tue so, als hätte ich ihn nicht erkannt. Es dauerte keine paar Tage, kam der Genosse: Also, die Sache ist, wir haben niemanden mehr dazu! Es tut mir ja nun wirklich so leid, dass ich dich gleich wieder einspannen muss. Du musst jetzt unbedingt und ganz schnell zu dem Genossen X und seine Frau warnen, dass sie keine falschen Schritte unternimmt und nicht zu Y geht. . .!

Ich hin. Das war der erste Auftrag nach dem KZ. So ging das dann laufend, bis Kriegsende. 1945 hat man mir gesagt: «Weisst du, in welcher Gruppe du die ganzen Jahre gearbeitet hast? Du hast der Anton-Saefkow-Gruppe angehört!» Davon hatte ich überhaupt nichts gewusst! Über die Bedeutung dieser weitverzweigten Gruppe habe ich erst später was gelesen.

«Wir dürfen uns nicht verlieren! Wir müssen uns erst mal treffen! Wir müssen ja leben und überleben und zusammenbleiben!» So hat man gleich zu Beginn der Hitler-Zeit gesagt. Da war erste Gedanke: also treffen wir uns unter den Sportlern. Wir sind da alle untergekrochen. «Fichte» war verboten worden, ein Ersatz dafür nannte sich «DSV Neukölln». Man hat eben Sport mitgemacht so gut wie man's konnte. Jeder wusste, der andere, der mit dir turnt und rennt und schwimmt, macht noch was. Aber was er machte und in welcher Gruppe, wusste man nicht. Es wäre ja gar nicht auszuhalten gewesen, wenn man nicht diesen Ort gehabt hätte, wo man zusammen war, auch mal lustig war, sich persönlich sozusagen warm hielt. Man wäre ja nicht als derjenige aus der Zeit wieder rausgekommen, als der man reinrutschte, wenn nicht dieser Sport gewesen wäre.

Wenn man zwölf Jahre einer unsichtbaren Partei zugehört, wenn man sich nie offen mit allen Mitgliedern aussprechen kann, nicht weiss, wer die Leitung, wer die- verschiedenen Organe der Partei besetzt, wie fühlt man sich da? Ist man in Wirklichkeit nicht doch ganz allein?

Alleine fühlten wir uns eben nicht, weil die Verbindung zu diesem Genossen bestand und wir uns in «Fichte» gesammelt hatten. An den Kern kam keiner richtig ran, aber dass er da war, spürte man ja. Hin und wieder kriegte man auch Informationen. Man fragte doch auch! Wenn

ich zum Beispiel mit Karl, meinem Kontaktmann, zusammenkam: Was denkst du denn? Wie lange wird es noch dauern? Wie sieht es aus in der Welt? Er informierte einen dann nach dem, was er eben wusste. Er wusste einiges mehr als wir. Wusste über den Krieg Bescheid. . . hat uns die letzten Jahre viel Hoffnung machen können: In dem und dem Land ist das passiert. . . nicht nur bei uns, nein, auch da regt es sich. . . und hier. . .

Wir hatten auch Verbindungen zu tschechischen Genossen, auch zu Deutschen, die in die Tschechoslowakei emigriert waren. Denn wenn wir unsere Skifahrten machten, brachten wir aus dem Erzgebirge immer unseren Rucksack voll Flugblätter mit. Die wurden dort gedruckt.

Jeder hat sich dann überlegt, wem er eins oder zwei, drei weitergeben konnte. Die Menge wurde immer sehr klein gehalten, zu Hause erst mal an allen möglichen Orten versteckt, im Schornstein oder so. Dann hat man mal abends, wenn man sich unbeobachtet fühlte, gesagt: Hier kannst du eins liegen lassen! Hin und wieder hat man gehört, dass ein Flugblatt wo aufgetaucht und gelesen worden war. Beim Einkaufen – manchmal haben die Frauen den Mund mehr aufgetan als die Männer – haben zwei Frauen sich erzählt: «Heute habe ich was Komisches in meiner Zeitung gefunden! Ich habe erst gedacht, das hat die Zeitung gedruckt!» Mehr nicht, aber ich wusste, dass das ein Flugblatt gewesen sein musste. Alle hatten doch Angst voreinander!

1943 haben wir ein Jubiläum gefeiert: wir hatten uns im Sportverein ja nun 10 Jahre lang gehalten. Zu diesem Fest war uns von den Behörden klargemacht worden, dass wir die Hakenkreuzfahne auf die Bühne hängen müssten. Aber wir wollten doch nicht unter diesem Biest unsere Feierlichkeit machen. Deshalb wurde ein grosses Transparent gemalt: «Lasst uns wie Brüder treu zusammenstehen!» Ganz gross, ein grosses Spruchband. Das haben wir vor die Hakenkreuzfahne gehängt. Solange an dem Abend die polizeiliche Aufsicht im Saal war, hing die Fahne ein bisschen höher. Aber wir haben sie an eine Schnur gebunden, so dass, als die Polizei draussen war, die Fahne runtergezogen werden konnte und auf der Erde lag, zum grossen Jubel aller Anwesenden. Wir hatten im Saal auch eine Gymnastik, eine Art Tanz gemacht, wo man in Form eines Sterns zum Stehen kam und zum Höhepunkt Hammer und Sichel abbildete.

Das sollte dokumentieren: Wir sind da! Bitteschön, wir lassen uns nicht unterkriegen, wir sind immer noch da! Wir hatten nicht das Gefühl, ins Blaue hineinzukämpfen, auch wenn man nicht Parteiprogramme diskutieren konnte. Es war uns klar, es wird nach der Nazizeit die Zeit der

Arbeiter kommen, und wir waren deshalb nach 1945 die erste Zeit erstaunt, dass es natürlich noch andere gab, die ihre Gesinnung nicht einfach wegwerfen konnten.

Alles was wir taten, was wir riskierten, war aus dem Bestreben heraus, dass diese Barbarei zu Ende gehen muss. Je schneller, desto besser. Wenn man ein bisschen dazu beitragen konnte, dadurch, dass man von Karl Aufträge bekam und gewissenhaft ausführte, wusste man schon wofür. Aber es war sehr schwer. Als der Krieg immer und immer noch nicht zu Ende war. . . «Ja, wann ist der denn endlich mal vorbei?!» «Das kann doch nun nicht mehr ewig dauern?» – es kam einem wie eine Ewigkeit vor.

Ich könnte mir vorstellen, dass mancher auch schwach geworden ist, keine Kraft, keine Hoffnung oder keine Lust mehr hatte: Ich habe das Gefühl, ich schaffe es nicht in meinem Leben, es hat für mich keinen Sinn, insofern ist es sinnlos. . .!?

Nein, nein, nein! Es hat manch einer zu mir gesagt: «Also was du machst. . . lass das doch sein! Du gefährdest dich und deine Familie. . . besser ist es doch, du lebst für dich. . .» Nein, so habe ich nie gedacht, konnte ich nicht denken! . . . Ich hätte es immer wieder getan!

Wie lässt sich unter solchen Umständen ein Familienleben führen?

Rein äusserlich war es ja leicht für mich. Wir lebten mit meiner Mutter zusammen, so dass ich, auch schon vor 33, mich um die Häuslichkeiten



nie kümmern musste. Zeit war da, sich um die politischen Aufgaben zu kümmern. Mit meinem Mann führte ich eine Ehe voller Kameradschaft und Solidarität, in allem grosses Einvernehmen. Wir haben Sport zusammen getrieben, den politischen Kampf zusammen, viele Freunde zusammen. Einer hat dem andern vertraut. Vollkommen. Auch wenn einer mal ohne den andern wegmusste. Meistens haben wir es so eingerichtet, alles gemeinsam zu unternehmen.

Ich war enttäuscht, als ich feststellen musste, dass er doch eine andere Frau hatte. Als ich aus dem KZ zurückkam, druckste meine Mutter erst so rum. Schliesslich hat sie gesagt, dass er bei einer anderen Frau ist. Schon seit längerer Zeit. Wir hatten daraufhin einige Aussprachen. Er versprach mir, dass dies nun ein Ende haben sollte, er hätte in der anderen Frau nur mich gesucht. Ich habe mit der anderen Frau gesprochen, auch eine Genossin. Sie war irgendwie erfahrener als ich, älter, älter auch als er. Es kam dann aber noch nicht zum Endgültigen Ende. Er ist immer wieder hingegangen. Als es später mit dieser nicht mehr klappte, zu anderen Frauen. Deswegen ist es dann nie mehr zu so einem harmonischen Leben gekommen wie vorher. Als dann der Junge kam, hat man es ihm zuliebe immer wieder/versucht. Es wurde die grösste Enttäuschung meines Lebens.



Martha L.: In Kreuzberg. 3 Jahre Nazis.

Manchmal war es so weit, dass er einfach die Zeitung vor den Kopf hielt, und mir überhaupt keine Antwort mehr gab. Da habe ich versucht, ihn auf Vordermann zu bringen:

«Wir wollen doch Kommunisten sein! Wie vereinbart sich aber dein Leben damit? Doch ganz und gar nicht!» Er behauptete, seine Verhältnisse zu andern Frauen hätten damit gar nichts zu tun. Vor der Scheidung 1953 bin ich sogar mal zu einem Arzt gegangen, der mir aber versicherte: «Nee, Frau L., Sie sind ganz normal».

ILSE REWALD ES STAND IN JEDER ZEITUNG

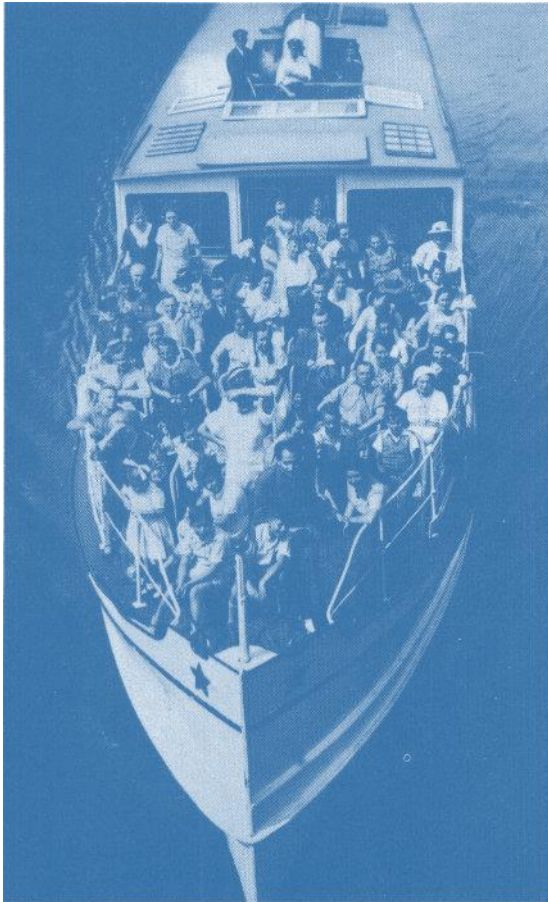
Ich wusste gar nicht, dass es Widerstandsgruppen gibt. 1933 war ich ein 14jähriges Mädchen. Ausserdem kam ich aus keiner politisch bewussten Familie. Ja, wenn meine Eltern Arbeiter gewesen wären! In einer Arbeiterfamilie, wo politische Zielsetzungen vorgelebt werden, wird doch auch viel mehr politisches Denken vermittelt. In unserer Familie hat man es einfach nicht für möglich gehalten, dass sich so etwas, was in den 20er Jahren an antisemitischen Pogromen in Polen passierte, auch einmal in Deutschland abspielen könnte. In der Weimarer Republik hatten deutsche Juden doch grosse Anerkennung gefunden, als Wissenschaftler, Künstler, Politiker!

In den ersten Jahren, nachdem man schliesslich gemerkt hatte, woher der Wind wehte, hielt einen die verzweifelte Suche nach einer Chance



Ilse Rewald 1938

für die Auswanderung der ganzen Familie in Atem. Der Gedanke an praktischen Widerstand aus dem eigenen Leben heraus ist uns überhaupt nicht gekommen. Wir hatten damals die Einstellung «Wenn man als Jude möglichst nicht auffällt, hat man eine Chance durchzukommen!» Ja, das war eine blöde Haltung.



«wenn man als Jude möglichst nicht auffällt. . . ! «
«Normaler» Ausflug mit der Stern- und Kreisschiffahrt,
1936. Vorn rechts Ilse Rewald und ihr Mann

Sehen Sie, diese Ausgabe der Illustrierten STERN vom 1.2.79. Hier ist eine Zusammenstellung von 145 einzelnen Massnahmen der damaligen deutschen Regierung zu Isolation und Unterdrückung der deutschen Juden in den «Friedensjahren». Hundertfünfundvierzig Mal der Anlass, aus Illusionen aufzuwachen und sich aufs Schlimmste vorzubereiten?! Man kapiert doch: die Freiheit stirbt zentimeterweise!

Zur richtigen organisierten Widerstandsarbeit – auf die wir halt nicht gekommen sind – gab es eigentlich keine echte Alternative. «Schlimmer kann's nicht werden, mehr kann sich Hitler nicht erlauben . . . das zu glauben war ein Fehler. Aber als Einzelner konnte man keinen Kampf führen.

Gab es zwischen Illusionen einerseits und der Widerstandsgruppe, die für Sie nicht existierte, andererseits, keinerlei Zwischenschritte? Auch organisierten Widerstandskämpfern hat doch die Pistole nicht in der Wiege gelegen. Was liegt zwischen beiden Extremen? Das muss man auch heute wissen, unter völlig anderen Umständen: welche Risikobereitschaft ist denn eigentlich von vornherein nötig, um politisch aufmerksam zu sein und daraus die nötigen Konsequenzen zu ziehen. Was verlangt Zivilcourage eigentlich von einem persönlich?

In der Sophien-Studienanstalt war ich bis '36 die einzige Jüdin in meiner Klasse. Es war eine sehr gespannte Atmosphäre. Ich konnte es kaum noch aushalten. Ich versuchte, die Nazi-Schülerinnen zu veräppeln und zu provozieren. Zu Weihnachten war es Sitte, dass sich die Schüler untereinander kleine Geschenke machten. Einmal habe ich einer nationalsozialistischen Schülerin Marzipankartöffelchen geschenkt. Es sollte zynisch klingen, was ich draufschrieb: «Winterhilfskartoffeln!»

Haben Sie mal im Unterricht über die «Nürnberger Gesetze» gesprochen, die seit 1935 bestimmten, dass Juden keine staatsbürgerlichen Rechte mehr hatten, weil sie «nicht geeignet sind, in Treue dem Deutschen Reich und Volk zu dienen»?

Ich glaube nicht. Aber nach so langer Zeit kann ich mich wirklich nicht mehr erinnern. . . Wir hatten jüdische Lehrer, die von der Schule gehen mussten. Das wurde allgemein bedauert, zumal es hervorragende Lehrer waren.

Hat man etwas dagegen unternommen? Gab es vielleicht eine Unterschriftensammlung gegen ihre Entlassung?

Nein, das wäre vollkommen sinnlos gewesen. Es war doch gesetzlich festgelegt worden, wer bleiben durfte, wer gehen musste. Die Verschüchterung war auch schon zu gross.

Ja, was denn?? Alle Massnahmen der Regierung sind gesetzlich festgelegt! Erst die Entlassung jüdischer Lehrer, schliesslich die Deportation der Juden nach Auschwitz! Geschrieben, beschlossen, gemacht! Die Frage ist, was macht man dagegen, gegen eine legale Ungeheuerlichkeit nach der anderen?

Es gab drei Möglichkeiten: Selbstmord, Untergrundkampf, Deportation. Sie können es sich eben überhaupt nicht vorstellen, wie Leben in einer Diktatur vor sich geht, wie sich da Leben überhaupt vollzieht.

Hier kann man im STERN lesen: «26. September 1935: keine Kindergeld-beihilfen mehr für kinderreiche jüdische Familien!» Zusammen mit anderen beruflichen Hindernissen kann man sich also vor stellen, dass in Wedding, Kreuzberg und Köpenick Arbeiterfamilien jüdischen Glaubens am Hungertuch nagen!

Sicher. Vielen ging es zu diesen Zeit bereits so. Die besuchten dann Umschulungskurse, um sich auf die Auswanderung vorzubereiten, Handwerkskurse, die von der Jüdischen Gemeinde eingerichtet wurden, denn wer ins Ausland wollte, musste dort eine genehme berufliche Qualifikation vorweisen. Es gab damals ein kleines Buch, mit Adressen von jüdischen Schneidern, Schustern, Tischlern, deren christliche Kundschaft ausgeblieben war, denen es nun schlecht ging. Da habe ich natürlich auch nicht den Friseur von gegenüber besucht.

Welche Rolle hat denn die Jüdische Gemeinde, die einzig verbliebene Organisation jüdischer Berliner, gespielt?

Ihr haben viele soziale Einrichtungen unterstanden. Schulen, Krankenhäuser, Friedhöfe. Untergliederungen haben sich um die Auswanderung gekümmert. Zunächst wurden Leute bevorzugt, die schon erhöhter Gefahr ausgesetzt waren. Meine Familie ist dort abgewiesen worden. In der schlimmsten Zeit nachher bekam die Jüdische Gemeinde die Auflage, Ordner zu stellen, die bei der Durchführung der Deportationen behilflich sein sollten.

Also Mitbestimmung bei der eigenen Vernichtung? Bestand denn die Leistung dieser Organisation nur irgendwo auch darin, die Mitglieder wenigstens minimal gegen die Vernichtungsgefahr zu mobilisieren?

Sie müssen versuchen zu verstehen! Sie müssen! Es war keinem im Bewusstsein, dass da der sichere Tod wartet! Viele haben an «Umsiedelung» in ein östliches Ghetto geglaubt! Als meine Mutter 1942 abgeholt wurde, war auch die Rede von «Umsiedelung». Mein Mann und ich, das müssen Sie sich vorstellen, haben uns freiwillig gemeldet, mitfahren zu dürfen, wurden aber abgelehnt. Wissen Sie, was das heisst? Wir dachten

immer noch, wenn man zusammenbleibt, dann ist es erträglicher! Die Vernichtung war unvorstellbar! Die Erkenntnis, dass «Deportation» eine Nazi-Sprachregelung war für Vernichtung, kam erst später. Die Menschen von A bis Z zu betrügen, haben die Nazis neue Wörter gebildet! So kam man auf absurde Ideen: In den Ghettos werden die älteren Menschen wahrscheinlich zum Nähen oder in den Ghetto-Küchen eingesetzt werden, die jüngeren müssen wahrscheinlich schwer arbeiten, aber sie können den Alten das Leben etwas erleichtern. Erst 1943 waren andere Nachrichten durchgekommen. . .

So wollten im besten Glauben die meisten Funktionäre der Jüdischen Gemeinde auf ihrem Posten bleiben, um Minimales für die Mitglieder tun zu können. Da gab es z.B. den «Jüdischen Kulturbund». Er sorgte dafür, dass die entlassenen jüdischen Künstler Vorträge halten, Konzerte geben konnten.

Vorträge worüber!

Eigentlich alle Themen. . .

Auch etwas, das zum Widerstand mobilisiert hätte?

Das wäre sofort verboten worden. . .

Wenn die 500 Mitglieder gehabt hätten, die alle was zum Thema Widerstand gesagt hätten: verstehen Sie doch bloss! Sofort hätte man den Verein verboten! Die wären sofort abgeholt worden!

Die ersten Deportationen waren 1941! Die Frage ist, warum man sich nicht vorher auf irgendeine Form, auf viele verschiedene Formen des Widerstandes vorbereitet hatte!

Ach, nun hören Sie aber mal! Vorher! Sie haben ja keine Ahnung! Vorher: wissen Sie, was «vorher» war? Geschäftsboykott, Bücherverbrennung! Schrittweise Isolation und Erniedrigung! Bespuckt hat man uns! Täglich! An jedem Anschlagbrett stand unsre Erniedrigung. Als Staatsreligion! Ahnen Sie das überhaupt – wenn Hunderte geachtete, kluge, berühmte jüdische Autoren verbrannt, ihre Bücher verbrannt werden, die SA jubelt, die Regierung jubelt, kaum sichtbarer Protest dagegen von den Nicht-Juden, wie das einschüchtert!? Da sagen Sie: vorher!

Es war aber auch vorher, dass man schliesslich erfahren hat: im KZ handelt es sich nicht mehr um Geschäftsboykott, um Bücherverbrennung! Da wird gehungert, gequält, geschlagen, Menschen werden getötet!

Na eben! Dass man nicht Widerstand leistete, geschah doch schliesslich auch unter dem Druck dessen, was die Unterdrücker laufend tun! Selbst wenn Sie keinen Finger gerührt haben, wurden Sie als Feind Nr. 1



Wochenendausflug: die Familie meines Mannes. Alle umgekommen.
Sitzend: Vater und Stiefbruder; stehend (v. l. n. r.): l'ante Else, Onkel Oskar
(von Beruf Kurbelsticker), die Stiefmutter, außen Tante Paula und Mann.

abgestempelt. Sie machen einen großen Fehler. Sie sehen das hinterher als unser Versagen, obwohl man genau weiß, daß man dem ganzen Volk ein noch viel größeres Versagen vorwerfen muß! Sie sind doch Lehrer: Erwarten Sie eigentlich von einem leidenden Schüler ein besonders mutiges Verhalten?

Sie meinen: Je größer das Unglück, desto größer der Widerstand, so würde es nicht stimmen. Wer sollte denn beginnen, wenn nicht die Leidenden das Leid laut beklagen?

Ach, du meine Güte! Diese 145 und die individuellen Unterdrückungsmaßnahmen, die noch hinzugezählt werden müssen: die sind uns doch nicht etwa insgeheim mitgeteilt worden! Das System dieser furchtbaren Entrechtung stand doch in jeder Zeitung!

Wie haben Sie denn innerhalb Ihrer Familie darüber gesprochen? Hat man die jahrhundertelange Judenverfolgung beklagt, mit dem Fatalismus des „Da hilft nur Beten“?

Absolut nicht! Wir haben uns überhaupt nicht aufs Beten verlegt! Aber da fällt mir ein: Welchen Widerstand hat eigentlich das Ausland geleistet? Da haben sie mit Ribbentrop verhandelt. Obwohl sie alle sehr gut informiert waren, hat Amerika die Einwanderungsquote nicht

erhöht, die Schweiz hat geflüchtete Juden über dieselbe Grenze zurückgeschickt, über die sie gerade mit Sack und Pack unter Lebensgefahr aus Deutschland geflüchtet waren, wo sie alles verkauft, alles weggegeben, alle Kontakte abgebrochen hatten! Da standen sie nun! England hat 100 Pfund je Person Vorzeigegeld verlangt: damals noch ein ganz anderer Kurs. Und das sollten Familien aufbringen! Denken Sie an das Schicksal des Auswandererschiffes «St. Louis». Der Kapitän Schröder war ein anständiger, ehrlicher deutscher Mann. Er ist die halbe Welt abgefahren mit 900 jüdischen deutschen Emigranten an Bord. Kein Land hat sie aufgenommen, bis sich schliesslich England, Holland und Belgien zur Aufteilung der Flüchtlinge auf ihre Länder bereitfanden. Und diejenigen, die von Holland und Belgien aufgenommen wurden? Kurz darauf marschierte deutsche Wehrmacht in diese Länder. . . Es war ein Kreis von Leuten aus Berlin, die mir das Überleben ermöglichten, nicht das Ausland! Die sind doch 1936 alle zur Olympiade gekommen! Mit Sportlern und Politikern! Im Trainingsanzug und in Uniform und Abendkleid. Sie waren nur noch begeistert. Sie haben mit der deutschen Regierung ihre Geschäfte gemacht, während wir dachten, die Demokraten haben die Möglichkeit, die Nazis unter Druck zu setzen. Abbruch diplomatischer Beziehungen, Schliessung deutscher Geschäfte, Handelsniederlassungen und Konzernbüros im Ausland. Das hätte doch was gebracht!

MÜLLER-HEGEMANN – KÖPFE UND HERZEN

Im Februar oder März 1933 organisierte die Rote Studentengruppe Berlin (politischer Leiter war Bruno Haid, der bald darauf emigrieren musste) eine illegale Antifa-Gruppe aus den wenigen zuverlässigen Genossen, die nicht relegiert worden waren. Wir wurden mit allwöchentlichen Treffs an den illegalen Apparat der KPD angehängt. Die Treffs fanden zu bestimmter Stunde an einer bestimmten Strassenecke statt, von dort aus begaben wir uns für zwei, drei Stunden in eine der vielen unauffälligen Kneipen Berlins. Als erstes lernte ich: keinen Beobachter, keinen Verfolger mitbringen. Bei den Treffs wurden uns Informationen über die politische Lage gegeben und die Einzelheiten der illegalen Arbeit besprochen. Im Vordergrund standen dabei regelmässig Flugblattaktionen, Heranziehung und Beeinflussung von Sympathisierenden sowie Berichte über Vorgänge an der Universität, insbesondere über die Stimmung unter den Studenten. Mir wurde der Auftrag gegeben, mich ständig mit der Situation der Studenten und Jugendlichen zu befassen.

Dazu gehörte auch der Auftrag, in die NS-Studentenorganisation und nach Abschluss meiner Studien in die HJ einzutreten, «um das Ohr an den Massen zu behalten». Dies war bitter, weil man bis zum Erbrechen heucheln musste.

Meine Verbindungsmänner zum Parteiapparat – sie wechselten mehrfach, weil immer mal einer «hochging» – kannte ich freilich namentlich nicht. Als Überlebenden traf ich nach Kriegsende nur einen: Martin Schmidt, in den 50er Jahren Stellvertretender Finanzminister der DDR. Ihre politischen Informationen waren leider wenig befriedigend, zum Teil falsch. So wurde uns im Sommer 1934 nach der Ermordung Röhm und anderer SA-Führer durch Hitler Folgendes verkündet: «Jetzt ist es so weit. . . in diesem Winter treten wir aus der Illegalität heraus.» Unsere Gruppe hat also nicht viel verloren, als die Verbindung zum Parteiapparat 1937 abbriss. Wir zermarterten uns damals die Köpfe über die furchtbaren Prozesse in Moskau, denen auch drei Sowjet-Marschälle zum Opfer fielen. Wir kamen immer zu dem gleichen Ergebnis: es wird sich herausstellen, wer Unrecht dabei hat. Jedenfalls sind die abscheulichsten Verbrecher die Hitler-Faschisten. Sie haben unser Land in ihre Gewalt gebracht. Gegen sie müssen wir Widerstand bis zum Äussersten leisten.

Von grundsätzlicher Bedeutung für eine illegale Arbeit war der Stimmungsumschwung in der deutschen Bevölkerung zugunsten Hitlers, etwa seit der Saarland-Abstimmung 1935 und den Olympischen Spielen 1936. Er kam auch darin zum Vorschein, dass sich die Mitglieder des «Nationalpolitischen Arbeitskreises» nicht mehr für Zusammenkünfte interessierten. Einige sagten: «Hitler hat doch mehr Format, als wir annahmen!» Ausserdem war die Folge der Verhaftungswelle in den Jahren 1935/37: viele distanzieren sich von oppositionellen Gruppen, so auch die Übriggebliebenen aus dem Kreis um meinen Onkel Werner Hegemann. Auch mein Verbindungsmann zum Apparat der KPD, Martin Schmidt, fiel der Verhaftungswelle 1937 zum Opfer (ohne als tapferer Antifaschist irgendjemanden bei Verhören preiszugeben).

Die so vereinzelt Antifaschisten in Deutschland konnten sich nicht militärisch oder politisch schlagkräftig formieren. Sie konnten nur mit Schreibmaschine und Vervielfältigungsapparat, d.h. mit Tausenden von Flugblättern und illegalen Treffs versuchen, Menschen aufzurütteln und Sand ins militärische Getriebe zu bringen, um Deutschlands Schande ein wenig kleiner zu halten. Wir waren bald realistisch genug einzusehen, dass unser Beitrag als illegale Gruppe der Berliner Universität nur sehr klein sein konnte. Bei einem Aufstand der deutschen Menschen gegen

die Nazi-Diktatur, in der sich zuspitzenden Katastrophe hätte er gross werden können. Dieser Aufstand blieb aber nur eine Hoffnung.

In unseren Flugblättern sagten wir immer wieder: trotz SA-Folterkellern und KZs hört der Widerstand gegen dieses barbarische System mit seinem mittelalterlichen Antisemitismus nicht auf. Die Nazi-Diktatur, schrieben wir, ist weder national noch sozialistisch. Sie verhilft den Konzernen zu Riesenprofiten und treibt zum Krieg. Die Welt ist ganz anders, als sie von der Goebbels-Lügenpresse beschrieben wird.

Wir forderten dazu auf, die Flugblätter weiterzugeben, antifaschistische Sender anzuhören und sich – gleichgültig, welcher politischen Meinung man in der Vergangenheit gewesen war – in Widerstandsgruppen zusammenzuschliessen.

Konnte man versuchen, anlässlich der Olympiade mit ausländischen Pressevertretern in Kontakt zu treten, damit sie über die kommunistische Opposition berichteten?

Daran war nicht zu denken. Es war erschütternd, wie wenig sich das Ausland über die inneren Verhältnisse in Deutschland ein realistisches Bild machte. Niederschmetternd war der Eindruck, als die gesamte französische Sportlerdelegation mit dem Hitlergruss an der Ehrentribüne des Olympiastadions vorüberzog. 1938 konnten wir es dann kaum fassen, dass Frankreich und England in München sich Hitlers Vorstellungen freiwillig unterordneten.

HILDEGARD SAUER OLYMPIADE [1]

Später habe ich dann übrigens nie wieder solche Lieder gesungen wie das vom Judenblut. Ich hatte ja auch ganz andere Interessen. Ich bin gern tanzen gegangen, habe geswingt und gestept, kein Schlager war vor mir sicher. Im Sommer bin ich an Wochenenden mit Freunden per Rad auf Fahrt gegangen, wir haben in Jugendherbergen übernachtet. An die Nordsee, an die Ostsee, bis nach Estland. Mein Rad verschaffte mir Freiheit, und ich war ungeheuer hungrig drauf. Zwei Schwedinnen haben mir das Trampen beigebracht. Das ging natürlich noch schneller und leichter. Auf diese Weise war ich dann am Rhein, in Süddeutschland und in Österreich. Und die Olympiade!



Was wurde da vorher alles gebaut und umgebaut! Die Ost-West-Achse, die S-Bahn Unter den Linden, die zwischendurch mal zusammengekracht war, aber dann doch noch rechtzeitig fertig wurde! Die Wannseebahn und viele Gebäude! Das war Arbeitsbeschaffung! Dann das Olympiastadion! Damals eines der grössten und modernsten auf der ganzen Welt! Das war Arbeitsbeschaffung. Ausserdem eine ungeheure staatliche Investition in das sportliche Leben! Dann die Olympiade selber! Da war doch wirklich ganz Berlin Gastgeber! Ich durfte selbst eine Gruppe von Sportlern aus Australien betreuen. Begeistert zeigte ich ihnen Berlin, nicht nur die Prachtstrassen, auch die Arbeiterviertel. Wir besuchten die Rahmenveranstaltungen mit wunderbaren Kulturdarbietungen, die Gesangsabende, die grossen Feuer! Wir tanzten auf den Stadion-Terrassen und im Mocca-Efti, Friedrichstrasse, das war als Bumslokal verschrien, aber hier spielten immer die wirklich ganz grossen

Kapellen! Meine australischen Freunde fanden Berlin und die Spiele genauso aufregend wie ich. Gemeckert haben sie bloss, weil der Rasen in den Parkanlagen nicht betreten werden durfte. Der war damals mit Eisenstangen eingezäunt, und überall standen Verbots-Schilder. Sie erzählten von den grossen Rasenflächen in ihrer Heimat, die jeder betreten durfte!

WALTER SEITZ OLYMPIADE [2]

Bei den Winterspielen in Garmisch-Partenkirchen bin ich angerempelt worden: «Können die deutschen Lümmels nicht mal mehr den rechten Arm hochheben???» In Berlin soll dann die gesamte französische Mannschaft mit erhobenem Arm an der Führerloge im Stadion vorbeimarschiert sein. Ich war einmal drin. Der Amerikaner Owens, ein Neger, gewann den 100-Meter-Lauf. Er siegte unter dem Jubel und Beifall des Publikums, während, wie ich sehen konnte, auf der Ehrentribüne niemand Beifall klatschte. Der wütendste Rassenfanatiker, der Gauleiter von Nürnberg, Streicher, sass dort. Breit gespreizte Beine. Die Reitpeitsche über den Knien! Er verzog keine Miene. Owens war doch kein Angehöriger einer erwünschten Rasse! Der Jubel im Stadion war doch bereits eine politische Demonstration. Aber. . . das gesamte Ausland erschien! Und wir Antinazis konnten nicht begreifen, dass nicht wenigstens moralisch der Stab über Hitler gebrochen wurde. Die Reaktion des Auslands, das einen Schritt der Nazis nach dem andern duldete – das war genau das gleiche, was das deutsche Volk gegenüber Hitler an «Duldsamkeit» gezeigt hatte.

ELSBETH KÖTTING OLYMPIADE [3]

Die Olympiade war bloss der sportliche Teil des Ganzen. Sie hat auch meine Familie begeistert. Ich fand es imponierend, wie alles organisiert wurde! Es hat schliesslich die ganze Welt begeistert. Das war ja nicht das Politische! Da ist Jesse Owens gelaufen, die 4 Mädchen der Staffel sind gelaufen, haben dabei den Stab verloren, sonst hätten sie die Goldmedaille gekriegt. Anschliessend sind sie in die Führerloge gegangen, und der hat sie dort getröstet!

Der amerikanische Schriftsteller Thomas Wolfe war 1936 auch hier. Er hat seine Eindrücke in einer Erzählung geschildert; ähnlich wie er empfand ich das auch. Er hatte ein nettes Mädchen kennengelernt. Es war ein einziger Rausch. Nur nebenbei hätte er mitgekriegt, wie sie in der Bahn einen rausholten. So ein schönes Grün wie in Berlin gäbe es auf der ganzen Welt nicht mehr. Die kleinsten Steinchen wären geputzt

gewesen. In dieser tollen Stimmung wäre er mit dem Mädchen zu den Wettkämpfen gegangen. . . Meine Eltern waren auch dort. Wir hatten in der Familie nur eine Dauerkarte, für eine Person. Wir haben sie immer ausgetauscht. Vater hat den Marathonlauf gesehen. Nachher hat er begeistert davon erzählt. Ein Japaner hat gewonnen. Mein Vater fand es imponierend, wie wenig müde dieser Mann nach dem Lauf war: «Seine Schuhe haben 20 Meter weg gestanden. . . da ist er hingegangen, hat sie gemütlich angezogen. Dann ist er lächelnd aus dem Stadion gelaufen, alle jubelten ihm zu.» Das Motto der Olympischen Spiele war, glaube ich: «Wir rufen die Jugend der Welt!»

PAUL TIETZ OLYMPIADE [4]

Die Olympiade brachte den Nazis viel Ansehen. Ich war mit Frauchen zweimal in Stadtmitte, Unter den Linden, um mir den Prachtschmuck anzuschauen. Ein imponierendes Bild! Die Strassen mit Tausenden von Fahnen geschmückt! Mit den Fahnen aller Länder. Menschen gingen herum aus fernen Ländern! Wir wollten auch ins Olympia-Stadion hinein, ich hatte von meiner Firma eine Freikarte geschenkt bekommen. Eine mussten wir also noch kaufen, aber es war ein Riesenandrang an den Kassen, Busse mit verschiedenen Uniformierten waren grad gekommen. Da blieb ich mit Frauchen in der Nähe des Stadions, um in den Abendstunden noch das Feuerwerk zu sehen. Ein Riesending!

CHRISTIANE u. FRITZ v. BERGMANN • OLYMPIADE [5]

An Veranstaltungen der Olympiade haben wir nicht teilgenommen. Wir haben einmal eine Eröffnungsrede Görings im Radio gehört. Er versprach sich bei den Schlussätzen: «Ich hoffe, dass diese Tage bei Ihnen einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen werden!» Wir brauchten uns nur anzugucken und prusteten los. Göring sagte «un-auslöschlich», weil er fürchtete, sich lächerlich zu machen! Er wusste, alle Welt machte sich über ihn lustig. Er war so irrsinnig eitel! Eine Sucht von ihm war es, prunkvolle Uniformen zu tragen. Zum Beispiel bei der Beerdigung von Mölders. Wir waren in der Luisenstrasse bei jemandem zu Besuch, als unten der Beerdigungszug vorbeikam. Hinter dem Sarg marschierte der fette Göring. Er trug eine Generalsuniform und dazu rote Stiefel. Diese Vernarrtheit in extravagante äussere Erscheinung war bekannt. Es gab Witze darüber: Göring liegt im Bett. Vom Hauspersonal wird ein Wasserrohrbruch im Haus gemeldet. Göring fährt aus dem Schlaf hoch und schreit: ‚Schnell, schnell! Meine Admiralsuniform! ‘

HILDEGARD SAUER • EINE MORDSGAUDI

Es muss gleich nach dem Abschluss des «Münchener Vertrages» gewesen sein. Mich hatte wohl einer meiner Freunde kurz vor Feierabend in der Firma angerufen: Du, vor der Reichskanzlei, da ist was los! Woll'n wir hin?

Da sind die Berliner zur Reichskanzlei geströmt! Nischt wie hin! Da tat sich allerlei! Gesungen, geschunkelt. Das reinste Volksfest! Junge. Alte. Uniformierte, Werktätige. . . Sprechchöre. . . «Lieber Führer komm heraus, sonst geh'n wir heute nicht nach Haus!» Oder, schunkelnd: «Nach Hause, nach Hause, nach Hause geh'n wir nicht! Beim Führer ist noch Licht! Nach Hause geh'n wir nicht!»

Dann erschien ab und an Hitler auf dem Balkon. Im selben Augenblick schrie alles: «Heil! Heil! H-e-i-1!» Es war 'ne Mordsgaudi! Wer dachte in solchen Augenblicken daran, dass andere vielleicht im Gefängnis sitzen, geschlagen werden, umgebracht werden?

BETTY GIESE LILLY IST IM HEIM

Mein Mann war Möbelträger und Speditionsfahrer bei Firma Knaur. Sie haben die Lifts von den Juden verladen. Die Möbelwagen wurden noch von Pferden gezogen. Die hatten über 100 Pferde im Stall, alle in Betrieb. Alles Gepäck von denen, die noch rauskamen. Eines Tages hat Erich zu mir gesagt: «Mensch Betty, jetzt geht's los!»

Zuerst konnten nur noch die Reichen weg. Die Armen konnten nicht mehr weg. Dann konnte niemand mehr weg. Unterhalb von der Stromstrasse, die Lessingbrücke rüber bis zum Grossen Stern wohnten alles reiche Juden. Auch Hans Albers wohnte da mit einer jüdischen Frau. Die musste nachher auch weg. Mein Mann hat immer aufgeladen. Hier in der Stromstrasse, wo jetzt der Trödelladen drin ist, war früher ein jüdischer Schuster. Erst war da ein Schild: «Kauft nicht beim Juden!» Dann waren die Sterne an den Schaufenstern. Als ich an einem Tag aufgestanden bin, war der Laden dann leer.

Im Haus hier wohnte ein junger Mann möbliert bei Juden. Eines Morgens kam er runter: «Denk mal, Erich, die haben meine Wirtsleute die Nacht abgeholt!» Sie waren zu ihm wie Eltern gewesen. Sie durften, als sie abgeholt wurden, gerade mal ein Besteck und einen Teller mitnehmen. Da hat der Junge bitterlich geweint.

Später war noch ein jüdischer Zigarettenladen an der Ecke. Eines

Tages kam die Frau: «Frau Jokat, wenn Sie so freundlich sein wollen, könnten Sie meine Tochter Lilly ein paar Tage zu sich nehmen?» Da hat sie hier mit meinen Mädels geschlafen und gespielt. Nach ein paar Tagen hat sie geweint, Heimweh. Das ging so nicht mehr. Als ich aber am Morgen rüber zum Zigarettenladen bin, waren da schon die Jalousien runter. Habe sie dann bei mir gelassen. Aber wie die ersten Bombenangriffe waren, sie durfte ja nicht in den Keller, und die Leute sagten, Frau Jokat, Sie machen sich strafbar. Habe ich geantwortet: «Aber das Judenkind ist doch unschuldig».

Als ich zu einer Fürsorgestelle um Rat gegangen bin, haben sie sie mir abgenommen. Die Kleine hat so geweint. Sie haben mir gesagt: «Sie kommt in ein Heim!»

«Kann ich sie da mal besuchen?»

«Nein. Das würden wir Ihnen nicht raten!»

Zu Hause haben mich meine Kinder dann gefragt: «Wo ist die Lilly?»
«Die ist im Heim. Dort muss sie warten, dass sie von ihren Eltern wieder abgeholt wird!»

Aber weil ich es nicht ausgehalten habe und weil ich die Kleine so gerne mal besucht hätte, bin ich nochmal zur Fürsorgestelle gegangen und habe nachgefragt. Man hat gesagt, sie wäre schon abgeholt worden.

Die Armen sind umgekommen. Erst sind die Reichen noch weggekommen. Dann sind auch die Reichen umgekommen. Einmal ist ein ganzes Schiff untergegangen, womit sie auswandern wollten. Untergegangen oder jedenfalls nie angekommen. Es war dasselbe KdF-Schiff, wo meine Mutter mal drauf gefahren ist.

ELSBETH KÖTTING FÜHRERS 50. GEBURTSTAG

Zu Hitlers Geburtstag wurde eine mächtige Militärparade veranstaltet. Mein Bruder und ich sind hin. Menschenmassen. Alles riesig. Panzer sind vorbeigerollt. Grosse Geschütze, SS-Formationen, verschiedene Wehrmachtsgruppen, oben drüber die neuen Flugzeuge. Man wusste gar nicht, wo man zuerst hingucken sollte. Eine unwahrscheinliche militärische Macht wurde gezeigt. Die ausländischen Diplomaten alle mit den hohen Herren auf der Ehrentribüne. Truppen, SA, SS, stundenlang. Ich weiss noch, wie ich mal kurz ohnmächtig wurde. Aber es ging gleich wieder. Danach habe ich mit meinem Bruder nicht mehr darüber gesprochen.

WALTER SEITZ $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{16}$

Die grosse Auswanderungswelle kam erst nach 1938, nach dieser Nacht, die furchtbar war. Mein Schwiegervater kam ins KZ Oranienburg. Ich war schon einmal in einem Auto dort vorbeigefahren. Ziemlich nah am Zaun. Aber man hat nur den Drahtzaun und die Wachtürme gesehen. Nicht so perfektioniert, wie heute an der Zonengrenze. Mehr aus Holz als heute. Für meinen Schwiegervater, der, als er nach einigen Monaten entlassen wurde, nichts erzählen wollte, war schon das Appellstehen furchtbar. Zu allen möglichen Tageszeiten antreten. Ohne Möglichkeit, die Blase zu entleeren. Da sind ja die ersten tot zusammengebrochen, durch dieses furchtbare lange Stehen-müssen. Er hat von den verschiedenen Typen von Gefangenen erzählt und dass die SS duldeten, wenn Berufsverbrecher die anderen noch zusätzlich tyrannisierten. Aber er hat keine Einzelheiten erzählt. Er war paradoxerweise bemüht, nur das Positive zu sagen. Also zum Beispiel, dass Unterhosen, die wir dort für ihn abgegeben hatten, wirklich in seine Hände gekommen sind.

Er war im Gegensatz zu allen seinen Geschwistern nicht zu bewegen auszuwandern. Später, 1943, hat er sogar noch einen komischen Prozess gewonnen! Er klagte nämlich vor Gericht auf Zurückzahlung der von ihm geleisteten sogenannten Judenbusse. Er hatte sich über Jahre mit diesem Prozess beschäftigt. Komisch, denn er konnte das Gericht glauben machen, dass einer seiner Vorfahren nicht ein Jude namens Hertz, sondern der Dichter Chamisso war! Es gelang ihm der Nachweis einer ehelichen Untreue in einem Badeort. Vor soundsoviel Jahrzehnten, konnte er nachweisen, ist da etwas passiert. Da so viele seiner vorgetragenen Indizien zusammenpassten, musste das Reichsippenamnt anerkennen, dass ihm die Judenbusse fälschlicherweise abgenommen worden war, denn er war, laut Gerichtsbescheid, Jude zu weniger Bruchteilen, als man angenommen hatte. Er bekam im preussischen Sinne von Recht seine «Judenbusse» zurück! Sehen Sie, das ist deutscher Konservatismus. Erst werden die Gefahren nicht gesehen, dann wird auf formale Korrektheiten gepocht.

Irrsinnige Kriterien hatten eine furchtbare Bedeutung. Das hört sich heute an wie ein Witz! Ob man ein Halb-, Viertel-, Achtel- oder Sechzehnteljude war, das war alles von grosser, oft entscheidender Bedeutung! Ob einem Vorzüge zustanden, die genau geregelt waren, wenn man im ersten Kriege das Eiserne Kreuz hatte, aber keinen Fronteinsatz, oder Fronteinsatz, aber kein Eisernes Kreuz: auf die pedantischste Weise haben diese Dinge alle ihre Bedeutung gehabt. Und sie mussten umschiffert werden. Meine erste Frau hat die Zeit überstanden.

Sie war bei meinen Eltern in Bayern auf dem Land. Goebbels hatte die Evakuierung aller Frauen mit Kindern angeordnet, da kam sie relativ ungeschoren durch, wenn man es nicht unnötigerweise rumerzählt hat. Wir haben uns in den folgenden Jahren voneinander getrennt. Aber es war ja klar, dass eine Scheidung erst nach dem Krieg in Frage kam, da sie durch die «Mischehe» mit mir eine sogenannte «Privilegierte» war.

Die Verfolgung der Juden ist damals aber nicht so wahrgenommen worden wie Aufrüstung und Kriegsvorbereitungen. Es war allgemein klar, dass Hitler nach München 1938 nicht etwa gesättigt war. Es kursierte der Witz:

«Ein Arbeiter hat eine neue Stellung, wo er Kinderwagen herstellt. Einem Freund bringt er Einzelteile aus der Fabrik mit. Nach einer Weile sagt der Freund: ‚Vielen Dank für die Teile, aber ich bin wohl zu dumm, sie zusammenzubauen. Immer wird ein Maschinengewehr daraus.‘ «

Es war das oberste Ziel, nicht eingezogen zu werden bzw. nicht an die Front zu müssen. Im Frühjahr 1939 bin ich deswegen von der Charité weg, um eine Stellung in einem «kriegswichtigen» Unternehmen zu übernehmen. Ich arbeitete bei Schering, in einer medizinisch-wissenschaftlichen Abteilung, wo nur Anti-Nazis sassen. Sie waren alle irgendwo rausgeflogen, mussten sich schützen, einer war früher bei der KPD, einer hatte eine jüdische Grossmutter, alle hatten sie einen «Webfehler». Es war eine Insel! Dafür sorgte der betreffende Abteilungsleiter. Ja, das war möglich.

ERWIN GROTH DIE SYMPATHISCHEN GESICHTSZÜGE DES AUSSENMINISTERS MOLOTOW

Am 1. September 1939 musste sich unsere Belegschaft versammeln. Ein Radio war installiert, Gemeinschaftsempfang verordnet worden. Hitler hielt seine Vormittagsrede, der Krieg war los. Es waren höchstens ein oder zwei Nazis im Betrieb von 80/90 Mann Belegschaft, aber keiner hat was gesagt! Höchstens, dass von den Älteren viele bedrückt aussahen. Aber als in den nächsten Tagen laufend die Flugzeuge über Berlin flogen, sind wir immer alle zum Fenster gerannt: «Ah! Mensch! Guck mal!»

Dann sind wir wieder an die Arbeit. Aber wenn wieder so 20/30 Maschinen der neuen deutschen Luftwaffe kamen, wir dachten, die fliegen Richtung Osten, ging's wieder ans Fenster: «Ah! Mensch! Guck mal da!»

Und nach dem Polenfeldzug haben einige gesagt: «Die 14 Tage! Das war doch kein Krieg!»

Vom dem ruhigen alten Kollegen Voigt war schon der Sohn gefallen. Auch da hat keiner was zum andern gesagt.

Morgens grüsste ich immer den Meister mit «Guten Morgen!» Zu der Zeit hat er mich beiseite genommen und gesagt: «Erwin, hör mal, wir wollen doch jetzt immer so grüssen, wie es sich gehört!»

Dann war im Zusammenhang mit dem Stalin-Hitler-Pakt mal Molotow nach Berlin gekommen. Einer hat die Zeitung gelesen und kommentiert:

«Immer wird auf die Bolschewisten gehetzt und geschimpft. Und nun heisst es plötzlich, ‚die sympathischen Gesichtszüge des Aussenministers Molotow/» Das hat schon verwundert, damals.

HILDEGARD SAUER IMPROVISATION

Nationalsozialismus war Improvisation! Ich glaube nicht, dass bei den Nationalsozialisten alles von Anfang an auf einen Krieg hinauslaufen sollte.

Als der Krieg ausbrach, fand ich das ganz schrecklich. Ich dachte daran, wie viele Menschen wieder fallen würden. Ich hatte Brüder und Freunde. Warum ging es nicht ohne Krieg? Aber die Fragen und Bedenken wurden durch den Erfolg im Blitzkrieg in Polen weggefegt.

Mächtige Siegesfeiern überall!

Und Hitler: «Mit Mann und Ross und Wagen – hat sie der Herr geschlagen!»

ERWIN GROTH MASCHINENTEILE

Auf einmal wurde ich 1940 zu Firma Alkett versetzt. Dienstverpflichtet. Gleich zu Beginn unterschreiben: «Allerstrengstes Stillschweigen, andernfalls Bestrafung». Alle zwei Meter im Betrieb ein Schild: «Psst! Feind hört mit!» Und Sparsamkeitsappelle. Über 1'000 Beschäftigte. An der Werkbank, die Maschinenteile wurden eingespannt, auf entsprechendes Mass bearbeitet. Es waren alles mir unbekannte Teile. Habe mir auch keine Gedanken gemacht. Es ging mir ja darum, Geld zu verdienen. Draussen um das Werksgelände herum hörte man und sah man, wie halbfertige Panzer Probefahrten machten. Dann kamen die ersten

Fremdarbeiter aus Polen zu uns. Sie hatten alle ein grosses «P» auf der Jacke.

ELSBETH KÖTTING • AUSEINANDERGERISSEN

Unsere erste Wohnung in Mittenwald/Bayem, wo mein Mann an einem Luftwaffenprojekt arbeitete, war eine Dachwohnung mit schrägen Wänden. Man konnte also viele schöne Effekte erzielen. Helle Möbel aus Rüsterholz, nicht so protzig, aber Stil. Mein Mann hatte auch einige schmiedeeiserne Teile beschafft. Für damalige Verhältnisse hatten wir auch ein paar ganz schöne Bilder, selbstgemalte Landschaftsbilder von einem Onkel. Nicht zu überladen, die ganze Wohnung war recht ausgewogen.

Aber ich war während meiner Ehe kaum mit meinem Mann zusammen. Er hatte oft ausserhalb zu tun, dann war Krieg, da hatte er auch ausserhalb. . . da war er ja Soldat in Russland.

Als er im Krieg war, zog ich mit den beiden Kindern nach Berlin zu meinen Eltern. Die wohnten mittlerweile wieder näher an der Stadt, in Britz. Zwischen mir und meinem Mann war nicht viel, ich habe mich oft mit ihm gestritten.

Wenn er Heimaturlaub hatte, erzählte er. Kamen sie in ein Dorf. . . brauchten was zu essen, schmissen sie eine Handgranate in einen Teich, wo Gänse schwammen, und die dann gegessen. Oder: in Häuser rein, genommen, was grade auf dem Tisch stand. . . weiter und weg. Er sagte auch, wie sie «Gefangene machen». Er selber machte solche Grausamkeiten nicht. Wenn die nach hinten gebracht werden sollten, wussten sie schon, wen sie zur Bewachung bestimmen mussten. Damit die Gefangenen 100 Meter weiter hinten niedergeknallt würden. Ich sagte ihm, das fände ich unmenschlich, so den Krieg zu führen. Aber man hatte nicht viel Zeit zu diskutieren. Wenn man im Bett lag, mal gerade kein Luftalarm war. . . man hatte andere Sorgen. . . Er erzählte auch, wie sie in der Ukraine Juden in geschlossene Lkw's setzten und Abgase reinleiteten. Das hat er miterlebt. Oder gesehen. Oder gehört. Oder was weiss ich denn. Ausserdem. . . sie haben. . . diese Gräben auch ausgehoben, Erschiessungskommandos. Die Leute fielen dann in die Gräben. Nach Stunden. . . habe sich noch die Erde bewegt, nach Stunden, weil nicht alle tot waren. Ich habe nicht weiter darüber nachgedacht. Nicht nachdenken wollen. Aber auch nicht richtig vergessen.

Ja, mein Gott, was hast du ihm denn dazu gesagt? Wenn er da so mal alleine bei dir war. . . was habt ihr gesprochen???

Er wusste ja, dass ich mit dem Nationalsozialismus nicht einverstanden war. Er kannte ja meine Meinung.

Und?

Von sich hat er nur gesagt, wenn man den Nationalsozialismus unterstützt, dann muss man auch die Frage der Endlösung bejahen. Eigentlich müsste man, sagte er, schon die Kinder aller Juden in der Wiege umbringen. Er hat sich damit nicht identifiziert, aber so hat er gesagt. Ja. So hat er gesagt.

Was hast du denn darauf geantwortet?

Die Zeit war eigentlich gar nicht da zu ausführlichen Gesprächen. Er hat keine Anstrengungen gemacht, mich zu überzeugen. Aber es war auch meistens nicht die Zeit dazu. Wir waren ja auch meistens getrennt. Es waren kaum zwei Jahre, die wir zusammenlebten.

Was hast du ihm denn gesagt?

Ausser, dass ich eben sagte, dass es doch unmenschlich ist, kann ich mich jetzt nicht mehr an was erinnern. Er selbst war kein Mensch, der bei den Grausamkeiten persönlich mitgemacht hat. Er hat es nur hingenommen.

Wolltest du denn, dass er es nicht mehr hinnimmt?

Na . . . ich weiss nicht mehr. Es ist doch aber logisch. Er wusste ja, dass ich mit dem ganzen System nicht einverstanden war. In der Widerstandsbewegung war ich nicht, was sollte ich also tun?

Was solltest du tun . . . Wenn er zum Urlaub kam – hast du eigentlich mit ihm geschlafen?

Ja. Aber es war wenig eindrucksvoll. Wir wollten ausserdem kein Kind mehr.

Ja, nun sag' doch aber mal, klipp und klar: Hast du ihm denn nicht wenigstens beim Thema Juden Kinder und Erschiessungskommandos einen Scheuerlappen vor den Kopf geknallt und ihn ein für allemal aus deinem Bett geschmissen ? !

Manchmal hast du aber auch Vorstellungen! Du gehst da wirklich ein bisschen idealistisch ran! Das kannst du doch nicht trennen – aus dem ganzen Geschehen in diesen Jahren! Da greift doch eins ins andere!

Nee, das verstehst du auch nicht! Ja, eben! Weil du dich in die ganze Situation nicht reinversetzen kannst!

Später habe ich mich scheiden lassen. Aber ich habe damals was er erzählte vielleicht gar nicht für bare Münze genommen. Und die anderen Ereignisse kamen dazu, haben einen in Trab gehalten: Luftalarm, Kinder, sein Urlaub nur sehr kurz, Sorge um die Eltern. . . Wenn ich mir überlege, wenn man mit einem Mann verheiratet ist, der dafür ist, alle jüdischen Kinder umzubringen, das ist eigentlich ein Zusammenbruch aller kulturellen Werte. . . Ich erinnere mich, etwas ähnliches. . . mit einer Frau war ich im Sommer auf dem FKK-Gelände in Königswusterhausen. Deren Mann war auf einer Nazi-Eliteschule gewesen, von da in den Krieg. . . Mit einem Schrecken sagt die eines Tages zu mir:

«Mensch, ich habe ja gar nicht gewusst, wozu die ausgebildet werden. . Sie wollte nicht viel sprechen. Sie wusste auch nicht viel. Sie wusste nur, ihr Mann ist nicht an der Front, sondern er tut was anderes. . . Sie weiss nicht, was er tut. . . aber es ist nicht normaler Krieg. . . Sie ahnte, dass es etwas Schreckliches, was Unglaubliches sein müsste. Mir wurde dieser Mann später auch einmal vorgestellt. Ein zurückhaltender, schweigsamer, bescheidener Mensch.

Hast du, was du von deinem Mann über die Judenvernichtung in Russland gehört hattest, jemandem weiter erzählt?

Nein.

Warum denn nicht? So etwas Fürchterliches muss man doch weitersagen.

Nein. Es war mir so unvorstellbar schrecklich. Ich erzähle es dir. . . zum ersten Mal überhaupt jemand. Ich kann dir das jetzt auch nicht sagen, warum, aber ich habe es nicht weiter gesagt. Weil es eben unvorstellbar war.

Wenn morgen bei dir im Hauskeller Leute erschossen werden, und du kriegst es zufällig mit- erzählst du es auch niemandem?

Das kannst du doch nicht so vergleichen! Das ist kein gutes Beispiel. Das ist ja wieder aus dem Zusammenhang gerissen! Da neigst du scheinbar ein bisschen dazu! Dieses Beispiel. . . merkst du nicht, es passt doch nicht im Geringsten.

Wieso nicht?

Weil es gar keine Beziehung hat zu den damaligen Umständen!

Aber meine Warum-Fragen zielen doch auf die Klärung der Umstände! Wenn du dich angegriffen fühlst. . .

Deine Fragen sind so abgehoben. Sie berücksichtige!} so wenig die Umstände.

Es wäre anders gewesen, wenn man in einer organisierten Widerstandsbewegung gestanden hätte, wo man solche Berichte hätte verwenden, sie zum Beispiel ins Ausland bringen können. Aber wenn man allein stand. . . was sollte man mit so einer Information denn nun anfangen? Jetzt frage ich dich aber mal!

Es gibt doch eigentlich eine spontane Neigung jedes Menschen, sich gerade in solchen Situationen mitzuteilen! Meinst du, dass dir das genommen wurde?

Das kann vielleicht so gewesen sein. Fremden konntest du es ohnehin nicht erzählen, weil du nicht wusstest, in welche Kanäle es kommen würde.

Warum hast du es nicht einmal deinen Eltern erzählt?

Ich habe es nicht.

Aber warum nicht? War dein Vater in deinen Augen kein Sozialdemokrat mehr, von dem man wusste, dass er sich für solche Berichte wenigstens «interessiert»?

Der hätte mich nicht belastet, da wäre ich schon richtig gewesen. . . . Bei meinem Bruder. . . in dieser Zeit wusste ich das nicht mehr so genau. . . Ich kann wirklich nicht sagen, warum ich es niemandem erzählt habe. Es haben ja Leute solche Sachen auch direkt gesehen, waren direkt beteiligt. Aber sie haben ja auch nichts gemacht!

Was waren wirklich deine Gründe?

Wahrscheinlich liegt das in einem selber begründet. Ich habe es ja auch nach dem Kriege niemandem gesagt. Ich erzähle es dir zum ersten Mal. Es hat einen auch keiner sonst danach gefragt.

Findest du es nicht wichtig zu wissen, was da «in einem selber der Grund» ist, über solche Sachen zu schweigen?

Ja. Schon. Ein Teil davon ist das Schuldgefühl. Und dann die Ohnmacht. Es ist, glaube ich, diese Mischung von Ohnmacht und Schuldgefühl. Stell dir mal einen Ohnmächtigen auf der Strasse vor. . . Er tut nichts. Weil er nichts tun kann! Er hat nicht mehr die Macht über sich, ohne Willen. . . Ich glaube, dieses Gemisch von Peinlichkeit, Schuldgefühl und «Ich kann ja doch nichts dagegen tun!» – das verschliesst einem den Mund.

Ich glaube, ich kann es mir allmählich vorstellen.

Naja, deine ewige Fragerei. . . ich habe mir das auch nie klargemacht. . . Es war sicherlich ein folgenreicher Wendepunkt in unserer Familie, als meine Eltern meinem Bruder empfohlen haben, sich in der SA zu organisieren, um studieren zu können. Von da an ging's eben bergab. Mein Vater ist zwar nach ein paar Jahren wieder als Lehrer eingestellt worden, aber ich weiss noch, es war bei ihm dann alles ohne Lust und Laune. Früher, vor '33, war er sehr gern Lehrer gewesen, hatte intensiven Kontakt zu Schülern, zu den Eltern seiner Schüler in Oberschöneweide, hatte mit den Kindern besonders lange Klassenreisen gemacht. Dann aber stand er unter der Kontrolle eines Rektors, der 150%iger Nazi war. Erst hat er sich noch immer getroffen mit den rausgeworfenen SPD-Kollegen. Dann war alles auseinandergerissen. Die Lehrarbeit, die Schule, die Kinder und Eltern: alles war für ihn nur noch eine Last. Wenn ich nach Hause kam zu Besuch: Er konnte nachts nicht mehr richtig schlafen, bekam regelrechte Schlafstörungen, ist in der Wohnung rumgewandert die halbe Nacht. Morgens musste ich in seine Schule, um ihn zu entschuldigen, die Mutter ging zu diesem Rektor sowieso nicht hin. Es war alles auseinandergerissen.

WALTER SEITZ • EIN ENTSETZTER BLICK

Nach dem Polenfeldzug habe ich einmal in einer Buchhandlung im Wedding englische und französische Bücher gekauft, um meine Sprachkenntnisse zu vertiefen. Der Buchhändler war in Polen dabeigewesen:

«Das war alles furchtbar, was ich erlebt habe, auch unmittelbar nach dem deutschen Sieg!» Er sprach nicht weiter, aber ich verstand. Er meinte die Greuelthaten, die von deutscher Seite im besetzten Polen begangen wurden. Er hatte, was er im Wesentlichen sagen wollte, durch einen eindringlichen, entsetzten Gesichtsausdruck mir gegenüber, einem Fremden, ausgedrückt. Das war ein Moment, wo zwei Leute ungestört – das ist wichtig – ungestört zusammenkommen, wo man sich ganz plötzlich vertraut und sich die wichtigsten Sachen sagt oder ahnen lässt.

MÜLLER-HEGEMANN SORGEN UMS VATERLAND

Als dann der Krieg gegen Polen ausbrach und die polnische Armee bereits nach 3 Wochen am Boden lag, dann Dänemark, Norwegen und gar Frankreich zu Boden geworfen wurden, hiess es immer öfter: «Hitler ist der grösste Feldherr aller Zeiten.» Die deutschen Soldaten wurden grenzenlos bewundert. «Was sind das für Helden – unsere Soldaten! Die grössten und die stärksten und die besten.» Solche Reden hörte man oft. In dem Lazarett, in dem ich als Arzt arbeitete, lag ein Generalstabsoffizier, dem ich auf den Zahn fühlen wollte. «Na, werden wir das durchstehen? Ob wir wohl den Feind in Frankreich auch so schnell schlagen werden? Mache mir Sorgen um das Vaterland.» Dieser Generalstabsoffizier sagte dann aber: «Sie werden doch nicht glauben, ein Feldzug gegen Frankreich würde so ablaufen wie der Feldzug in Polen. Die Franzosen werden ihr Land ganz anders verteidigen, das haben wir doch damals bei Verdun gesehen. Der Franzose kämpft verbissen Meter um Meter».

Ich bin dann im Herbst 1940 zu einer Truppe nach Polen versetzt worden. Ich habe die Anfänge des Ostfeldzuges als Truppenarzt miterlebt. . . Einmal starteten Einheiten der Roten Armee einen grossen Gegenangriff auf das Bataillon, in dem ich war. Und dann musste ich sehen, wie die Rotarmisten einfach in die schweren Maschinengewehre hineinrannten, ohne Sinn und Verstand. Indessen, die Rotarmisten haben sehr tapfer gekämpft; man konnte sicher sein, dass die Rote Armee ihre Heimat gut verteidigen würde. Aber als mich am Dnjepr die Order erreichte, dass ich zurückversetzt sei in ein Lazarett bei Berlin, ein unwahrscheinlicher Glücksumstand, verabschiedete mich der Bataillonskommandeur mit den Worten: «Na, die Hauptkriegsereignisse haben Sie ja mitbekommen, Rote Armee liegt sowieso am Boden. . . gehen Sie. . . sowieso alles hier fast fertig. . . können ruhig nach Berlin zurück. . .» Erst der militärische Rückschlag im Dezember 1941 vor Moskau hat einem die sehr schizophrene Ruhe gegeben, dass Hitler dort ins Verderben rennt, schizophren, weil – das ging eben auf Kosten von Hunderttausenden von Toten. Als alle Bemühungen umsonst gewesen waren, den Krieg zu verhindern, musste dann mit Millionen und Abermillionen von Toten bezahlt werden, natürlich auch mit Millionen Deutschen. . . Eine Stimmungsänderung gegenüber Hitler zu Gunsten einer demokratischen Opposition kam erst nach der Stalingradkatastrophe von 1943 zustande, auch unter Deutschnationalen. Endlich konnte man mit ihnen über gemeinsame patriotische Lebensfragen reden, sie waren nun andere Deutschnationale geworden, bereit, die Nation zu retten, den

Frieden zu gewinnen, die Nazi-Diktatur zu beseitigen, für ein gemeinsames Kampfprogramm waren sie leider nicht zu haben.

In meinem Lazarett konnte ich dann doch noch etwas machen. Ich konnte jeden, der nur ein bisschen vegetative Störungen hatte, für nicht mehr kriegsverwendungsfähig erklären. Immerhin konnte man sich ja vorstellen, wenn man so wollte, dass mit jedem, dem man z.B. attestierte, «höchstens AV Heimat wegen vegetativer Dystonie von Krankheitswert», der Krieg vielleicht um 15 Sekunden verkürzt wird. Wenn man das jeden Tag so betrieb, vielleicht würde dadurch der Krieg um soundso viele Minuten verkürzt. Die meisten Menschen, die meine Krankenabteilung verliessen, waren höchstens «garnisonsverwendungsfähig». Darüberhinaus habe ich alle, die zu meiner Gruppe gehörten, als Dauerpatienten nach und nach im Lazarett aufgenommen. Sie fielen alle beim Heimaturlaub in der Nähe des Lazaretts mit angeblich starken Schmerzen oder Bewusstseinsstörungen um, wurden hier hereingetragen und bekamen dann z.B. die Diagnose «chronische Neuro-Radiculitis», eine Diagnose, mit der höhere Militärärzte nicht allzu viel anzufangen wussten. Ich habe dabei irgendwelche Reflexanomalien festgestellt. Im Laufe der Zeit haben wir im Lazarett gemeinsam unsere Parteiversammlungen wieder aufgenommen und auch einen Plan für eine militärische Aktion vorbereitet.

FRITZ v. BERGMANN DIE SCHMACH VON VERSAILLES

1933 und die Jahre danach sind nur sehr wenige von unseren Bekannten und Verwandten zu Nazis geworden. Aber 1940, nach dem Sieg über Frankreich, blieben nur noch drei oder vier – alle anderen waren begeistert.

«Der grosse Feldherr, der Frankreich bezwang!» Nun war für sie «die Schmach von Versailles» wettgemacht!

Dann ging es los. «Luftschlacht über England». Es hiess nicht «Angriff» auf die englischen Städte – «Schlacht», denn eine Schlacht gewinnt man! In den Zeitungen wurde gezählt. Grosse Überschriften:

«1. Tag der Luftschlacht»

«2. Tag der Luftschlacht»

«3. Tag der Luftschlacht»

Der vierte Tag war schon etwas kleiner, der fünfte und sechste hatte schon eine andere Überschrift. Schliesslich hörten sie zu zählen auf. Da begriffen wir erst, dass der Krieg weitergehen würde.

BETTY GIESE JETZT GEHT'S BERGAUF

Ich war ja Friseurin von Beruf, habe seinerzeit bei einem Friseur hier in der Gegend schwarz gearbeitet. Die Mieter unseres Hauses werden es verpiffen haben. Jedenfalls als ich früh um 7 im Laden war, kam ein Auto mit vier Mann vorgefahren. Uniformierte. Eine Kollegin sagte: «Betty, ich glaube, wir kriegen Besuch!»

«Ist hier eine Frau Jokat?»

Da lief es mir eiskalt über den Rücken. Guckten alle zu mir rüber, wo ich gerade einer die Haare machte.

«Soll ich nochmal fragen? Seid Ihr alle stumm? Ist hier eine Frau Jokat!» Die Chefin wurde gefragt, wieviel Beschäftigte in ihrer Firma sind. Die zählte dann fünf auf, und dann musste sie die Namen nennen, von allen, die da standen, meinen nannte sie zuletzt.

«Frau Jokat ist meine Reinemachefrau!»

«Aber die arbeitet doch an Ihrer Kundin!»

«Ach, die hilft nur ein bisschen!»

«Sie sind Frau Jokat? Kommen Sie mal her!»

Erst dachte ich: politisch! Dann merkte ich aber, dass die Uniformen vom Werkschutz anhaben.

«Ihren Kittel können Sie anbehalten! Sie müssen bei uns arbeiten. Wenn Sie hier arbeiten können, dann können Sie das auch im Rüstungsbetrieb! Wir brauchen jede Kraft, sonst können wir den Krieg nicht gewinnen!»

Sie fuhren mit mir nach Wittenau, zum Eichborndamm, Deutsche Waffen- und Munitionsfabrik. An der gegenüberliegenden Seite die «Mauserwerke», heute werden da Radios und Motorenersatzteile hergestellt. Im Personalbüro haben sie mich gleich festgenagelt. Papiere sollte ich am andern Tag mitbringen. Haben mich gleich in die Dreherei gesteckt.

Wir stellten Flakgeschosse her. Die wurden gewalzt, kontrolliert, und dann kamen sie in die Galvanisiererei, zur Verchromung. Das war vielleicht eine Schufferei! Metergrosse Kaliber aus Messing schweissen, bohren, gleiten lassen, durch Läufe durchschieben, wenn's gehakt hatte, rausnehmen, Nuten messen. Vorgeschriebene Stückzahl 200 am Tag, später dann 400. Und wenn man zu viele Fehler gemacht hatte, wurde das gemerkt und hiess Sabotage! Nichts Ordentliches im Magen und diese Arbeit. Später bekamen wir dann die Schwerarbeiterkarte.

Ich bin nach einiger Zeit mehrmals zusammengebrochen. Das Öl und der Gestank sind mir auf den Magen geschlagen. Wir stanken wie 'ne Ölsardine. Es sind immer mehr Frauen dazugekommen, auch einige

Männer, auch ein Buckliger und ein Beinamputierter. Sämtliche Invaliden wurden da reingesteckt. Viele, die mit ihren Bonbons da rumliefen, brauchten nicht an die Front, dafür haben sie uns schikaniert.

Nach einem $\frac{3}{4}$ Jahr konnte ich nicht mehr. Bin ich zum Sani, der wollte erst nicht so recht, dann habe ich ihm von meiner Zigarettenkarte was abgegeben, schon ging das. Daraufhin kam der Major Eppler zu mir: «Frau Jokat, haben Sie Interesse, in den Pulverraum zu gehen? Sie müssen alle Waffengattungen lernen, aber dafür haben Sie dann auch eine saubere Arbeit. Ein schöner Posten – aber Sie kommen mit unseren Herren zusammen. . – «Was für Herren?» Na ja, ich hatte mich jedenfalls zusammen mit fünf Frauen zum Kurs gemeldet und den dann mit «Gut» bestanden.

Wir bekamen zwei seidene schwarze Kittel, weisse Manschetten, Nagellack, weisse Kragen. Es hiess: «Finger schön lackieren! Haare pflegen!» Wir kriegten Seife und Lohnzusatz für Körperpflege. Da sagt man ja nicht nein zu, weil man ja 'ne Frau ist! Wir kriegten Schuhe, 2 Paar Strümpfe im Monat, wir sollten schön gewienert sein. Da dachten wir: «Jetzt geht's bergauf!»

Dann zeigte man uns den Pulverraum. Das war eine riesige Schiesshalle unter der Erde! Auf steinernen Treppen steil runter, alles in den Gängen mit Teppichen ausgelegt, die Wände schön weiss gekalkt. Bilder. Da hingen Goebbels, der fette Göring, Rommel, Lutze, Keitel, Rudolf Hess und natürlich Adolf. Sie müssen sich das mal vorstellen. Und die Herren, das waren die obersten Führer und Generäle. Sie kamen hintenrum, die Autos, und was das für Brocken waren. Keiner durfte sich auf dem Hof aufhalten, wenn sie kamen. Dann sind sie mit einem Extra-Fahrstuhl runtergefahren. Der ganze Schiessraum war mit Stoffen tapeziert. Und da hing dann auch der Führer, extra grosse Ausführung.'

Sagte uns der Meister: «Kinder, haltet ja den Mund, sonst habt ihr ausgeschissen!»

An den langen Wänden standen gläserne Kästen – alles war drin, womit man irgendwie auf einen Menschen schiessen kann. Die Waffen lagen auf Samt. Wenn der Stab kam, mussten sich vier von uns an den Glaskästen aufhalten. Eine war vorne und musste die Kartuschen zusammenmachen. An den beiden Längsseiten standen kleine schmale Rauchertischchen. Wenn jetzt einer der Herren sagte: «Eine 08!», dann mussten wir dem die Waffe reichen, die er verlangt hatte. Die hielten sich vier, fünf Stunden hier unten auf und probten die Waffen. Was für'n Druck und so. Einmal kam auch Hitler. Hat sich aber nur eine Pistole reichen lassen und sich die andern alle vormachen lassen. Dann kamen sie auch unangemeldet. Wenn wir auf die Plätze mussten, waren sie schon

unterwegs. Am liebsten hätte die Firmenleitung denen schon die Teppiche auf dem Hof ausgelegt. Wenn sie unten ankamen, mussten wir alle strammstehen. Brüllten sie uns dann an: «Heil!», mussten wir zurückbrüllen: «Heil dem Führer!» Das war so lächerlich, weil wir alle das Gegenteil dachten. Im ganzen Betrieb waren ja viele Kommunisten! Deshalb waren wir an unserm ersten Tag alle ein bisschen aufgeregt, aber wir haben eine Tablette gekriegt, dass wir alle ganz ruhig bleiben. Wenn die fertig waren mit ihrer Schiesserei, haben sie uns dann Zigaretten hingelegt. Der General Lutze hat mir mal Parfum geschenkt. Bromberg hat uns mal 'ne Tafel Schokolade hingelegt, Goebbels mal Zigaretten. Alles, was wir kriegten, haben wir dann unter uns aufgeteilt.

Fünf Monate habe ich diesen Posten gehabt 1942. Dann wurde der Pulverraum geschlossen. Wir mussten alle rüber zur Patronenabteilung. Dort ging wieder die Schikane los.

ILSE REWALD JOHANN SEBASTIAN BACH

Mein Mann und ich wurden zu Zwangsarbeiten verpflichtet. Mich haben sie in eine Rüstungsfabrik in die Bergmannstrasse gesteckt. Wie lang können doch 10 Stunden mit körperlicher Schwerarbeit und Stechuh sein. Lohn: 72 Pfennige pro Stunde. Extratoilette für Juden, Eintritt in die Betriebskantine verboten, ein «J» auf dem Kittel, den Stern. Im Sommer sassen die jüdischen Kollegen zwischen Mülleimern im Hof und assen ihr Brot, bestrichen mit Pasten aus Gries oder Schmalz, oder es waren Haferflocken drauf oder «Vitamin R», eine braune, salzige Paste. Manchmal bin ich aus der Halle gegangen, um mir kaltes Wasser über die Handgelenke laufen zu lassen, weil ich dachte, ich falle bald um.

Mein Mann lernte an seiner Zwangsarbeitsstelle einen Kollegen kennen, der eine grosse Schallplattensammlung besass. Wir hatten schon alle keine Radios mehr, wir hatten sie entschädigungslos abgeben müssen . . . Deshalb konnten wir keine Musik mehr hören. Meinen Mann und mich traf das besonders hart, weil wir aus Elternhäusern kamen, wo sehr viel Musik gemacht wurde. Mein Vater, ein Tierarzt, spielte Klavier, Cello und Flöte. Der Kollege lud meinen Mann ein, wir sollten ihn doch einmal besuchen, um Musik zu hören. An vielen Abenden haben wir das dann gemacht.

Wir verabredeten, nicht zu sprechen. Immer wieder pflegte man in

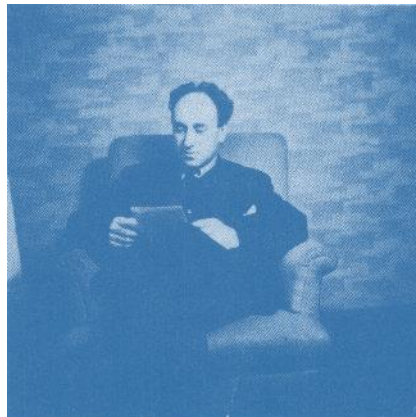
unseren Kreisen über dieselben Probleme des barbarischen Lebens zu sprechen, Neuigkeiten auszutauschen, Vermutungen, wie lange es noch dauern würde, Nachrichten über die letzten Grausamkeiten, die man erlebt oder von denen man gehört hatte. An diesen Konzertabenden hatten wir dazu einfach keine Lust.

Der Kollege hatte immer ein kleines Konzertprogramm zusammengestellt. Einmal gab es nur Bach, ein anderes Mal nur Mozart oder Chopin, Brahms, Mendelssohn. Ab und zu wurde in einer Pause ein Glas Tee getrunken. Gesprochen wurde nur, wenn unser Gastgeber sagte: Jetzt hört ihr das Orgelkonzert Nr. Soundso von Johann Sebastian Bach. . .

Wir waren auch mit einem Pianisten befreundet, der in seiner Pankower Wohnung oft Hauskonzerte gab. Zu seinem Klavierspiel deutete er mit seiner Stimme die Orchesterbegleitung an. Wir hatten vereinbart, uns wöchentlich über Telefonzellen anzurufen. Um zu wissen, dass man noch da war. Zur festgesetzten Stunde an jeweils einer bestimmten Telefonzelle. Im Oktober 1941 hat er die Verabredung zum letzten Mal eingehalten:

«Die Gestapo ist hier. Wir werden abgeholt!»

Da muss er es in dieser Situation noch irgendwie geschafft haben, die Telefonzelle in der bestimmten Minute zu erreichen! Am nächsten Tag habe ich an der Sammelstelle für deportierte Juden, in der Levetzowstrasse, auf der Strasse gestanden und ihm von unten zugewinkt. Aus einem Fenster hat er die Faust gezeigt. Das hiess so viel wie: wir sollten durchhalten, er würde es auch versuchen. Er ist nie wieder gekommen.



Der Pianist H. Fischer. Im Oktober 1941 zusammen mit seiner Mutter und seiner Schwester nach Lodz («Litzmannstadt») deportiert. Alle umgekommen

Hauskonzerte gab auch mein Schwager in der Heilbronner Strasse Nr. 5. Er sang Beethoven-, Schubert- und Mendelssohn-Lieder. Es war damals Juden bereits verboten, öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen. Stundenlang sind die 15-20 Gäste dieser Konzerte durch halb Berlin gelaufen oder auf geliehenen Fahrrädern gefahren, um hinzukommen. Zum Dank für die Musiker, es waren immer mehrere, brachte man vielleicht einmal ein Päckchen Traubenzucker mit. Mein Schwager ist 1943 direkt von seiner Arbeitsstelle nach Auschwitz abgeholt worden. . . Es sind eben von meiner Familie und meinem Freundeskreis nicht viele übriggeblieben. . . Während der Jahre, in denen sich der Freundeskreis durch Deportation und Auswanderung lichtetete . . . hat die Musik eine besonders grosse Rolle für mich gespielt. Wenn z.B. ein Abend ganz mit der Ordnung der Musik von Johann Sebastian Bach ausgefüllt war, erfuhren wir, dass es noch andere Kommunikationsmöglichkeiten des Menschen gibt, über Jahrhunderte hinweg, ausser der Sprache, über die damals zu oft Leid oder Betrug zum Ausdruck kam. Diese deutsche Sprache. Wir dachten denn auch: Hitler kann nicht bestimmen, wer deutsch ist und wer nicht. Diese Komponisten waren Deutsche. Wir sind auch Deutsche! Mein Mann hat sich sogar einmal, um besser zu hören, unter den Flügel gesetzt.

Ihm, der sehr darunter litt, den Judenstern tragen zu müssen, konnte so ein bisschen geholfen werden, dass er begreifen lernte: nicht die mit dem Stern verkörpern die Schande! Diejenigen, die das mit uns anstellen, diejenigen, die dabei zugucken!

Ein abgebrochenes Gespräch mit einem überlebenden Berliner Juden, der nicht genannt sein will: ES WAR MORD

Ich leistete Zwangsarbeit bei der Reichsbahn. Mein Bautruppf traf sich am Bahnhof Schöneberg. Gleisarbeiten mussten im Gebiet der Strecke Schöneberg-Michendorf, aber auch auf den Strecken Grünewald-Werder ausgeführt werden, Ausbesserung von Bombenschäden. Hin und wieder hiess es von Seiten der Rottenführer: «Hier haben die verfluchten Holländer wieder ein Signalkabel durchgehauen!» Das musste dann neu gemacht werden. Verbindungen zu ausländischen Zwangsarbeitern aufzunehmen war für deutsche Juden unmöglich. Ich kannte dennoch einen Holländer, mit dem ich «Augensprache» redete. Hinter einem Posten ballte er mal die Faust, so dass ich es sehen konnte.

... Einer hat mir mal angedeutet, er müsse mal pinkeln. Er ist zu einem Waggon gegangen, hat sich da wie zum Pinkeln hingestellt. In der Hand hatte er aber ein klein wenig Sand. Diesen Sand hat er in die Achsbuchsen des Waggons reingestreut. Das war ein beliebter Sabotageakt. Eigentlich gehörte da Öl hinein. Nun reibt der Sand an genau der Stelle, wo Öl normalerweise schmiert. Die millimetergenau eingepassten Bronzelager der Waggonräder reiben sich dann beim Rollen. Das Achslager fängt nach 100 km an zu brennen. Eine Handvoll Sand genügt. Der Zug musste angehalten, der betreffende Waggon ausrangiert, die Ladung eventuell umgepackt werden. Ich habe den Mut dieser Holländer bewundert.

..

[Aus dem ersten Gespräch]

Der Signalgeber unseres Bautrupps hat sich nach dem Passieren des vorletzten Zuges auf die Schiene gesetzt, ist dabei eingeschlafen und vom letzten Zug überfahren worden. Das ist der nackte Tatbestand. Wir haben ihn noch zur Rot-Kreuz-Station in Zehlendorf gebracht. Er hat vielleicht noch eine Stunde gelebt. Wir jüdischen deutschen und ausländischen Zwangsarbeiter unterstanden seinem Kommando. Er war ein Nazi und ein überzeugter Antisemit. Ein Schläger. Vielleicht haben wir das Ereignis als so etwas wie göttliche Gerechtigkeit empfunden.

Wir wollen uns hier nichts vormachen. Es war vorsätzlicher Mord, an dem ich beteiligt war. Ich sehe seinen Tod noch heute als Belastung an. Vielleicht wäre er nach dem Krieg ein besserungswilliger Mensch geworden.

Er hat sich auf die Geleise gesetzt und ist vom letzten Zug überfahren worden. Er war eingeschlafen. So haben wir es auch der Polizei mitgeteilt. Die Schuld fängt aber da an: Wir haben ihn nicht geweckt! Ich habe ihn auch da sitzen sehen. Wir haben ihn zwar nicht dahin gesetzt. Er war betrunken. Nun könnte man sagen: wieder ein Antisemit weniger. Aber das ist kein Standpunkt.

Er war nicht einmal bewaffnet! Er war nichts weiter als ein Maulheld. «Dreckjude!» «Saujude!» Aber von «Vergasung» hat er nie gesprochen. «Du musst endlich mal lernen zu arbeiten! Du Dreckjude! Saujude!» Aber das sagte man damals ohnehin so, das war nichts Besonderes, wie wenn man heute zu mir «Guten Tag!» sagt.

Aber. . . ich möchte an all das eigentlich gar nicht mehr erinnert werden. . . es hat zu viel gekostet, diese Dinge zu vergessen . . . fragen Sie nicht weiter. . .

[Aus dem zweiten Gespräch]

Plötzlich sind diese Erinnerungen nachts wieder da. Es hatte mich sehr viel Kraft gekostet, sie zu vergessen. Sie sind ein starker Raucher. Was kostet es Sie, sich das Rauchen abzugewöhnen?

Machen Sie das wirklich konkret so, wie sich ein Raucher seine Sucht abgewöhnt?

Erinnerungen würden mich seelisch krank machen. . . eine gewisse Menschenscheu seit 1945. . . sich nicht erinnern ist eine Selbstschutzmassnahme.

Haben Sie als Opfer des Faschismus nichts einzuklagen?

Opfer. Wir waren Objekte! Wen sollte ich alles verdächtigen. Nun gut, Sie gehören zu den Jungen. Beruflich habe ich viel mit Älteren zu tun. Wo, wenn ich mal fragen darf, hat Ihr Vater denn gestanden? Sieht man es einem an, ob einer Nazi war oder nicht? Ich wäre nach Israel gegangen, meine Frau wollte hierbleiben. . . so musste ich mich in diesem Volk arrangieren ... Es ist nicht gegen Sie gemünzt: Aber es kotzt mich an, das ganze Hervorkramen dieser Dinge!

Ich empfinde die damalige Erniedrigung noch heute! Das ist es! Man wollte an unserem menschlichen Wert rütteln, mit Stern und Isolation, Beschimpfung, Mord und Dreck. Und das tat man auch. Das hat praktische Konsequenzen noch heute in einem! Ich bitte Sie . . . ich habe nichts gegen Ihr Vorhaben mit diesem Buch . . . lassen Sie mich in Ruhe. Hören wir auf.

[Aus dem letzten Gespräch]

2. NOTIZ: FRAGEN

Ende der 50er Jahre waren jüdische Grabsteine umgestürzt und mit Hakenkreuzen beschmiert worden. Unsere Schule wurde daraufhin so lange ins Kino geschickt, bis auch der letzte Gymnasiast der Kleinstadt «Das Tagebuch der Anne Frank» gesehen hatte. Nach der Vorführung von elenden Kindern und Leichenbergen wurden wir nach Hause entlassen. Beim Mittagessen fragte ich meinen Vater, was ich meiner Mutter zuvor schon angedroht hatte: « Was habt ihr damals dagegen getan! »-Sie seien doch beim Arbeitsdienst bzw. in der Schwesternausbildung beschäftigt, dann an der Front oder mit den Geburten der Kinder in Atem gehalten gewesen. Erst danach. . . «Das sagt jeder», ich warf die Gabel auf den Teller, «Ihr seid also auch dran schuld!» Nach diesem Krach haben meine Schwester und ich, was wir immer aus der Schule über das «Dritte Reich» gehört haben, meinen Eltern stets unter die Nase gehalten, so dass sie, wohl auch untereinander, bald nichts mehr von ihrer Jugendzeit erzählten. Das werteten wir als Schuldeingeständnis, bis wir hochschulreif die elterliche Vierzimmerwohnung verliessen.

20 Jahre später frage ich wieder. Und obwohl z.B. gerade Elsbeth Kötting und Ilse Rewald für Demokratie und Frieden, gegen Unterdrückung, Krieg und Verdummung der Jugend, auch gegen Berufsverbote eintreten, Elsbeth als Mitglied der «Alternativen Liste für Umweltschutz und Demokratie», Ilse mit mündlichen und schriftlichen Erlebnisberichten vom Leben im Berliner Untergrund in Schulen unterrichten hilft, habe ich hier doch wieder Fragen mit Ausrufezeichen, Unverständnis mit Vorwurf versehen. Die Gesprächsprotokolle zeigen, wie beide Frauen den Spiess um drehten. Sie verstrickten mich in ihre Anschauung der damaligen Probleme. Trotzdem werde ich das Gefühl nicht los: mit den Fragen (und mit der Verstrickung) stimmt was nicht.

Nachdrücklich gefragt zu haben, finde ich immer noch richtig, obwohl ich weiss, welche Belastung es für die Betroffenen bedeutet. Aber ich weiss nun nicht mehr so recht. . . können Fragen nicht doch dumm sein? Und weil dauernd dumm, auch schädlich?

Wenn man weiss, wie sich die heutige Schülergeneration gegen absolute Autorität von Lehre und Lehrern schützt, dann ist natürlich auch die Frage gestattet und sinnvoll, ob man den durchsichtigen Stuss der Lehre vom Rasse-Charakter nicht mindestens durch organisiertes Gelächter hätte bremsen, Siegfriede Sternschein oder andere nicht durch erfinderrische Massnahmen der Klassengemeinschaft hätte vorm Antisemitismus der ersten Jahre schützen können. Als Elsbeth zunächst nichts, dann mit dem Hinweis auf mangelnde Reife antwortete, schliesslich ihre Erziehung schon vor "33 als Pauken von Jahreszahlen und Grammatik beschrieb, das ihre Generation zu blindem Gehorsam den Alten gegenüber verleitet hätte, rührte die Belastung von der Anstrengung des historischen Vergleichs her, zum Schluss waren wir beide betroffen.

Manchmal hatten Fragen und Zwischenbemerkungen den Beigeschmack von Kreuzverhören, signalisieren aber eigentlich, dass der Fragende in der Situation mit den Antworten nicht Schritt halten konnte. Statt vertiefend weiterzufragen, wurde belastet. . .

Aus Unwissen resultiert das Recht, dumm zu fragen, anfangs. Oder naiv, oder idealistisch, wie ich es mir oft sagen lassen musste. Aber so wenig das Fragen an sich dumm oder naiv ist, so häufig kommt es doch vor, dass besonders meine Generation, die 1968 aus Büchern zu lernen versuchte, was Lehrer in den 50er Jahren nicht antworteten, sich fragend im Image der «Unbefleckten» gefällt. Tabuisierung ihrer Geschichte durch die sogenannte «Entnazifizierung» hatte die Alten reihenweise verstummen lassen. Kollektiv «entnazifiziert» galten sie als kollektivschuldig. Viele haben wohl nicht gegen diese Erfindung der Siegermächte protestiert, denn welcher Zeitgenosse verkraftet den blutbesudelten Boden, den er als «nur» Soldat hinterliess? Und welches Kind verkraftet die Leichenberge, die es im Film über die Väter sieht? Wenn sich also die Millionen «entnazifizierter» Prügelknaben die Schuldig-Sprechung gefallen lassen, dann darf sich immer wieder, halbe-halbe, meine Generation wie Phönix aus der Asche fühlen. Ewig junge und anklagende Nachgeborene. Von Geständnissen der Alten immer wieder entsetzt und gleichermassen geschmeichelt; bohrende Fragen stellend immer noch, wenn der allerletzte Augenzeuge nichts mehr von sich gibt! Wir Lehrer im Kindspehl! Sind wir mit 60 noch stolz auf die Eigenschaft, es nicht fassen zu können? Wir Links-Gebürtigen 1968er! Fühlen wir uns nicht älter und

weiser, weil wir uns vielleicht nur vor der Verpflichtung drücken, persönliche, durch Kenntnis, Erfahrung und Überlieferung zusammengestoppelte Wahrheiten an längst jüngere Generationen weitergeben zu müssen?

Ich distanziere mich von Kollektivschuldthesen. Das haben uns doch nur diejenigen gesäuselt, die zwar entschieden zu spät, aber grade zeitig genug sich auf die Seite der Siegermächte schlugen, um heute als «Landesvater» oder «Sachverständiger» im öffentlichen Leben zeitlos zu erscheinen.

Neben den unsterblichen Vorbildern des heroischen antifaschistischen Kampfs muss man die Geschichte der erinnerungsfähigen, aber stummen Überlebenden hören lernen, die als historische Nullen nie mitgezählt werden. Statt ihnen gegenüber wie Siegermächte aufzutreten, sollten wir endlich fraternisieren, uns gemeinsam betroffen machen, «ihre Wahrheit» und ihre Antworten einbeziehen. Nur so werden wir gemeinsam – und erfolgreich – für «Nie wieder Faschismus» einstehen können.

HILDEGARD SAUER • DEUTSCHE TROPFEN FANGEN

Ich hatte mich 1939 zum Arbeitsdienst gemeldet, später freiwillig nach Danzig und Westpreussen. Danzig und den ehemaligen polnischen Korridor nannten wir «das befreite Gebiet», weil es vor 1919 zu Deutschland gehört hatte und viele Deutsche dort wohnten, unter grosser Behinderung durch die Polen. Der damalige Gauleiter von Danzig wurde von Danzigern und alten Westpreussen als «der Tropfenfänger» bewitzelt. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, jeden Polen, der einmal deutsche Vorfahren hatte und das nachweisen konnte, zum Deutschtum zurückzuführen, für Deutschland zu «retten». Diese Polen konnten sich eindeutschen lassen. Damit waren Vorteile verbunden, deshalb hatte das Konzept ziemlich grossen Zuspruch. Der weibliche Arbeitsdienst hatte hier die Aufgabe, umgesiedelten Bauern zu helfen und ihr deutsches Brauchtum zu schützen und Kinder in den verschiedenen Dorfschulen zu unterrichten, denn deutsche Lehrer waren ja im Krieg.

Wir Mädchen empfanden das als eine Aufgabe, an der wir viel Spass hatten. Oft musste man 8-12 km mit dem Rad fahren, um zu diesen Kindern zu kommen. Die polnischen Kinder waren mit grossem Eifer dabei, intelligent und sehr sprachbegabt.

Unser Motto war «Wo ihr seid, soll die Sonne scheinen!», naci einem Spruch des damaligen Reichsarbeitsdienstführers Konstantin Hierl. So versuchten wir auch zu wirken.

Am 1. Mai sin^ wir singend und spielend mit einem Maibaum durch das Dorf gezogen. Wir konnten das sehr gut, denn es wurde geübt und gepflegt! Und im Sommer... ein riesengrosses Fest mit den Bauern. Alles, was Rang und Namen hatte, erschien nur zu gerne, denn wir hatten doch eine Menge zu bieten!

Wenn ich mich an die Kulturabende in der nächsten Kreisstadt erinnere! Der Reichsarbeitsdienst gestaltete sie oft. Die Kreisleitung hatte hier eine grosse Festhalle errichten lassen, für 2'000 Personen! Dort haben wir gesungen, getanzt und gespielt. Viele Eingedeutschte, aber auch die anderen Anwesenden sind mit einbezogen worden. Das hat ihnen vielleicht gefallen! Da waren sie mit dabei. Und wenn dann zum Schluss, am Ende einer solchen Kulturveranstaltung etwa 80 Arbeitsmädchen, blaue Leinenkleider, weisse Dirmdlschürzen, rote Kopftücher, und etwa 50 Arbeitsmänner in brauner Uniform mit Fanfaren den dreistimmigen Chorsatz von Baumann sangen – ich kann Ihnen sagen, das riss die Leute hin, die waren auf den Stühlen, die waren genauso hin

wie heute bei einer Rockveranstaltung, wo sich die jungen Dinger doch auch die Blusen aufreissen:

«Nur der Freiheit gehört unser Leben –
Lasst die Fahnen dem Wind.
Einer steht dem andern daneben, aufgeboten wir sind.
Freiheit ist das Feuer, ist der helle Schein!
Solang sie noch lodert, ist die Welt nicht klein.

Dass die Äcker zum Erntegang reifen,
darum bleiben wir wach;
bis die Sensen die Halme ergreifen, hüten wir sie vor Schmach
Freiheit ist das Feuer, ist der helle Schein!
Solang sie noch lodert, ist die Welt nicht klein.

Dass die Heimat den Frieden soll finden,
suchen wir nach dem Feind.
Keiner soll seine Garben hier binden, der es falsch mit uns meint!
Freiheit ist das Feuer, ist der helle Schein!
Solang sie noch lodert, ist die Welt nicht klein.

B. KÖTTLITZ • DIE ELITE DES DEUTSCHEN VOLKES

Von allem, was neu war, war ich begeistert, bis mir nach einer Weile die Lust daran verging. So ging es mir auch beim Jungvolk. Für uns damals 9- bis 14jährige gab's zwar noch keine Schiessausbildung, aber bei den Geländespielen, beim Auf! Nieder! wurdest du auch ganz schön geschliffen. Ich galt bei denen als «lascher Typ». Ich wurde mal mit der «ehrenvollen» Aufgabe betraut, einen, der sich krankgemeldet hatte, zu Hause abzuholen. Als die Eltern an der Tür sagten: «Unser Junge ist krank», bin ich gegangen, ohne mich weiter zu überzeugen.

In der Zeit wurden beim Jungvolk Freiwillige für die NPEA oder Napola, wie man für die Nationalpolitische Erziehungsanstalt auch sagte, gesucht. Ich war zwölf und habe das begeistert aufgegriffen. Zunächst versuchte meine Mutter, mich in einem Spandauer oder dem Potsdamer Internat unterzubringen, aber die waren voll. Ich kam zur «Heimschule» nach Birnbaum im Warthegau, heute Polen. Ab Ostern 1943 hatte ich dort also harten HJ-Dienst mit Oberschulbildung.

6 Uhr Wecken mit militärischem Pfiff, bis 6 Uhr 30 Waschen und Anziehen, in Marschkolonne zum Frühstück in ein anderes Haus, zurück in die Unterrichtsräume. Der Schüler hiess da «Jungmann», die Schul-

klasse «Jungmannzug», der mit «links, zwei, drei» oder einem zackigen Lied marschierte. Das hat mich schnell angestunken. Um 14 Uhr Mittagessen, danach 2 Stunden Schularbeiten, dann Kaffee. Dann dreimal die Woche Dienst und Schiessausbildung, zweimal Freizeit, einmal Ausgang. Wir mussten Strammstehen üben. Wenn's nicht klappte, und irgendwas klappte immer nicht, im Hof rumhüpfen, Liegestütz bis zum Umfallen, Kniebeugen, und dann wieder Exerzieren. Um 18 Uhr Abendessen, dann Freizeit, um 10 ins Bett. Sonnabendnachmittag war Ausgang, aber da war man nie sicher, ob nicht plötzlich wieder Dienst angesetzt wurde. Sonntags war Wecken um 8, um 9 Frühstück, Sachen reinigen, Schrank «bauen» und um 12 Uhr Appell, Kontrolle, ob alles sauber war und alles exakt auf Kante lag. Bei mir und meinem Schrank wurde meist alles wieder durch die Gegend gefeuert, weil nicht auf Kante.

«Du sollst ein strammer deutscher Soldat werden!»

«Du sollst ein strammer Deutscher werden!»

«Ihr seid die Elite des deutschen Volkes.»

«Ihr seid dazu berufen, das deutsche Volk zu führen.»



B. Köttlitz (links) mit Klassenkameraden und Erzieher, 1943.

Und deshalb mussten wir natürlich entsprechend getrimmt werden. Meine Haare waren ihnen auch zu lang: «Wenn du sie dir nicht schneiden lässt, dann schneiden wir dir nachts eine Glatze!» Ich liess sie mir so schneiden, dass ich immer noch die längsten von allen hatte.

Die Berliner Jungs hatten es besonders schwer. Überhaupt, überall, wo ich hinkam, die Kinder vom Land hatten einen Rochus auf alles, was aus Berlin kam.

«Der Icke macht schon wieder alles falsch», hiess es.

«Aus den Berlinern müssen erstmal stramme Pimpfe gemacht werden!»

Wir waren denen zu «verweichlicht», «von der Grossstadt angekränkelt».

Ich habe nicht gewusst, dass ich in einer furchtbaren Zeit lebte. Es hat mich doch gar nicht interessiert, ob Stalingrad gefallen war oder nicht. Mein Vater, ganz erbost: «Du hast ja überhaupt keine Ahnung. Stalingrad ist gefallen!» «Ach so.» «Verdammt noch mal, lies die Zeitung, und zwar sofort!»

Ich habe mir pflichtgemäss die Zeitung vorgenommen und sie ohne Sinn und Verstand im Beisein meines Vaters gelesen.

Am 9./10. November 1938 habe ich zusammen mit einem Nachbarn die kaputten Schaufenster gesehen. Ich sagte: «Guck mal, was soll denn das?» Er: «Na ja, die Saujuden.» Zu Hause habe ich davon erzählt. Da hiess es nur: «Saujude sagt man nicht.» Und dann wurde nicht mehr darüber gesprochen.

So fehlte einem das politische Bewusstsein, nach Möglichkeiten zu suchen und sich in der Napola dem Drill zu widersetzen.

Bei uns war zum Beispiel der Manfred Röder, der heute wieder in Sachen Nationalsozialismus von sich reden macht. Kannst du dir vorstellen, wie der war? Eine Klasse höher als ich, er war unser Jungmannzugführer, er hat sich ein besonderes Verdienst daraus gemacht, uns 'ne halbe Stunde früher zu wecken und Frühsport vor dem Frühstück einzuführen. Bei dem war ich meistens dran. Kniebeugen, Liegestütz, Sachen auf Kante legen, eigentlich idiotisch. Das Deutschtum bei Manfred Röder, das grenzte schon an Hysterie. Es hagelte Vorträge über den Raum, den wir erobern, den Krieg, den wir gewinnen müssen, die Polen sind Untermenschen, die Juden sind Untermenschen, alle Slawen sind Untermenschen. Überall hat er Verräter gewittert, gegen die Verweichlichung geschimpft, wir sind Herren und wollen Herren sein, Liegestütz, bis es kaum noch ging, weiter Liegestütz, ich kann nicht mehr, dann musstest du «den inneren Schweinehund bekämpfen». Ich dachte mir: Was der den inneren Schweinehund nennt, ist für dich noch lange kein innerer Schweinehund, ist bloss, dass du keine Lust am HJ-Dienst hast.

Ich habe dann auch die erste Möglichkeit wahrgenommen, da wegzukommen: ich habe mich zum Spielmännzug gemeldet.

HILDEGARD SAUER • ES WAR JULI IN BERLIN

Frühsummer 43. Bei einer unserer Theatervorstellungen waren als Gäste nicht nur der Landrat, der Kreisleiter der NSDAP und sonstige Honorationen, sondern auch der Intendant des Danziger Schauspielhauses anwesend. Anschliessend wurde ich zu einem Umtrunk eingeladen. Der Intendant zeigte sich restlos begeistert.

«Was, so was ist beim Arbeitsdienst?! Sie können für 500 Mark sofort bei mir im Theater anfangen!» In der lustigen Plauderei erwähnte er beiläufig, dass er zu einem Fest bei Goebbels in dessen Haus auf Schwanenwerder in Berlin eingeladen wäre. Ich sollte doch mitkommen. Da ich noch drei Tage Sommerurlaub hatte, sagte ich zu, denn ich wollte schon gern mal dabei sein.

Mir ging es weniger um Bekanntschaft mit der Regierungsprominenz. Ich wollte endlich einmal ein schönes buntes Baumwollkleid «ausführen», das ich mir aus Gardinstoff genäht hatte. Dazu hatte sich in der ländlichen Umgebung des Arbeitsdienstlagers keine Gelegenheit ergeben. Es hatte einen 4 Meter breiten Rock, gleich grosse viereckige Ausschnitte an Brust und Rücken. Ich fand mich ungemein attraktiv. Da ich ausserdem schon immer ein gewisses Faible für extravagante Hüte hatte, hatte ich mir einen grossrandigen weissen Strohhut mit einer Schärpe aus dem gleichen Stoff verziert. Wenn ich den Hut zusammen mit dem Kleid trug, fiel elegant ein Stück dieser Schleife auf den Rückenausschnitt – ich fand, das sah sehr gut aus.

Es war ein verhaltenes Fest. Es war ja Krieg. Aber auch fröhliche Leute vorn Film waren da. Die meisten kannte ich nicht. Persönlichkeiten haben mich an diesem Tag auch weniger interessiert, Namen, Vermögen . . . oder was da sonst alles noch dahinterstand. Für mich war es auch nicht etwas Einmaliges, es hat mich nur gefreut, dabei zu sein.

In Goebbels' Haus war ich nicht. Man hielt sich im sehr schön angelegten Garten auf. Es ging schon am Nachmittag los. In hellen Zelten waren kalte Platten angerichtet, wo sich jeder zwanglos bedienen konnte. Man hatte den Eindruck, die Leute kennen sich alle, das Fest war kein offizielles Ereignis. Man kann nicht sagen, dass es prächtig war. Es war das dritte Kriegsjahr, dafür ein sehr nettes, unkonventionelles Fest, schön und gelockert. Es war Juli in Berlin. Männer in weissen Sportanzügen oder Uniformen.

Nachmittags gab es Bohnenkaffee und Kuchen. Abends Sekt. Ich dachte, na, das ist bestimmt französische Beuteware. Kaltes Fleisch und Platten mit Salaten. Goebbels kam gegen Abend. Der Danziger Intendant stellte mich vor. Goebbels sagte: «Ach, sind Sie auch beim

Theater?» Ich erklärte ihm den Zusammenhang. Und der Intendant: «Und das sage ich dir, Jupp, die macht die wunderbarsten Kostüme aus Bettlaken und Bettbezügen! Das musst du dir einmal ansehen! Das hast du noch nicht gesehen!» Als dann Goebbels seinen Adjutanten an wies, die Adresse meines Lagers zu notieren, um mich gelegentlich zu besuchen, kriegte ich Himperle, und ich äusserte, es könnte Komplikationen mit der Danziger Bezirksleitung geben, weil ich dort von meinem Besuch in Berlin nichts gesagt hatte. Daraufhin wurde veranlasst, das zu streichen.

Bisher kannte ich Goebbels nur aus dem Radio. Nun stand ich ihm das erste Mal gegenüber. Ich hatte sofort den Eindruck, dass er ungemein an der persönlichen Fühlungnahme mit einem ihm unbekanntem Menschen interessiert war. Er hatte eine sehr angenehme Stimme, nicht salbungsvoll, sondern sanft, unmilitärisch, unpreussisch.

Auf dem grossen Gartengelände bis zum Havelufer hinunter spielten mehrere Musikgruppen. Ich habe jetzt nicht mehr in Erinnerung, ob geswingt wurde, aber mit verschiedenen Männern habe ich wunderbar zwanglos Cha Cha Cha, Rumba, viele lateinamerikanische Tänze getanzt. Ich wurde natürlich gefragt, woher ich denn so herrlich braun wäre, und ich habe von meinem Sommerurlaub in Zoppot an der Ostsee erzählt und dass dies die letzten Tage wären. Anknüpfungspunkt für Gespräche war natürlich auch der Hut. In der Regel hat man damals nämlich solidere Sachen getragen.

Ich erinnere mich noch an den Duft einer Blume: Reseda. Eine einfache Pflanze mit kleinen, schlichten, grünen Blüten, die einen wunderbaren Geruch verströmen. Nach dem Krieg habe ich diesen Duft nirgendwo mehr gerochen. Früher aber in den deutschen Gärten immer. In meiner Erinnerung ist er bezeichnend für Schwanenwerder. Kennen Sie dieses Gedicht, wo von dieser Blume die Rede ist? Ich kenne nur noch den Anfang:

«Stell auf den Tisch die duftenden Reseden/
Die letzten roten A stern trag herbei/
Und lass uns wieder von der Liebe reden/
Wie einst im Mai.»

Es ist ein Gedicht von Annette von Droste-Hülshoff.

indem er sich nicht mehr um die Sache kümmert, sondern nur noch dabei ist, seinen Namen zu erhalten. Demnach sagt ihm seine Frau: "Kümmere dich nicht um die Sache". Indem er sich nicht mehr um die Sache kümmert, sondern nur noch dabei ist, seinen Namen zu erhalten. Demnach sagt ihm seine Frau: "Kümmere dich nicht um die Sache". Indem er sich nicht mehr um die Sache kümmert, sondern nur noch dabei ist, seinen Namen zu erhalten. Demnach sagt ihm seine Frau: "Kümmere dich nicht um die Sache".

in seiner Exposition in Gindensbürg zeigt, dass er seinen Namen nicht auf dem Willenszweig offenlegen. Demnach kommt er bei: "Um Gottes Willen, ich darf zeigen mich so offen liegen. Denn das ich kommt das unterschreiben alles. —"

obwohl sich nicht nur seiner Anwesenheit in einem in seinem Fieber empfinden. Das Fieber will er nicht lange haben, da er sich noch die Ruhe abtut, dass er will. Seine Anwesenheit gibt ihm abtut, wenn er markieren. Fieber sagt: "Nehmen Sie mich wieder mit, ich will die Ruhe von Gottes er mich geben, jedoch nicht das noch empfinden. —" obwohl ich prozessualiter geworden. Er kommt in Gindensbürg. Dieser bezieht sich auf: "Lassen"

279 solcher Witze – brisanter Ausdruck von Skepsis, Unlust und tagtäglichem «kleinem Widerstand» – hatte Elsbeth Kötting in drei (linierten) Schulschreibheften notiert. Hier einige weitere aus Heft 1:

Hitler sagt zu seinem Piloten während eines Fluges: «Sie haben es gut, Sie können immer fliegen und über Ihnen lacht der blaue Himmel.» Der Pilot antwortet: «Sie haben es doch noch viel besser, über Sie lacht die ganze Welt.»

Hitler muss in seinem Leben über 3 Berge kommen: 1. Dusterberg, hat er geschafft, 2. Hugenberg, hat er auch geschafft, 3. Blomberg, wird er nicht schaffen.

Hitler geht ins Kino. Nationales Stück läuft. Die Zuschauer klatschen und rufen: Heil Hitler, Sieg Heil usw. Nur Hitler als Führer verhält sich natürlich ruhig. Die wollen auf ihn los und ihn rausschmeissen. Doch ein Mann sagt: «Bleiben Sie man ruhig drin, wir tun ja auch bloss so, als ob wir mitmachen.»

Die ersten Arbeiten der Nazis: 1. Eine Brücke nach Jerusalem bauen. 2. Den Schwarzwald weiss anstreichen. 3. Den polnischen Korridor mit Linoleum auslegen. 4. Die Krumme Lanke gerade machen.

Wie heisst die neueste Zeitung? Antwort: «Schnauze». 65 Mill, müssen sie halten.

Am Tage des Reichstagsbrandes ruft man Goebbels an: «Herr Minister, der Reichstag brennt.» Goebbels zieht die Uhr: «Was, jetzt schon?»

Familie sitzt bei Tisch. Kleiner Sohn fragt immerzu: «Vater, wer hat den Reichstag angezündet?» bis der Vater ungeduldig wird und sagt: «Ess, ess man, Junge.»

NSBO = Nun siehste bald Oranienburg

N.S.D.A.P. = Na, suchst Du auch Pöstchen?

Hindenburg möchte gern das Konzentrationslager Oranienburg besichtigen. Auf die Frage: Warum? antwortet er: «Ich möchte gern die Leute sehen, die mich gewählt haben.»

Das Tischgebet der Nazis: Lieber Gott, mach mich stumm, dass ich nicht nach Dachau kumm'.

Welches sind die begehrtesten Frauen? – Die arischen Grossmütter.

Die neueste Herrenhutmode ist die von Goebbels: Kleiner Kopf und grosser Rand.

HANNA SOHST • UNGLAUBLICHE BEGEBENHEITEN

Am Tage des Kriegsausbruchs kam ich zu den Eltern zurück, die jetzt in Breslau in einem sogenannten Judenhaus wohnten. Im Januar 1940 starb mein Vater. Von da an erlebte ich eine schwierige Zeit mit meiner Mutter, die nicht verwinden konnte, dass die Familie ins Unglück gestürzt war und die sich jetzt in eine glühende Antisemitin verwandelte. Ich musste weg von ihr. Ich suchte mir in Breslau ein Zimmer. Zu Weihnachten 1940 fand ich endlich eine ganz gut bezahlte Stellung als Auslandskorrespondentin bei der Hermes-Kredit-Versicherungsanstalt, die ihren Hauptsitz in Berlin hatte.

Im grenznahen Breslau war ein Nazi immer gleich ein Hundertfünfzigprozentiger. In Berlin, mitten im Lande, hatte ich dagegen mehr Bewegungsmöglichkeiten, und ich war in der Nähe meiner Verwandten.

Der älteste Bruder meines Vaters lebte bereits in einem «Judenhaus» in der Konstanzer Strasse. Eine seiner Töchter hatte in die Schweiz geheiratet und ermöglichte von dort, dass er ausreisen konnte. Er aber, ein sechsundsiebzigjähriger alter Mann, kapierte überhaupt nicht, warum er, der ein ganzes Leben in Berlin gelebt hatte, nun plötzlich mit nichts als zehn Mark in der Hand auswandern sollte. Er blieb in der Konstanzer Strasse, zusammengepfercht mit zahlreichen anderen jüdischen Familien. Meine Tante sorgte rührend für ihn. Wenn er sich einmal auf einem Balkon des Hauses zeigte, brüllten SS-Leute von oben runter: «Alter Saujud Sultan, was machst du auf dem Balkon? Ver-



schwinde sofort in dein Zimmer!» Trotzdem wollte er nicht weg. Am Morgen des Tages, an dem sie dann doch hatten abreisen wollen, fand meine Tante ihn tot in der Badewanne.

Mir kam zugute, dass ich als Korrespondentin häufig reisen musste. Für Abschnitte der für Reisen ausgegebenen Bezugsscheine kaufte ich dann ein. Die SS-Aufsicht des Judenhauses durfte mich nicht ertappen. Juden durften ja nur noch innerhalb einer festgesetzten Stunde einkaufen und ohnehin nur nicht-rationierte Sachen. Ich band mir alles, was ich besorgt hatte, unter meinem Mantel um den Bauch, raste die vier Treppen hoch und verschwand auf ein verabredetes Klingelzeichen schnellstens in den Räumen. Ich hatte mir dafür in mühseliger Kleinarbeit Leinensäckchen genäht, um den Bauch ein Gummiband mit Löchern befestigt, in diese Löcher wurden die Säckchen eingefädelt.

In Berlin schimpften die Leute bereits 1941 ganz unverhohlen über die Lebensmittel- und Heizmittelknappheit. Es gab einen riesigen Schwarzmarkt. Ich bewohnte am Kurfürstendamm 29 eine Dienst-

wohnung, unten war ein Modegeschäft mit einer Passage. Wenn ich an der Umlandstrasse aus der U-Bahn stieg, begegnete ich den Schwarzhändlern. Sie standen immer in solchen Passagen. Man kennt nach einer Weile seine Leute. Es gab so eine intime Zigeunersprache, ein Zeichen, ein Kopfnicken, irgendsowas, dass der Verkäufer hinter mir her schlich. Ich wartete am Eingang meiner Wohnung auf ihn. Er sagte, ich habe ein viertel Pfund Speck, wieviel kostet das, 120 Mark, bitteschön, schon war alles erledigt.

Es gab in Berlin auch kleine Lebensmittelhändler, die liessen, wenn langjährige jüdische Kundschaft in den Laden kam, schon mal Lebensmittelmarken fallen. Kaufen konnte man darauf natürlich nur, wenn sonst niemand im Laden war. Denn Eier, Vollmilch, Zucker oder gar Kaffee durfte nicht an Juden verkauft werden, das war «anzeigepflichtig», sie wären womöglich denunziert worden.

Am Tage arbeitete ich, nach dem Dienst versuchte ich zu helfen. Unterkünfte fand ich meist durch meinen väterlichen Freund Siegmund-Schulze, der inzwischen Leiter des Königin-Elisabeth-Krankenhauses in Oberschöneweide geworden war. Er besorgte mir Adressen' nahm auch selbst Leute auf, versorgte uns mit Geld, wenn es nötig war. Meist waren es ganz einfache Menschen, die Unterkünfte bereitstellten, die sogenannten Intellektuellen waren viel zu belastet mit Ängsten um die eigene Person. Das meiste Geld brauchte man für die Beschaffung von falschen Papieren. Ich habe mir den Kopf zerbrochen, wie man an solche Papiere kam. Damals hatten ja schon die Luftangriffe auf Berlin begonnen, vor allem wurde die Friedrichstadt bombardiert, aber auch andere Stadtteile wie etwa die Gegend um das Kraftwerk Klingenberg in Lichtenberg, wo natürlich die Wohnviertel getroffen wurden. Da ich nur noch erfüllt war vom Gedanken, wie ich meinen Schützlingen falsche Ausweise besorgen konnte, kam ich drauf, wenn nach Luftangriffen Tote auf der Strasse lagen, ihnen die Ausweispapiere wegzunehmen.

Mein Gott. . .

Ja. Das tat ich.

Also, das ist mir bei jemand wie Ihnen unvorstellbar.

Das ist aber wirklich so gewesen.

Können Sie das genauer beschreiben?

Es war wohl so, dass ich eines Tages nicht mehr rechtzeitig in einen Luftschutzkeller kam. Ich hatte mich in irgendeinen Hauseingang ge-

stellt. Als der Alarm abgeblasen wurde, habe ich gesehen, da liegen Leute tot auf der Strasse. Da ist mir die Idee gekommen, sieh doch mal nach, ob die einen Ausweis bei sich haben. Immer, überall, bei jeder Gelegenheit habe ich ja nach Papieren Ausschau gehalten, Tag und Nacht nur noch an perfekt gefälschte Ausweise denken können, wie ein Verdurstender, der in der Wüste die Fata Morgana einer Oase sieht. Und in diesem Augenblick bin ich halt losgerannt und hatte Glück! Schon beim ersten.

Hatten Sie keine Scheu?

Natürlich, grosse. Aber mir schien es wichtiger, Menschen zu helfen, die noch lebten. Ich hatte Grusel davor, die auf so grässliche Weise Umgekommenen, verstümmelte Leichen oft, umzudrehen, ihnen in die Taschen zu fahren. Es war wie Leichenfledderei.

Haben Sie sich Gedanken gemacht, wie die Leichen identifiziert werden sollten, wenn sie keine Ausweise mehr bei sich trugen?

Ich weiss nicht, darum habe ich mich nicht gekümmert. Sie können sich das gar nicht vorstellen, es war wie eine fixe Idee. Einmal, gerade als meine Kusine in den Untergrund gehen musste, hatte ich wahnsinniges Glück und fand einen Ausweis, der lag einfach auf der Strasse, und – manchmal passieren ja Wunder – er war auf dasselbe Geburtsdatum ausgestellt wie das meiner Kusine, Tag, Monat, Jahr!

Nun hatte ich kurz vorher gehört, in der Cicerostrasse, in einer Wehrmachtsbehörde, irgendwo im Dachgeschoss, soll so eine Art Passfälscherzentrale sein. «Hilfsstelle für. . . Ausweise» oder so ähnlich.

Ich ging hin und besah mir erstmal das Haus von aussen, was da so herum war. Und eines Nachmittags nach dem Dienst ging ich rein. Im Dachgeschoss mit vielen Zimmern sass in einem Büro eine stattliche Dame. Lauter osteuropäische Menschen liefen rum, vielleicht Rumänen, Ungarn, Bulgaren. . . Als ich reinkam, zogen sie alle irgendwie den Kopf ein. Den Namen der Dame wusste ich natürlich nicht. Ich sagte bloss: «Ich habe einen Ausweis, den ich ändern lassen muss.»

«Zeigen Sie mal her!» Der gefundene Ausweis lautete auf den Namen Dora Müller.

«Was muss geändert werden?»

«Gar nichts, nur ein neues Bild.» Ein Foto meiner Kusine.

«Kommen Sie übermorgen wieder.»

«Übermorgen ist zu spät!»

«Na, dann kommen Sie morgen wieder.»

Als ich am nächsten Tag kam, war der Ausweis fix und fertig.

Frau Sohst, ich fürchte, das glaubt mir kein Leser.

Ich könnte Ihnen hunderttausend solche Sachen erzählen, die einem keiner glaubt. Das ist ja das Wahnsinnige.

Jetzt war Holocaust im Fernsehen. Im Betrieb fragen mich die Kollegen: Sagen Sie mal, war das wirklich so schlimm, wie es der Film zeigt? Da kann ich nur immer wieder sagen, alles gut und schön, oder besser schlecht und böse, was der Film zeigt, aber es trifft den Kern überhaupt nicht. Was wirklich geschehen ist, kann kein Film, keine Dokumentation, kein Bild und Buch ausdrücken. . .

Ich kann mir vorstellen, was Sie meinen. Das alles war unglaublich. Dieser Begriff hat ja tatsächlich drei Bedeutungen: Einmal «unfassbar», dann «unwirklich», aber auch «unwahr» – «unglaublich» meint die Spannung dazwischen. Das Passfälscherbüro in der Cicerostrasse ist ja geradezu ein Märchen in der Hölle. Das macht einen doch stutzig. Jeder Dorfpolizist würde die Fälschungsabsicht erkennen und zurückweisen, aber diese Bürodame fragt geschäftig, «bis wann hätten Sie's gern».

So hat sich's abgespielt.

Das erschüttert doch das Bild vom totalen Überwachungsstaat. Im Vergleich zu den heutigen Datenspeicheranlagen der Polizeibehörden, dem Wiesbadener BKA-Computer. . . dagegen wäre es damals ja geradezu paradiesisch zugegangen, was diesen Aspekt öffentlicher Kontrolle angeht.

Ja, natürlich. Aber Sie dürfen nicht vergessen, wenn das nicht einfach bürokratischer Trott war – von der irgendwie oppositionellen Haltung der Wehrmachtstellen war immer wieder zu hören, bis in die letzten Kriegstage hinein fürchtete man sich doch vor SS, Wehrmachtseinheiten sah man dagegen eher als Verbündete an. Ich habe später sogar mal gesehen, wie SS-Fahrzeuge getarnt wurden, indem man Wehrmachtsskennzeichen an ihnen befestigte. . .

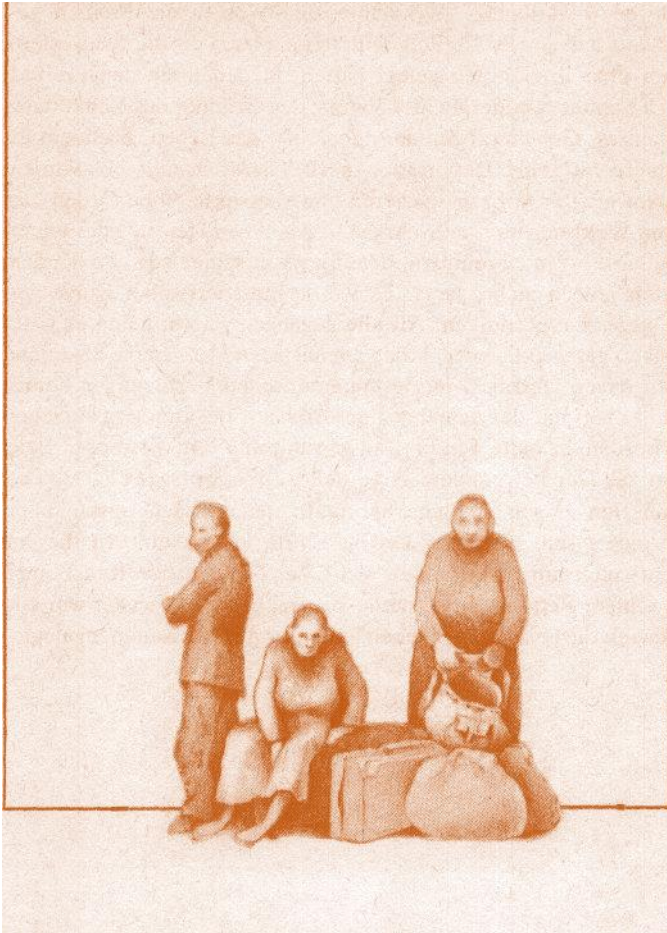
Könnten Sie mir das Haus in der Cicerostrasse zeigen?

Ich bin mehrmals in der Cicerostrasse gewesen, aber ich habe es nicht sicher wiedererkennen können. Wahrscheinlich ist durch Bomben und Umbauten vieles verändert. Und damals dachte ich ja auch an nichts anderes, als in dieses Stockwerk, in dieses Zimmer, zu dieser Frau zu gelangen. Der Kampf ums Überleben verlangte eine solche Konzentration, dass man viele Details und Umstände vergessen hat. Und dann: man hatte in einer solchen Situation eine solche Angst, dass man vieles

gar nicht wahrnahm.

Übrigens: «unglaublich». Unglaublich fanden damals die meisten, was an Gerüchten über Vernichtungslager umlief. Es kam zu den unterschiedlichsten Reaktionen. «Wir haben den Weg in die Freiheit gewählt!» stand auf einem Streifen Toilettenpapier, den die Schwestern Flechtheim über ihre Betten gelegt hatten, in denen sie den Freitod starben. Der andere Bruder meines Vaters, der Gründer des Neuköllner Krankenhauses, Geheimrat Sultan, nahm sich das Leben, nachdem er seine Papiere für seine Deportation nach Theresienstadt bekommen hatte. Zuvor ging er mit mir spazieren und versenkte einen Orden aus dem Ersten Weltkrieg im Landwehrkanal. Am Abend feierte er in seiner Wohnung ein Fest mit Freunden, denen er von seiner bevorstehenden Deportation jedoch nichts sagte. Es wurde musiziert, über Kunst geplaudert, gegessen, getrunken. Als alle gegangen waren, nahm er Gift. Er hatte es so geschickt gemacht, dass am nächsten Morgen die SS-Leute keine Spur davon fanden. Seine testamentarischen Verfügungen konnten deshalb nicht mit der damaligen gesetzlichen Bestimmung zunichte gemacht werden, er hätte den Freitod gewählt und sein Vermögen fiel dem Staat zu. Der befreundete Arzt stellte «Herzversagen» fest. Die SSler donnerten auf seinem Flügel herum. In meiner Erschütterung über den Tod dieses sehr geliebten Onkels schrie ich sie an: An diesem Instrument spielt nur mein Onkel, nicht Sie! Nehmen Sie Ihre Finger weg! An seinem Bett lag eine Goethe-Biographie. Am Fenster war ein Stapel Bücher, die er sich ausgeliehen hatte, sorgfältig zusammengelegt.

GEFÄHRLICHE KLETTERSTELLEN



HANNA SOHST • ICH WAR VERFÜGBARE

Ich wurde in Hirschberg verhaftet und am selben Tag nach Breslau überführt. Mir wurden «Judentarnung» und «Rassenschande» vorgeworfen.

Es ist der furchtbarste Moment, wenn man in eine Zelle eingesperrt wird, wenn die Tür hinter einem zugeriegelt wird, man hört das Klappern der Schlüssel. . . Ich guckte mich um. Im Winkel hinter der Tür die Heizung, wie ein überdimensionaler Tauchsieder. Oben sass eine weibliche Gestalt, guckte neugierig runter und fragte: «Weshalb bist denn du hier?» Ich reagierte nicht. «Ha, ich weiss schon, du segelst auch unter falscher Flagge!» Ich war sprachlos. Später hat sich herausgestellt, sie war eine Prostituierte, irgendwo aufgegriffen, als sie «unter falscher Flagge segelte», in Männerkleidern auf dem Strich war.

Nach Monaten in verschiedenen Zellen transportierte man mich nach Berlin, zum «Alex». Zwei runde Backsteintürme, Tür auf, ein achteckiger Raum, voll mit zweihundertfünfzig oder mehr Menschen. Auf der gegenüberliegenden Seite erhob sich eine riesige Gestalt, peinlich sauber, mit weisser Schürze, die Stubenälteste: «Du kriegst den Strohsack neben mir.» Sie war Stammesälteste einer Zigeunersippe, hatte jahrelang in Ravensbrück SS-Dörfer aufgebaut und Drainage-Arbeiten im See machen müssen. Durch jemand, der von Auschwitz nach Ravensbrück gekommen war, hatte sie erfahren, dass ihre ganze Sippe in Auschwitz war. Sie wollte auch dorthin: Ich will mit meinen Leuten sterben. Die Frau wusste, sie geht in den Tod. Aber sie hat mit einer inneren Freude, nun endlich ihre Leute wiederzusehen, auf den Transport gewartet, der einen Tag, bevor ich nach Ravensbrück transportiert wurde, abging.

Wir waren etwa fünfzehnhundert Frauen, die morgens zwischen fünf und halb sechs zum Stettiner Bahnhof gebracht wurden. Dort ging es gefesselt unter den Unterführungen durch, genau zu der Zeit, als die Arbeiter aus den Vororten kamen, die zur Frühschicht mussten. Wir konnten wegen der vielen Leute nicht weiter. SS stand rechts und links, hinten ein MG-Posten. Die Arbeiter sahen das, und da ging's los: Das ist ja unerhört! Wie könnt ihr denn die Frauen gefesselt hier lang führen! Wo kommen die überhaupt her? Was soll das denn, ist ja eine Affenschande! So weit kommt's noch, dass die Frauen hier gefesselt rumlaufen. Macht die Frauen los!

Macht die Frauen los!

Es wurde gefährlich. Einen Moment dachte ich, das überlebst du nicht, der wird hinten mit dem MG losballern. Die SS raffte uns

zusammen. «Weitergehen! Weitergehen!», drückte uns an die andere Wand. Zu den Arbeitern: «Haltet die Schnauze! Macht, dass ihr weiterkommt. Ihr habt hier nichts zu suchen.» Wir wurden weitergetrieben. Im Hintergrund ging der Radau noch weiter, als wir in ganz normale Personen waggons einstiegen. Da sassen dann Justizbeamte neben uns.

Wir fragten, wo geht's denn hin?

«Nach Ravensbrück. Da werdet ihr euer blaues Wunder erleben, da geht's nicht fein zu. . . Da ist ein grosser See, da müsst ihr im Wasser arbeiten. Die haben Hunde, wenn ihr den Versuch macht auszubüxen, hetzen sie die auf euch. . .»

Ich habe mir das angehört. Wollen die uns bloss Angst machen? Hunde und «bis zum Bauch im Wasser», was soll das? Ich konnte es mir nicht vorstellen. Im Geschichtsunterricht, als es um die Burenkriege ging, hatte ich von Konzentrationslagern gehört. Dann wusste ich etwas von «Internierungslagern» in England, in der Schweiz, wusste, dass da drin Leute an Entkräftung gestorben sind. . . Man hatte auch gemunkelt vom Unterschied zwischen «Arbeitslager» und «reinem KZ».

Der Begriff «Vernichtungslager» kam nicht vor. Ihn habe ich erst im Zusammenhang mit Auschwitz gehört, und da habe ich ganz naiv gefragt: Wieso Vernichtung? Was muss man denn da tun?

«Raus! Raus! Schnell, schnell, schnell!» SS-Weiber mit Pistolen und Peitschen. «Anstellen! Zu fünfen!»

Vor mir stand eine Frau, die schon im Zug fürchterliche Geschichten erzählte. Sie wäre seit fünfzehn Jahren im Zuchthaus, jetzt käme sie in Sicherheitsverwahrung, Einzelheiten von Kindesmord, und ich weiss nicht was. Für meine damaligen Begriffe sah sie unmöglich aus, strähniges Haar, grau durchwachsen, hinten hing ein riesiger Schwanz, mit einem Gummiband zusammengehalten. Furchtbar unsauber, grässlich. Sie erzählte immer frei weiter, nach rechts, nach links, vergass dabei, vorwärts zu gehen, bis schliesslich eine Aufseherin sie anschrie: «Du altes Suppenhuhn, mach, dass du weiterkommst!» Dieses Wort «Suppenhuhn». . . ich hatte es in diesem Zusammenhang noch nie gehört, es hat mich so amüsiert, dass ich laut loslachte. Sofort kriegte ich eins mit der Peitsche übergezogen. Das war meine erste Bekanntschaft mit einer Aufseherin von Ravensbrück. Von da an habe ich den Mund gehalten.

Auf dem Marsch durch den Wald habe ich diese Dörfer gesehen, von denen mir die Zigeunerin im «Alex» erzählt hatte. Einfamilienhäuser, geräumig, hochelegant nach damaligen Begriffen, herrliche Parkanlagen, Rasen bis zum See runter, mit Marmor gepflasterte Aufgänge, gepflegte Gärten mit kleinen, weissen Mäuerchen. . . Und wir liefen gegen eine riesenhafte Mauer, etwa fünf Meter hoch, graugrün gestri-

chen, mit Glassplittern, Stacheldraht. Am Torbogen eine Aufschrift: «Arbeit macht frei!» Hinter dem Tor nach vielleicht zehn Metern wieder ein Tor. Wir wurden abgezählt und in die grosse Baracke getrieben, das sogenannte Bad. . . Danach kam weibliche SS und verteilte ein schmales Handtuch und ein halbes Stück «Reichseinheitsseife», dazu verkündeten sie die Lagerordnung, «wer das Handtuch oder die Seife verliert, der ist des Todes. . .» Dann wurde jedem ein Kittel zugeworfen, grobes Sackleinen, violett und grau gestreift, Wäsche und Schuhe gab es nicht.

Ich erhielt einen «politischen» roten Winkel, die Nummer 33'373, und wurde einem Block mit Tschechinnen zugeteilt.

Morgens zwischen halb vier und vier traten wir an zum Appell. Man musste sich in Reihen aufstellen, längs zehn, quer zehn, dass die SS mit einem Blick hat sehen können, ob hundert voll waren. Fehlte eine, gab es endlose Appell-Stehereien. . . und kein Essen. Damit wurde auch die Kontrolle untereinander «eingeführt», man wurde unruhig, es hiess, nun sucht doch, nun macht doch. Dann mussten die Blockältesten und die Stubenältesten suchen. . .

Ich war zuerst «Verfügbare». Das bedeutete, dass man jeden Morgen in ein anderes Arbeitskommando gesteckt wurde. Für die Kläranlage, oder: Ende April habe ich einen Tag lang im kalten See bis zu den Hüften im Wasser gestanden und geschippt, vom Grund des Sees den Matsch irgendwohin geschleudert, man wusste gar nicht wozu. Ich musste auch Gleise verlegen, auf denen habe ich aber nie eine Lore fahren sehen. Einmal mussten wir in einem Winkel des Lagers Sand schippen, der wurde mit Tragbahnen zur anderen Seite des Lagers geschafft, ausgeschüttet, dort schaufelten ihn andere auf und schleppten ihn woanders hin. . . Mittags gab es Steckrübensuppe, in der Schüssel war immer eine Schicht Sand und Dreck. Anfangs kriegten wir abends 250 Gramm Brot, nur aus Kleie.

In meinem Block waren schon zwanzig oder dreissig meist ältere Frauen, Tschechinnen, dazu kamen wir Neuen, ausser mir alles junge Tschechinnen. Sie waren wirklich politische Häftlinge, grösstenteils Komsomolzinnen, auch eine Professorin darunter. Sie sprach Rilke auswendig und schrieb später den ganzen ersten Teil des Faust auf, auf Papier, das ich für sie klaute. Unter uns war auch eine Opernsängerin, sie sang jeden Abend Mozart. Wenn die erste Wache vorbei war, in der Zeit bis zur zweiten Wache, hörte man aus irgendeinem Winkel des Blocks ihren wunderschönen Sopran. Aus dem «Figaro». . . es war wie eine Offenbarung. Oder sie sang. . . «Schlafe, mein Prinzchen, schlaf ein». Das kam einmal aus der Dunkelheit, glockenhell, tröstlich.

Die Tschechinnen haben mir geholfen, indem sie sagten, du musst was tun, du hast viele Begabungen, willst du nicht Kinder unterrichten. So habe ich den Kindern Rechnen und Schreiben beigebracht, die waren vier oder fünf oder sechs Jahre alt, sie lagen ganz hinten, zu dritt. . .

Später habe ich für die Tschechinnen eine englische Grammatik auf gestellt und deutschen Literaturunterricht gegeben. . . Dafür bekam ich von ihnen KPdSU-Unterricht. . ., das war immer nach dem Abendessen, wenn die Wache durch war.

Ich war Verfügbare, bis ich die Ruhr kriegte und in den Ruhr-Block kam. Als ich zurückkam, war alles verändert: die Tschechinnen waren weg. SS hatte den Alten erzählt, sie würden in eine Art Sanatorium, in das sogenannte Jugendlager gebracht. Sie wurden vergast, in den Gaskammern, die Mitte 44 aus Auschwitz hierherkamen. Die Jungen waren in andere Blocks verteilt worden, Arbeitskommandos bei Siemens.

Ich stand nun in einem total überfüllten Raum und blickte fassungslos um mich: unter den Tischen, auf den Tischen, alles voller Menschen, Französinen. Als ich da auf der Schwelle stehe, spricht mich aus einer Pritsche im dritten Stock eine an, ein kleines Gesichtchen, mit einer ungeheuren Gloriole weissen Haars, wie die Sonne da so drauf schien, war es wie ein flirrender Heiligenschein: «Hast du kein Bett?»

Ich wunderte mich, dass ich deutsch angesprochen wurde. «Dann komm zu mir rauf.» Ich kletterte rauf. So lernte ich Erika Lang kennen. Ich fragte, wie lange sie schon hier wären, wer sie seien.

«Wir sind französische Widerständlerinnen. Aber frag mich nicht, ich frag dich auch nicht. Wir werden uns alles erzählen, wenn wir frei sind.»

Sie haben mir dann in einer fürchterlichen Situation das Leben gerettet. Ich wurde zur Fürsorge-Offizierin des Lagers gerufen. Ich stehe da vor dieser Frau, die dreht einen Brief in den Händen und sagt zu mir: «Kennen Sie die Handschrift?»

«Ja, das ist die Schrift meiner Mutter.»

«So», sagt die, guckt mich an, guckt den Brief an. «Wissen Sie genau, dass das Ihre Mutter ist? Na, dann lesen Sie mal.»

Mutter hatte an den Lagerkommandant Suhren geschrieben, der hatte bereits mit Stempel quittiert, dass er den Brief gelesen hätte: Sie, meine Mutter, wäre glücklich, dass ich nun endlich da gelandet wäre, wo ich war, und er sollte nur ja dafür sorgen, dass ich da bliebe, sonst richtete ich draussen noch mehr Unheil an, als Jüdin.

Ich war sprachlos. Die höfliche SS-Offizierin sagte: «Sie wissen, was das bedeutet? Als Jüdin.»

Ich kam ganz aufgelöst zu Erika zurück, und die hatte Mühe, mich

zum Sprechen zu bringen. Schliesslich erzählte ich, und sie war zuerst auch sprachlos. «Heute Nacht gehe ich gegen den Draht», sagte ich. Da hat sie mich furchtbar zusammengestaucht und mir zum ersten Mal erzählt, wer sie war und was sie hinter sich hatte: «Du hast überhaupt keinen Grund, so was zu tun. Ich bin in dem Augenblick deportiert worden, als mein Mann mit erhobenen Händen an einer Mauer stand und erschossen werden sollte. Und wo meine beiden kleinen Kinder geblieben sind, weiss ich auch nicht. Wenn eine gegen den Draht gehen könnte, dann ich. Aber ich bin neugierig. Und das hast du gefälligst auch zu sein, neugierig auf das, was noch kommt.»

So bin ich wieder zur Vernunft gekommen, ich konnte ja genausogut erst einmal abwarten. Die Stubenälteste sagte, vielleicht ist es am besten, wir lassen dich offiziell sterben und geben dir eine andere Nummer. Aber vier Tage später: «Es ist am besten, ich gebe dich zu Siemens, da bist du ein bisschen weg von der Geschichte, und ausserdem sind unsere Leute da oben.»

Siemens und Wernerwerk hatten Abteilungen aus Berlin nach Ravensbrück ausgelagert, hatten riesige Hallen errichtet und vom Lager zweitausendachthundert Frauen, Mädchen und Kinder übernommen. . .

ERWIN GROTH • SCHICHTWECHSEL

Erst mal nach Ostfriesland, Rekrutenausbildung. Vierzehn Tage Nordey. Im August konnte man, wenn Zeit war, auch ein bisschen schwimmen. Ich war früher im Urlaub höchstens mal 1-2 Tage an der Ostsee. Durch KdF, verbilligte Urlaubsreisen für Arbeiter. Das war nicht teuer gewesen. Erschwingliche Vollpension, gutes Essen, kein Druck und Zwang. Von der braunen Uniform des Reiseleiters natürlich abgesehen!

Dann eine Woche Borkum: Geschützausbildung. Dann Neapel. Zwei Jahre lang wurden dort Handelsschiffe mit Flak ausgerüstet. Ich bin von da aus ganz erheblich rumgekommen. Ich fuhr auf verschiedenen Transportern zu den Häfen Afrikas, Griechenlands, nach Kreta, auch durch türkische Gewässer. Da sind wir vom Russen torpediert worden. Das war am 13./14. November 1942. Ich habe mir aus der Siemensbücherei ein Buch besorgt, da ist der Untergang unseres Schiffes eingetragen. Aus einem anderen Buch, das habe ich mir schon vor einiger Zeit besorgt, habe ich den Namen des betreffenden russischen U-Bootes erfahren. Mehrere Stunden trieben wir im Wasser. Schliesslich kam ich nach Istanbul in ein katholisches Krankenhaus. Die haben sich dort rührend um uns gesorgt. Vor zwei Jahren war ich mit Marineangehörigen noch einmal in der Türkei. Leider hatten wir aber keine Zeit, dieses Krankenhaus zu besuchen, um vielleicht noch mit ein paar Schwestern von damals Wiedersehen zu feiern.

Später wurden wir auf anderen Schiffen eingesetzt. Bei den Transporten nach Afrika sind viele Schiffe untergegangen. Riesige Verluste durch englische Flugzeuge, die von Malta starteten. Ich bin insgesamt viermal untergegangen.

Was spielt sich in einem ab, wenn man so oft den Untergang erlebt?

Dumme Frage. Man hofft, dass man's übersteht. Man erlebte es ja eigentlich pausenlos. Andere Schiffe gingen auch unter. Es knallte, die Überlebenden schreien im Wasser, man versuchte, sie zu retten, plötzlich waren sie abgesackt. Das war jedesmal eine verzweifelte Lage: soll man die hilflos im Wasser schwimmenden Schiffbrüchigen retten oder das eigene Schiff in Sicherheit bringen? Dieses Problem musste vom Kapitän gelöst werden. Das ist auf allen Schiffen aller Nationen so gewesen.

Wenn man stundenlang im Wasser liegt und hofft, dass man gerettet wird, versucht man sich eben mit allen Mitteln am Leben zu halten. Man darf nicht untergehen. Es gibt meistens etwas, worauf man zuschwimmen kann. Wenn es keine Boote gibt, gibt es Holz. Man versucht, sich

irgendwie festzuklammern. Man denkt nur, wie komme ich hier heil raus. Kann sein, dass man flucht, aber weiter cjenkt man nicht. Bei jedem Untergang schwimmen nachher Balken rum. Da muss man sich irgendwie festhalten. Aber in solchen Situationen nachdenken, wo kommt der Krieg her – hat man doch gar kein Interesse. Deutschland hatte ihn angefangen – aber es ging doch allen Matrosen so. Genauso wie im Schützen-graben beim Angriff, genauso wie die Flieger in den Minuten des Luft-kampfs.

Und in den Kampfpausen?

Es wurde eigentlich überhaupt nicht über den Krieg gesprochen. Jegliches Politisieren war bei strengster Strafe verboten.

Und wenn ein Freund stirbt?

Es sind ja viele gestorben. Was heisst da Freund. Man kennt sich, ist zusammen. Es ist natürlich ein eigenartiges Gefühl, wenn ein Kamerad stirbt, wenn man hört, dass der bei einem Gefechtseinsatz gefallen oder ertrunken ist. Sonst sprach man mal drüber, was man später machen will. Berufsziele. Man glaubte, wieder in Deutschland sein zu können. Denn so schön es auch im Ausland war, nach Deutschland fühlte man sich doch immer wieder hingezogen. Deutschland war am schönsten.

Ich kam im Herbst 1943 für 8 Wochen auf eine Maschinenschule. Da herrschte noch ein sehr starrer, militaristischer, disziplinierter Ton. Für uns, die wir schon mehrere Jahre gefahren waren, war das doch. . . befremdlich, will ich mal sagen. Wir waren unterdessen alt geworden. Ich hatte auch persönlich das Gefühl, wenn man das mal so nennen will: «Nun bist du kein junger Mensch mehr!» Das war Schichtwechsel. Wir waren die Alten.



Maschinengefreiter Groth bei der Kriegsmarine

FRITZ LEHMANN • AUSLÖFFELN BIS ZUR NEIGE

Im Krieg, vor allem später, vor Stalingrad, hatten wir in schweren Lagen auch manche ruhige Stunde. Da habe ich hin und her und immer wieder die Situation durchdacht. Dass du hier bist, wem hast du das zu verdanken? Dass du hier bist, und das Ende ist nicht abzusehen! In den entscheidenden Jahren, als man Hitler an die Macht gebracht hatte, da warst du nicht einmal wahlberechtigt. Aber zum Kriegsdienst warst du dann alt genug! Oft habe ich mich mit den Kameraden unterhalten:

Wir Jungen wurden eingezogen. Aber die Alten haben gewählt! Mit etwas mehr Verve hätte man doch 33 was gegen die Arbeitslosigkeit tun können. Aber die ganzen 32 Parteien waren eben vollkommen unfähig. Dann waren die Wähler zu enttäuscht und haben mal die Nazis «probiert»! Wählen durften wir nicht – aber auslöffeln, bis zur Neige!

Hätte man nicht, um sein Leben für bessere Zeiten zu retten, überlaufen können?

Uns war bekannt, was auf der Jalta-Konferenz beschlossen worden war: Teilung Deutschlands, Verwandlung Deutschlands in ein Agrarland! Verstehen Sie? Die Alliierten wollten das Schwein*schlachten!

Von den russischen Lagern hörte man nur Furchtbares. Wer da überlief, kam nicht mehr raus. Von der gegenüberliegenden Seite riefen sie per Lautsprecher zu uns in den Gräben: «Kommt rüber!» Sie warfen von Flugzeugen Passierscheine in deutscher und russischer Sprache ab, dass man anständig behandelt würde, Essen und ein Bett kriegen würde. Aber wir wussten damals schon, was später nach 10jähriger Gefangenschaft Russlandheimkehrer bestätigten: wer nach Russland kommt, ist verloren. Deswegen haben unsere Landser auch zurückgebrüllt: «Ja, wir kommen gleich rüber! Aber in Feldmarsch-Ordnung!»

Bei den Westalliierten dagegen gab es keine unmittelbare Lebensgefahr, keine solchen irren Normen für Gefangenenarbeit, wo dein Essen nach der Arbeitsleistung bemessen wurde. Da waren auch klimatisch bessere Verhältnisse als in Sibirien. Aber wir wussten: dieser ungeheure, rigorose Luftkrieg gegen die Zivilbevölkerung, der soll Deutschland vernichten. Also bei ihnen als Gefangener oder Deserteur «Schutz suchen»? Dresden, das war doch eines der schwersten Kriegsverbrechen!

Wenn ich mich also in meine damalige Entscheidungslage hineinversetze: wir hatten allesamt nichts mehr zu erwarten. Weder von der deutschen Führung, weder von der Führung der Wehrmacht, noch von den Alliierten. Diese Zwickmühle wird auch das entscheidende Moment dafür gewesen sein, dass sämtliche deutschen Widerstandsaktionen nicht

erfolgreich waren. Ich hörte, dass ein amerikanischer oder englischer Unterhändler zu einem Beauftragten der Stauffenberg-Gruppe gesagt haben soll: «Selbst wenn Deutschland nicht von Hitler, sondern von Jesus regiert würde, es wird vernichtet!»

Meine Mutter hatte, als noch kein Krieg war, von ihrem Bruder einmal eine Hitler-Büste geschenkt bekommen. Damit wollte er eigentlich mehr seine bildhauerischen Fähigkeiten unter Beweis stellen als Hitler verehren. Diese Gipsbüste stand nun die ganzen Jahre oben auf unserm Kachelofen. Nun sind nach und nach alle Männer in der Familie eingezogen worden. Schliesslich waren auch ihre beiden Söhne im Krieg. Da hat sie die Büste runtergefeigt und zertrümmert. Als Verwandte zu Besuch kamen, wollten sie es nicht glauben. Meine Mutter hat sie in den Hof geschickt: «Schaut euch die Trümmer im Mülleimer an, wenn ihr's nicht glaubt. Ich will das Ding nicht mehr sehen!» Aber wenn Sie jetzt aus ehrenwerten Widerstandsmotiven bei der Truppe planmässig was gemacht hätten, dann wäre Ihnen bei den eigenen Leuten das Odium des Landesverrates für immer am Arsch geblieben!

Nach der Invasion haben wir in einem Lazarett vom 20. Juli-Attentat auf Hitler gehört. «Ja, wie ist denn so was nur möglich?», haben die Verwundeten gesagt. «Wer kann sich denn in unserer Lage so was ausdenken?! Das sind ja Landesverräter!» So war die Stimmung da.

Hätten die denn noch nicht die Schnauze voll vom Krieg?

Doch, doch, es hatte ja die furchtbarsten Verwundungen gegeben, die kamen aus der reinsten Materialschlacht. Bei Beschuss durch Infanterie kriegen Sie einen Durchschuss, Steckschuss oder Herzschuss. Sie sind also tot, oder man kann Sie relativ schnell wiederherstellen. Bei Artillerie und Fliegerbomben aber, diese Splitter ... das sind Zackensplitter! Die dringen nicht ein und durch. Die zerreißen, zersplittern, zerschmettern alles! Den Brustkorb, den Bauch. Arm ab, Bein ab. Beide Beine ab.

Und diese Leute haben «Schweine» und «Verräter» gesagt. Aber sehen Sie, auf der anderen Seite: Man hat damals den Einsatz der VI beobachten können. Man wusste von der riesigen Sprengkraft dieser «Wohnblockknacker». Da haben dieselben Leute gesagt: «Schweine, die so was erfinden. Müsste man umbringen!»

Besonders die Luftangriffe haben die deutschen Landser irgendwie an die Seite des bedrängten Volkes gezwungen. Aber Sie können diese Stelle ja aus Ihrem Buch rauslassen, dass man nicht in den Verdacht kommt, man würde das Regime unterstützen wollen.

BETTY GIESE • FRAUEN VOM BEUSSELKIEZ

Wenn die Rüstungsfabrik einen Berg Munition auslieferte, war immer grosser Bahnhof. Keiner durfte in den Hallen bleiben. Denn oft sind, wenn die Meister nicht in den Hallen waren, Messuhren plötzlich von den Maschinen verschwunden. Im Betrieb waren ja viele dagegen. Untereinander haben wir uns beim Handhochheben zugeflüstert: «Mensch, da kriege ich doch plötzlich wieder so'n Krampf in die Finger» und haben die Finger auf und zu . . . langsam zur Faust gemacht. Manchmal wurde Fremdarbeitern was zu essen hingelegt. Eine hatte aus ihrem Garten 'n paar Tomaten mitgebracht, in den Papierkorb und paar Lumpen drauf, was die sich dann vorsichtig rausholten. Es gab auch kleine Schiebegeschäfte untereinander. Für Kaffeemarken Petroleum. Ich kannte zum Beispiel einen Werkschutzmann etwas näher, weil über seine Frau so ein kleines Geschäft lief. . .

Auf dem riesigen Hof standen 600 bis 700 Mann in Reihen, auf den Schienen vielleicht 15 Waggons. Die Waggons waren gewaschen, voll Munition, oben drüber hatten sie riesige schwarze Tücher gezogen, ein glänzendes schwarzes Hakenkreuz auf weissem Grund. Alles hat ganz feierlich gegläntzt. Nur wir nicht. Der Direktor hielt eine Ansprache, dass das für unsere Männer draussen wäre. Dass die unser Land retten täten, dass draussen die Soldaten drauf warten täten. Am Schluss wieder so'n Vers: «Gott mit uns!» Dann haben Pfaffen mit Stöcken und Kreuzen alles gesegnet. Sie krochen zwischen den Waggons rum, jeder hat was anderes vor sich hingeklappert, je nachdem, ob das nun ein Kathole oder ein Rabbiner war. Plötzlich kriege ich 'n Hulper in'n Rücken: nochmal Arm hochheben, nochmal grüssen.

Ich hebe den Arm hoch, aber er fällt mir immer wieder runter. Sagt der hinter mir: «Heb den Arm hoch!»

«Mensch, ich hab Rheuma!»

«Dann nimm den andern Arm!»

«Seit wann grüsst man links?!»

«Mensch, halt die Schnauze!»

«Mann, sei du doch erst mal so ruhig wie ich!»

Jetzt kam der langsam in Wut: «Wenn du nicht ganz schnell die Schnauze hältst, dann passiert was!»

Da habe ich meinen Arm mal nach hinten rüberfallen lassen: «Siehst du, ich kann den Arm nicht mal halten!»

Erst mal war Ruhe. Beim Singen ging das wieder los: «Warum singst du nicht mit?»

«Bin heiser!»

«Nach deiner Schnauze bist du aber nicht heiser!»

«Ja. Kommt eben drauf an, was ich sagen will und was ich singen muss!»

Wir sind fast umgefallen vor Hunger, anderthalb Stunden hat's gedauert, es hatte auch noch angefangen zu regnen. Wie wir rein sind, habe ich meinen Mund nicht halten können: «So 'ne Scheisse. Steht man hier draussen im Regen. Bloss dass sich unsre Männer totschiessen lassen können, muss man noch dafür beten!»

Der Typ war wieder hinter mir: «Sie wollen doch aber auch, dass wir den Sieg bald erreichen! Ihr Mann wird doch auch draussen an der Front sein!»

Da sagte ich zu dem: «Ja, so ein Drückeberger wie Sie ist der nicht! Sie müssten mal raus an die Front! So 'ne Scheisse! Unsre Männer liegen draussen im Dreck, und wir müssen noch beten! Kennen diese Priester überhaupt die 10 Gebote? Du sollst nicht töten? Und wir hier müssen singen, dass die bald unter die Erde kommen!»

Da wurde der ganz kurz: «Ich werde über Sie Meldung machen!»

Und da war ich saumässig wütend: «Ja, dann mach du mal Meldung!», habe ich ihn angeschrien.

«Seit wann sind wir eigentlich per Du?», sagte er und faselte weiter was von Volk und Vaterland. Und nun konnte ich mich nicht mehr beherrschen: «Eine Volksgemeinschaft? Ein Volk? Eine Kackmasse sind wir, dass wir uns das gefallen lassen!» Damit bin ich ab.

Es muss an dem Tag noch mehr losgewesen sein, denn am nächsten Morgen wurden eine Menge von uns rausgeholt. Zwei vom Werkschutz kamen zu mir: «Schalten Sie die Maschine ab! Kommen Sie mit!»

Einige Frauen standen schon in der Direktors-Etage. Dort war alles mit Teppichen ausgelegt. Wenn man ins Direktor-Zimmer reinsollte, ging über der Tür eine rote Lampe an. Einer der beiden Werkschutzleute ging mit rein, der andre musste derweil draussen auf die anderen aufpassen, dass die nicht untereinander reden. Aber man musste nochmal im Vorzimmer warten und auf eine zweite rote Lampe hin zum Direktor allein rein.

Nun bin ich drangekommen. Da sass der Direktor und einer an der Schreibmaschine, der schrieb, was gesprochen wurde. Ich sagte so in meiner Art: «Guten Morgen!».

Da antwortete der: «Gehn Sie mal wieder raus!»

Draussen ging dann wieder gleich die Lampe aus. Ich wieder rein.

Da schickte er mich wieder raus.

«Ich denke, ich soll rein? Wieso soll ich denn gleich wieder raus?»

Da brüllte er: «Raus!»

Draussen wieder von vorne. Und wieder raus. Dann wurde ihm das wohl zu langweilig: «Drehen Sie sich mal um!»

Oben an der Tür war ein Schild, darauf stand: «Ich komme und gehe mit Deutschem Gruss!» Ich stand rum und sagte nichts.

«Gehen Sie bis zur Tür!» Die war dick und gepolstert. Ich stand da und gucke auf den Fussboden.

«Gucken Sie mal hoch! Wieso gucken Sie runter?!»

«Mir gefällt der Teppich!»

«Halten Sie Ihr Maul!»

«Dann dürfen Sie mich auch nichts fragen, wenn ich's Maul halten soll!»

«Können Sie das lesen?»

«Nee!»

«Warum nicht?»

«Ich bin kurzsichtig!»

«Halten Sie die Schnauze!»

«Ja, wenn Sie mich aber was fragen ...»

«Schnauze! Sonst bringe ich Sie in den Keller! Was arbeiten Sie?»

Ich habe ihm gesagt, was ich arbeite.

«Wo haben Sie Ihre Brille?»

«Hab keine!»

«Wieso können Sie dann diese Arbeit machen?»

«Ach, wissen Sie, ich gehe immer mit meine Augen ganz dicht bei.»

Da schreit er mich wieder an: «Raus!»

Draussen hat der eine Werkschutzmann ganz verwundert gefragt: «Was macht denn der Alte mit Ihnen? Raus, rein, raus, rein, was ist denn da drinnen los?»

Ich: «Ein Kind machen wir bestimmt nicht!»

Wie ich wieder rein musste, wurde ich gleich angeschrien: «Bleiben Sie mir fünf Schritte vom Leibe!»

«Dann müssen Sie aber etwas lauter reden. Ich höre etwas schlecht!

«Sie sind wieder ohne Deutschen Gruss hereingekommen!»

«Ach so? Ich wusste ja gar nicht, dass Sie da einen so grossen Wert drauf legen? . . . Aber, könnten wir nicht endlich mal zur Sache kommen? Wissen Sie, unten wartet meine Arbeit, und wenn abends die Zahl nicht stimmt, dann stimmen auch meine Kohlen nicht!» Was ich denn verbrochen hätte, habe ich gefragt.

«Sie reden zu viel!» Die Sache mit dem Grüssen, Singen und Beten und unsern Männern draussen.

Jedenfalls ist an diesem Tag einiges hochgegangen. Am andern Morgen um halb elf kamen Lkws vor die Halle. Man hat mich auch

aufgerufen. Wir wurden wie Mehlsäcke auf die Anhänger geworfen, einige haben geschrien und geweint, und ab ging's in die Barnimstraße.

Friedel Sommer war dabei. Und Martha Fehlmann. Wegen ihrer schwarzen Haare nannten wir sie Mohrchen. Sie hatte so einen Wuschelkopp. Heimlich hatte sie Flugblätter verteilt. In der Garderobe hatten wir öfter mal besprochen, wem man mit Lebensmitteln helfen müßte. Mohrchen war auch mit einer Jüdin, die bei unserer Firma arbeiten mußte, eng befreundet. Sie hatte ein Notizbüchlein und telefonierte heimlich aus dem Betrieb hinaus. Auch den kleinen Buckligen haben sie aufgeladen.

Als mein Name aufgerufen wurde, habe ich mir schnell mit einem Nagel in den Daumen gestochen, das Blut rausgequetscht, das floß dann richtig. Auf ein Stück Lappen habe ich die Feldpostnummer meines Mannes draufgeschrieben. Wie ich an meinem Bekannten vom Werk-schutz vorbeiging, habe ich ihm die Hand gedrückt, mach's gut, und er hat den Lappen übernommen.



Die Barnimstraße war Durchgangslager. Wenn es hieß: „Raustreten zum Haareschneiden!“ wußte man, das ist das Ende.

Wir bekamen gleich alle eine Nummer. Mit dem Namen hat dich keiner mehr angesprochen. Die Nummer war dreimal auf deinem Kittel angenäht, auf dem Arm, der Brust und auf dem Rücken. Ach mein Gott, wie haben diese grauen Kittel auf dem Körper gekratzt, man durfte ja nur seine Unterwäsche anbehalten. Als Wache waren Flintenweiber da. Wir wurden in einen großen Raum gebracht, früher mal eine Fabrikhalle oder so was. Auf der einen Seite die Frauen, auf der anderen die Männer, dazwischen Spanische Reiter mit Stacheldraht. Wenn wir uns unterhalten haben, kamen die Flintenweiber und schlugen mit Peitschen dazwischen. 16 Schwänze und unten eine Bleikugel. Morgens um fünf wurde geweckt, eine schlug mit der Peitsche mittenmang. Ich lag zuerst an einer Seite. Wie ich merkte, die schlägt morgens immer da rüber, habe ich mich neben die Tür gelegt. Aber am nächsten Morgen schlägt die gerade dorthin, so daß ich die Ladung voll ins Gesicht kriege. Oh! Mann! Das Blut. Die Augen, das Gesicht vollkommen zu, ach!

Und nachts bei den Vernehmungen, tags hatten wir vor uns hingedöst, Backpfeifen. . .

Willst du endlich das Maul auf machen!

Wo bist du organisiert?

Kennst du den und den?

Wo war dein Vater bei?

Ich dachte, na, die haben geschnüffelt, aber aus mir kriegen sie nichts raus. Aber ich wusste ja auch gar nicht, was die erfahren wollten. Wenn die Dunkelheit anfang, fingen auch die Vernehmungen an. Da hat man es gleich schreien gehört.

Welche Gesinnung hatten deine Eltern?

Was haben die Männer gemacht?

Dann hast du wieder paar ins Genicke gekriegt und einen Tritt in den Bauch. Und wieder Backpfeifen. Immer wieder, immer wieder Backpfeifen. Die ganze Zeit waren die Lampen an. Direkt ins Gesicht. Ich konnte zum Schluss gar nichts mehr sehen, die Augen waren ganz zu. Und als ich ganz am Ende war, habe ich denen dann auch mal was gesagt: «Wenn ich noch mehr Schläge kriege, kann ich bald nicht mehr arbeiten!»

Diese Schikane hätte ich mir nie träumen lassen! Zur Notdurft hatten wir mitten in der Halle Büchsen. Die waren jeden Morgen bis an den Rand voll. Das hat vielleicht gestunken! Einem Mann hatten sie alles zerschlagen, Auge raus, Nasenbein kaputt, Zähne weg, der lag da und hat nur noch gejamert, bis er starb. Sie haben ihn nicht mal herausgeholt. Wir haben ihn hinter die Büchsen gelegt.

Neben mir lag eine Frau aus Reinickendorf. Hochschwanger, ihr Mann war sehr stark links. Sie musste auch morgens nach dem Wecken auf den Hof, Appell stehen. Nackend, denn die Kleider musste man drinnen neben der Tür ablegen.

Einmal hat eine Frau gefehlt. Solange sie nicht gefunden war, durften wir nicht wieder rein. Viele haben unter sich gemacht. Wenn man sich ein bisschen aneinander wärmen wollte, schlug die Aufseherin mit der Peitsche dazwischen. Wir haben bis Mittag im Regen so gestanden. Die Frau wurde in der Latrine gefunden.

Sie muss sich schon gleich nach dem Wecken dorthin geschlichen haben. Meine Nachbarin von links hatte nämlich gesagt: «Die ältere Dame hat was vor, sie ist ganz hinten geblieben!» Dort muss sie sich wohl den Kittel zerrissen haben, eine Schlinge gemacht und ist dann auf die Tonne geklettert. Das sah furchtbar aus, wie sie die nachher da raus hatten. Die ist am Strick in die Tonne gefallen. . . erstickt.

Einmal gab es Kartoffeln. Meine habe ich der Schwangeren gegeben.

Wir hatten immer Hunger. In den Graupen hat mal einer ein Stück Fleisch gefunden. Wir riefen ihm zu: «Pass auf, vielleicht ist es was Lebendes!» Es waren dicke Maden. Auch im Weisskohl waren mal Raupen. Viele haben das gefressen wie die Hunde, weil sie einen solchen Hunger hatten.

Die Schwangere hat dann die Wehen bekommen. Eine Frau wusste ein bisschen Bescheid, so dass wir das Kind zusammen rausholen konnten. Die Nachgeburt haben wir auch noch weggemacht. Dann haben wir ihr Decken gegeben, sie hat mächtig gefroren. Dann haben wir gerufen. Die Wärterinnen kamen und haben das Kind gleich weggenommen. Wir hatten zwar nichts zum Essen, aber bei ihr schoss die Milch so raus. Als man ihr das Kind wegnahm, hat sie fürchterlich geschrien. Eine Stunde später hat man sie auch rausgezogen, wie einen Mehlsack, weil sie so fürchterlich geschrien hat. Wir haben alle geweint. Wir haben nie wieder etwas von ihr und von dem Kind gesehen. Wir haben immer gehorcht nächstens, ob man sie vielleicht durch die Schreie bei den Vernehmungen hört. Aber nichts. Mohrchen ist auch eines Tages rausgeholt worden.

Der Werkschutzmann hatte tatsächlich die Nummer auf dem Lappen kapiert und meinem Mann Mitteilung gemacht. Dem gelang es, sich bei seinem Kompaniechef Urlaub zu verschaffen. Und nach sechseinhalb Wochen wurde ich auf den Hof gerufen. Da stand er. Jemand vom Personal war dabei. Ich bin auf ihn zu, wusste nicht, ob ich alles nur träume.

Aber er war's wirklich. Plötzlich wurde ich wieder mit meinem Namen angedredet und durfte heim. Er hat mich da irgendwie rausgekriegt, wollte aber nicht darüber sprechen. Ich bekam Seife und Kleider. Erich hat das alles fertiggebracht. Die haben das alles dann als einen Irrtum hingestellt.

Ach, dieser Erich, mein erster Mann, war ein guter Kerl! Er hatte so grosses Glück gehabt: in seiner Kompanie waren alle Jungs aus Moabit. Stellen Sie sich das mal vor: die Kameraden vom Beusselberg alle zusammen! In Frankreich haben sie den 1. Mai zusammen gefeiert. Zu ihren Gefangenen waren sie prima Kameraden. Mein Erich hat einem Neger mal zwei Brote unter den Mantel gesteckt, weil die in ihren Lagern doch nichts zu fressen hatten. Dafür musste er in Arrest. Dafür haben sie dann auch mal einem Kompanieführer im Graben das Fell verhaun. Erich erzählte mir auch, dass sie in Russland über den Graben mit den Russen Fussball gespielt hätten. Das hat er in dem Zusammenhang erzählt, dass sich fast alle vorgenommen hätten, bei günstiger Gelegenheit rüberzuflitzen. Erich sagte immer: «Betty, alle Kameraden



Erich, 3. von links, mit französischen Gefangenen.

wollen nach drüben abhauen!»

Als er mich aus dem Lager geholt hat, hatte er seinen letzten Urlaub. Wir sind rüber zur Hallerstrasse, wo das Amt der Kettenhunde war. Erich hat Urlaubsverlängerung beantragt. Sie haben ihm vier Tage Verlängerung gegeben, ausserdem noch für vier Tage Verpflegung. Dann ist er nach Wittenau zur Rüstungsfabrik und hat mich für die Tage krankschreiben lassen. Dann ist er mit mir zur Kaiserin-Augusta-Allee, wo ich einen Schein gekriegt habe, dass ich im Lager war.

Meine Augen waren noch fast zu. Die Augenbrauen fast weg. Ausserdem hatte ich Beulen am Kopf. Und da hat er gesagt: «Meine Frau ist pflegebedürftig. Sie hat niemand sonst. . .»

Und dann hat er wieder davon gesprochen: «Betty, denke nicht, dass ich meine Frau im Stich lasse. Denke bitte nicht, Betty, dass ich dich nicht mehr liebhave. Aber ich habe beschlossen, mit Emil Newes aus der Bredowstrasse nächstens rüberzuflitzen!» Die hatten denen von der anderen Seite aus alles mit Trichterlautsprechern erklärt und gerufen: «Kommt rüber!» Mit Steinen haben sie Passierscheine rübergeworfen.

«Kommt rüber, hier passiert euch nichts!» Dadurch aber, dass in der Nachbarkompanie schon so viele rüber sind, haben sie Erichs Kompanie schärfer bewacht.

«Und wenn ich bei den Russen bin, kann ich fünf, zehn Jahre drüben bleiben. Betty, mein Liebes, wärst du mir böse, wenn ich da eine andere Frau finde?»

Da habe ich ihm geantwortet: «Du bist mir doch ein so treuer

Kamerad gewesen! Nein, Erich, dann wäre ich dir nicht böse. Hauptsache, dir geht es gut!»

«Betty,» sagte er dann, «bleibst du auch immer unserer Fahne treu?»

«Natürlich, Erich, das schwöre ich dir!» Da habe ich ihm auch die Fahne gezeigt, die ich die ganze Zeit hinter dem Kleiderschrank hatte. Wir waren die paar Tage noch schön zusammen.

Als er sich verabschiedete, wir sind zusammen zum Potsdamer Bahnhof, reicht er mir aus dem Zugfenster seinen Siegelring raus. *Betty zeigt mir einen Ring an ihrer Hand*

Ja, das war sein Siegelring. Er gab mir auch die Kette mit dem Medaillon, wo unsere beiden Töchter drauf waren. Da reicht er mir auch noch seine Armbanduhr aus dem Fenster. Dann ruft er mir nach: «Ich habe das Gefühl, es geht schief!»

WALTER SEITZ • UNTERTAUCHEN

Ich bin ziemlich sicher, dass mich ein Nazi angezeigt hat, denn ich wurde nach zweijähriger Tätigkeit bei Schering ausserplanmässig zur Musterung bestellt.

So kam ich als 35jähriger für 6 Wochen zur militärischen Grundausbildung in die Spandauer Seeckt-Kaserne. Ich kam in eine Mannschaft von Jungen, die gerade den Arbeitsdienst hinter sich hatten, und ich kam 17 Tage zu spät. Im Gegensatz zu den 20jährigen habe ich alles falsch angepackt, zum Entsetzen der Unteroffiziere. Aber die Kameraden waren reizend zu mir. Sehr bald habe ich zu ihnen politischen Kontakt gehabt. Einige waren Kommunisten. Wir sprachen über die Gerüchte von der Ostfront.

Auch da haben sich also die Anti-Nazis gegenseitig gewittert. Gesprächsstoff gab der Hauptmann ab, ein ganz dummer Nazi. Der Leutnant dagegen war ein besonders netter, verständnisvoller Mann, der durch die Stuben ging, menschlich mit den jungen Leuten sprach, sich an ihr Bett setzte. Er gebrauchte keine Nazi-Phrasen, während der Hauptmann nur . . . also dem tropften die Naziphrasen vom Munde dauernd runter, alle, die jeweils in der Zeitung standen. Ich hörte später, dass dieser Hauptmann sehr bald an der Front, als er einen sinnlosen Sturmangriff befahl, von seinen Leuten in den Rücken totgeschossen wurde. Das war eine Art des Widerstands! Die Kameraden hatten erkannt, dass er das Ritterkreuz unbedingt haben wollte und dass er deswegen einen törichten, verlustreichen Angriff befahl!

Nach 14 Tagen wurde ich dem zuständigen Revierarzt zur Unter-

Stützung zugeteilt. Er war Hautarzt und hat deshalb z.B. von Herzkrankheiten nicht so viel gewusst. Ich stand immer hinter seinem Rücken und habe ihm die Diagnose zugeflüstert. Auf Lateinisch. Da kann man ja immer Leuten helfen, nicht? Es war tatsächlich der erklärte Hauptwunsch der meisten Soldaten: nicht an die Front zu müssen! Ich tat, was ich konnte.

Nun muss ich noch ergänzen. Nachdem ich bei Schering angezeigt war, meine Musterungsladung erhielt, nachdem ich also wusste, dass ich zum Militär eingezogen werden würde, bin ich schnell von Schering weggegangen und habe ein paar Wochen am Auguste-Hospital gearbeitet. Wenn schon, wollte ich als Arzt eingezogen werden. Dieses Hospital leitete ein sehr einflussreicher Mann, der mich sofort nach meiner Grundausbildung reklamieren konnte.

Ich brauchte also nicht in den Krieg. Ich arbeitete dort, bis ich Anfang 1944 zu einem Ausweichhospital nach Schlesien geschickt wurde.

Ich hatte in einem Bezirk von 15 km Länge alte Männer ärztlich zu versorgen, die zum Panzergraben-Schaukeln zusammengezogen worden waren. In einem kleinen Städtchen war morgens der Marktplatz voll von diesen Männern – aus allen Nationen! In Sekunden hatte ich jeweils die Entscheidung zu treffen: arbeitsfähig/nicht arbeitsfähig! Auf der einen Seite hinter mir stand der Dolmetscher für die betreffende Fremdarbeitergruppe, auf der anderen Seite ein hoher Parteigenosse mit goldenem Parteiabzeichen. Die Reihenfolge der Untersuchung war streng geregelt. Erst kamen die Deutschen. Dann die Franzosen. Dann die Russen und die Polen. Am Schluss diejenigen, deren Sprache man nicht verstand, einige unglückliche Gestalten aus dem Osten, die auf die deutsche Seite übergelaufen waren und in irgendwelchen zentralasiatischen Sprachen redeten. Mehr war nicht zu machen, als viele Leute zwei, drei Tage krankzuschreiben, oder ihnen zwei Tage Diät zu verschreiben, wenn sie Durchfall hatten. Dabei wurde ich angezeigt. Mich hatte jedoch jemand gewarnt. Ich hatte das Nötigste vorbereitet und bin untergetaucht.

Heisst das nicht, mit dem Leben abgeschlossen zu haben, wenn man alles auf diese eine Karte setzt?

Der Soldat an der Front muss das doch auch. Im Krieg und in der Diktatur am Leben bleiben zu wollen, verlangt vom Menschen, dass er das für ihn Wesentliche stets beieinander hält, in gewisser Weise eben auch «abgeschlossen» hat. Ich war in Schlesien einmal auf einem Schloss eingeladen zum Tee. Dort traf ich drei Frauen kommandierender Generale. Ich fragte sie beiläufig, ob sie Vorbereitungen getroffen hätten, wenn die Russen kämen. Völlige Verständnislosigkeit! An

irgendeine Entscheidung, an irgendeine unmittelbare Gefahr dachten sie nicht. Im Schloss hingen wertvolle Gemälde, Teppiche, grosse Werte. Ich hörte später, dass sie, als die Russen tatsächlich gekommen waren, ihre *Wäsche* im Garten vergraben hätten.

Ein anderes Beispiel. Ich drängte den 94jährigen jüdischen Vater meines Schwiegervaters: «Ich bringe dich in einem Armee-Hospital oder einem Altenheim unter, du siehst nicht jüdisch aus, es wird gelingen, dich dort zu verbergen, es wird dir gelingen, die Nazidiktatur zu überleben!» Er wäre wahrscheinlich durchgekommen. Aber er hat sich nicht rechtzeitig entscheiden können. Er hatte noch aus dem Krieg von 1870/71 das Eiserne Kreuz und deswegen die Vorstellung: «Mir tun sie nichts!» Als er später die Deportationsliste erhielt, ist er tot umgefallen.

Es gab drei Schwierigkeiten: die Lebensmittelmarken, der gefälschte Pass, der damals 4'000 Mark kostete, und das Geld. Es musste also alles vorbereitet sein. Von heute auf morgen kann man nicht untertauchen.

Illegal zu leben, braucht Mut, Geschicklichkeit. Da ist es natürlich auch von grossem Vorteil, wenn man klar weiss, die Nazis wirtschaften ab und Gewissheit daraus beziehen kann. Bei den Kommunisten war es ja fast eine Voraussetzung für ihren unaufhörlichen Widerstand gegen Hitler, dass sie sowieso glaubten, das Richtige wird siegen!

Andere schlitterten in ein illegales Leben hinein, ohne gross zu kalkulieren. Ich hatte eine vollkommen neurotische Bekannte, Jüdin.

«Du interessierst dich doch schon immer für den Katholizismus. Ich bringe dich in einem katholischen Kloster unter!» Sie war glaubhaft katholisch. Anni Kraus hat's überlebt. Obwohl sie das Gegenteil einer Heldin war. Für jeden Einzelnen immer die richtige Lösung zu finden, war das Schwerste: die besondere Art, wie den Nazis zu entgehen war, die Widerstandsform zu finden, die individuell angemessen war. Eine Neurotikerin kann, wenn sie nachts nicht schlafen kann, sich Oropax in die Ohren tun. Aber für den Widerstand ist eine schlafgestörte Neurotikerin völlig ungeeignet. Die Lösung in diesem Falle? Das Kloster!

Für mich hatte ich einen Binnenschiffer-Ausweis besorgt. Mit diesem Ausweis bekam ich eine «Reisekarte». Darauf standen mir überall Lebensmittelkarten zu. Ich hatte mir auch einen falschen Pass besorgt. Und ich hatte mein ganzes Geld schon lange vorher vom Konto abgeboben. Es war ein Montag, als ich mich entschloss unterzutauchen. Und augenblicklich fuhr ich nach Berlin zurück.

ILSE REWALD • AM 11.1.43 HABE ICH DEN JUDENSTERN ABGELEGT

Wer untertaucht, macht sich nicht frei, sondern rechtlos und vogelfrei. Für meinen Mann und mich hiess die Alternative, auf legalem Wege immer noch einen und noch einen Schritt weiterzugehen – und dann noch ein Schrittlchen, wenn man abgeholt wird. Oder den Versuch zu wagen, einen grundsätzlich anderen Weg zu finden, das Leben in der Illegalität, und wenn es nur drei Tage dauert. Die Alternative hiess legaler Tod oder illegales Leben. Vogelfrei zu sein bedeutete für uns, eine äusserst enge, auf den nächsten Tag oder die nächste Stunde begrenzte Freiheit zu geniessen.

Wie vollzog sich bei Ihnen diese Entscheidung?

Entscheidung? Dieser Begriff ist nicht richtig, ihm wohnt etwas Freiheitliches inne. Wir sind erst in den Untergrund Berlins gegangen, nachdem zwei bittere Tatsachen vorlagen. Juden wurden nun nicht mehr nach vorheriger Mitteilung aus ihren Wohnungen, sondern ohne Benachrichtigung von ihren Arbeitsplätzen zur Deportation abgeholt.

Und: der Bruder meines Mannes war als letzter Angehöriger unserer Familie abgeholt worden. Nun konnte, wenn wir untertauchten, kein Verwandter mehr von den Nazis für uns als Geisel genommen werden!

Wir wussten, dass auch unsere untergetauchten jüdischen Bekannten nicht etwa sicher waren. Einer hatte, verzweifelt, weil er keinen Unterschlupf fand, eines nachts ein Zimmer in einer Pension gemietet. Es fand eine Razzia statt. Er wurde abgeholt. Ein anderer junger Mann tarnte sich in einem Berliner Aussenbezirk als Schwereverletzter – schliesslich fielen in dieser Zeit ja schon alle unversehrten jungen Männer auf, die sich ohne Arbeit in Berlin bewegten, er wurde trotzdem geschnappt und ist umgekommen. Dennoch machten uns Freunde Mut, ein illegales Leben in Berlin zu versuchen. Aber wir mussten uns beeilen. Für meinen Mann war Unterkunft für die ersten Tage gesichert. Und ich? Für mich blieb nur der Gang zur Familie Pickard am Olivaer Platz.

Ein Kollege meines Mannes bei der Zwangsarbeit war eines Tages zu uns gekommen, um mit uns den Plan seiner Flucht in die Schweiz zu besprechen. Zum Abschied sagte er, wenn wir einmal dringend Hilfe brauchten, sollten wir uns an Familie Pickard wenden. «Nennen Sie dort meinen Namen. Es sind Freunde!» Beim Versuch, die Schweizer Grenze zu überschreiten, wurde dieser Freund mit seiner ganzen Familie festgenommen. Sie sind alle umgekommen.

Der 11. Januar 43 war ein Wintertag mit 20 Grad Kälte und

«Reni» (Renate) Collmen.
Ihr Vater war der Zwangsarbeits-
Kollege meines Mannes mit der
Schallplattensammlung.
Die Familie wurde auf der Flucht
an der Schweizer Grenze gefasst.
Alle sind umgekommen.



schneidendem Ostwind. Ich war so verzweifelt, dass ich ihnen direkt meine Bitte um Obdach vortrug. Sie sagten mir, dass sie selber schon in grosser Gefahr schwebten und nicht noch mehr Risiko auf sich nehmen könnten. Wie ich weinend die Treppe hinuntergehe, werde ich von ihnen zurückgerufen.

Von diesem Tag an trugen mein Mann und ich keinen Judenstern mehr.

Welche Vorstellungen haben Sie sich in diesem Augenblick von Ihrer Zukunft gemacht?

Keine. Wir haben ja nicht einmal eine Vorstellung davon, wie lange es äusserstenfalls überhaupt dauern könnte! Diese sogenannte Entscheidung für den Versuch eines Lebens im Berliner Untergrund mussten wir mitten in einem Wettrennen gegen den Tod treffen. Jeder Tag konnte ein Tag zu spät sein.

Wenn man nichts mehr von seiner Zukunft erwartet, bleibt man da noch «der Alte», hat man nicht «ein Stück von sich selbst» ab geschnitten?

Schon längst vorher hatten ja die Nazis unsre Identität zu verändern versucht und verändert. Die immer bedrohlicher werdenden Massnahmen im Laufe der Jahre bis zum Höhepunkt des Gelben Sterns, der ja immer wieder zu spontanen Schikanen Veranlassung geben sollte. Auch die Veränderung des Namens: nicht mehr Ilse Rewald sollte ich



Welche Vorstellungen haben Sie sich von Ihrer Zukunft gemacht?

Oben: Kurt Rewald (mit zwei Freundinnen) 1939 – 30 Jahre alt, Grafiker, begeisterter Sänger von Liedern und Arien. Deportiert als letzter der Familie am 11.1.1943

Unten: Hochzeit Martha und Kurt Rewald. Weil man nichts mehr hat kaufen können, trägt sie mein Hochzeitskleid, er den Anzug meines Mannes. Beide sind umgekommen.



mich nennen und genannt werden, sondern Ilse Sara Rewald; mein Mann nicht Werner, sondern Werner *Israel*. Das war keine abstrakte gesetzliche Vorschrift geblieben, sondern tägliche praktische Übung! So hat es aber auch den kleinen praktischen und ideologischen inneren Widerstand im Kampf um das eigene Selbstbewusstsein gegeben. Schliesslich waren wir aus sämtlichen gewohnten Lebensbedingungen Stück für Stück herausgerissen worden. Das hatte seine Folgen. Man war nicht mehr der alte geblieben, schon lange nicht mehr. Als wir den Judenstern abschnitten, haben wir eine Entscheidung gegen diese einzige «Sicherheit» getroffen, die uns blieb, die Sicherheit, deportiert zu werden. 1943 gab es für einen jüdischen Berliner keine andere Zukunft als das Ungewisse im Gegensatz zum sicheren Tod, das Ungewisse, von dem man sich keinerlei konkrete Vorstellung machen konnte, ausser dass man nicht mit Sicherheit deportiert und ermordet wird. Das war persönliche Identität ohne Perspektive, nur im jeweiligen Augenblick zu erfahren. In Hitlerdeutschland kommt ein Jude ab 1943 mit dem Verzicht auf Arbeitsplatz, Wohnung, legale Ausweispapiere, mit dem Verzicht auf jeglichen Anspruch zum Beispiel irgendwelcher sozialer Leistungen paradoxerweise ein Stück an sich selber heran. Natürlich wird er auch von diesem Augenblick, wo er den Judenstern abschneidet, nie mehr den Gedanken los: Wie komme ich aus der Einigung wieder heraus? Wie kann ich mich niederlassen, entfalten, an später denken?

Da hat man doch wohl schlussfolgern müssen: Ursache des Terrors ist diese Regierung und ihr Apparat – also helfe ich, diese Regierung zu beseitigen, leiste Widerstand.

Dazu müssen Sie eine Waffe haben. Wo sollten Sie eine hernehmen?

Statt einer Waffe haben sich viele Juden ein Schlafmittel besorgt. Womit sie sich umbrachten. Was war denn schwerer zu besorgen?

Man hat die, die sich mit Veronal töteten, gar nicht richtig bedauert. Eher hat man schon den Mut bewundert, wenn sich einer entschied, dieses Leben, das keins mehr war, nicht weiterzuführen. Eine Frau in der Rüstungsfabrik, in der ich Zwangsarbeit machen musste, verkaufte ihren Perserteppich für 1'000 Mark. Davon kaufte sie sich Schlafmittel. Als ihr dann die Listen zugeschickt wurden, war sie überhaupt nicht aufgeregt. . . Als sie am nächsten Tag nicht mehr in der Fabrik erschien, war uns allen klar, sie hat eben ihre Lösung gefunden.

Familienglied der Fleckiger Werner:
 Paula in sie sind gesund, in glückselig bin
 sie, wenn sie glücklich sein dürfen, die die in
 diese sind sind meine Hoffen die sie sein möge.
 sie haben sich nicht angeschlossen, das ist die
 Erinnerung sie alle zu kommen so in besten
 Mitte in sie, nicht dank in, große und ich in
 im Paul in Regina. Sie sind in sie in sie
 Hoffen dank die. Sie gibt die in sie in sie
 nicht in sie dank die. Sie sind in sie in sie
 in Paula die in sie. Die Erinnerung die sie in sie
 Sichel in sie.

Fleckiger Werner in sie sind
 in sie für große Liebe
 für Sichel

Kassiber der Mutter aus dem Ghetto.

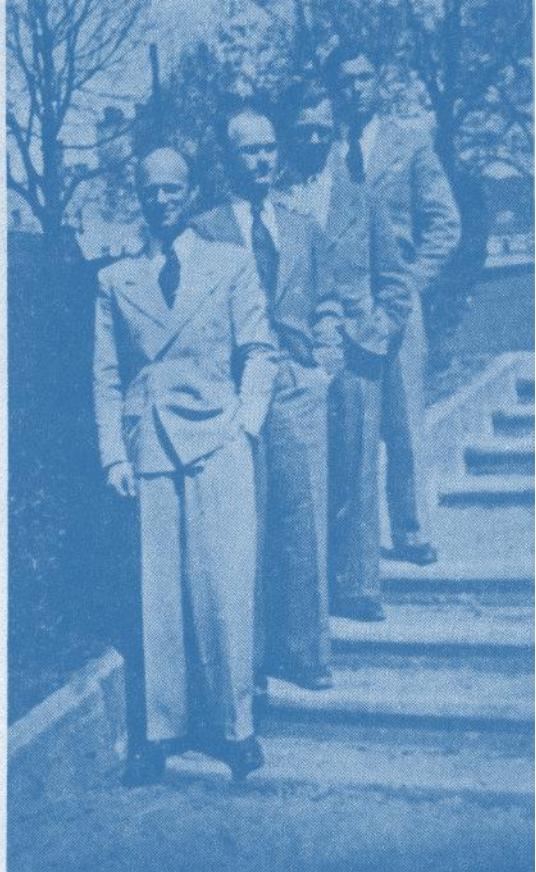
Zum damaligen Zeitpunkt wäre es für mich persönlich allerdings nicht möglich gewesen, denn wir hatten gerade einen Kassiber meiner Mutter erhalten. Aus dem Ghetto von Riga! Dort lebte sie. Sie lebte! Und weil sie schrieb, daß sie für die Wehrmacht und nicht für SS arbeiten mußte, dachten wir, sie könnte es schaffen! Wenn man in großer Verzweiflung ist, klammert man sich eben an einen Strohhalm.

Aber man konnte doch wohl letzten Endes gar nicht an der Erkenntnis vorbeikommen, daß ein Leben nur möglich ist ohne Nazi-Regierung.

Unter der Bevölkerung und auch unter uns hat Stalingrad die Stimmung verändert. Man hat immerhin gehofft, Hitler würde, wenn er schon nicht aus eigener Kraft beseitigt werden konnte, den Krieg verlieren. Daß der nicht ewig blieb, war klar. Insofern gab es Perspektive.



Erich und Kurt beim illegalen Bootfahren in Templitz. 1940 durften Juden Berlin nicht mehr verlassen.



1940 am Heidelberger Platz. V. l. n. r. Eppi, kaufmännischer Angestellter, zu der Zeit Zwangsarbeit Brunnenbau; Hugo Kurt, wollte Sportlehrer werden, Zwangsarbeit Müllabfuhr; Erich, hatte eine Kaufmannslehre begonnen, Kohlenräger bei Thom any; Ulrich, wollte an der Baugewerksschule in der Kurfürstenstrasse Ingenieur werden, Zwangsarbeit Brunnenbau.

Ulrich (16), Hugo Kurt (21), Erich (18) 1936 auf dem alten «BSV 1892»-Sportplatz: Ausser Eppi sind alle Brüder noch im Fussballverein aktiv. Ulrich wurde auf Drängen seiner Vereinskameraden bei der Olympiade als Schiedsrichter zugelassen; nach der Olympiade wurden im Verein keine Juden mehr geduldet.





Oben Nachdem die Mitgliedschaft im «BSV 1892» verboten war, traten die Brüder Chotzen in die «Jüdische Sportgemeinschaft 33» ein. Die beiden Frauen auf dem Bild sind meine Schwägerinnen Ilse und Lisa, umgekommen im Ghetto Riga und in Auschwitz.



Ilse und Erich Chotzen. Hochzeit 1941. Erich ist im Rigaer Ghetto umgekommen, Ilse vielleicht bereits in Riga, vielleicht erst in Auschwitz.



Sportlertreffen, v. l. n. r. Manni Ohrbach, ausgewandert in die USA; Lisa, in Auschwitz umgekommen; 4. Vera Bucksbaum, umgekommen mit Mann (hinter ihr) und Kind; 6. Rudi Joachim, die Joachims waren bei der Widerstandsgruppe Baum; 9. Fritz Bucksbaum, aus dem KZ zurückgekommen; Use, umgekommen; (verdeckt) Eppi, überlebte; sein Bruder Uli, umgekommen; Friedländer, zurückgekommen; Hugo Kurt C., umgekommen.

KURT LEHMANN • GROSSKAMPFBATTERIE, HYDRAULISCH, UNTERIRDISCH

Die sind immer dreister geworden. Kamen mit ganzen Pulks. Zwei- bis dreihundert Bomber in einem Höhenbereich, den die Geschütze kaum noch erfassten. Wir haben ununterbrochen geschossen. Im Wechsellpunkt, so dass uns die eignen Splitter auf den Kopf fielen. Zweiunddreissig Geschütze, LS-Zerleger. Auf automatische Zündung eingestellt, modernste Technik. Wenn du da mit einer kleinen Taschenlampe im Depot in die Nähe gekommen wärest, wären die hochgegangen. Geschosse, wo ein stabiler Mann zu tun gehabt hat, um die Kartuschen aufzufangen. Pro Geschütz 9 Mann! Wir hatten auch den «Würzburger Riesen», ein ganz modernes Funkmessgerät. Wenn die von Dover aufstiegen, hatten wir sie schon im Visier.

Ich gehörte zu den letzten, die einberufen worden waren. 1943 Arbeitsdienst, nach Polen! Der Spaten, der zur Ausrüstung des Arbeitsdienstes gehörte, war nur zum Fotografieren da. Wir hatten Einsätze gegen polnische Partisanen. Dann wurde ich an Flak ausgebildet. Da waren an der litauischen Grenze schon die ersten russischen Panzer durchgebrochen. Dann wurde ich zur Kriegsmarine gezogen. U-Station Brest: U-Bootwache, Minenräum und -such. Nach der Invasion wurde dort alles zertrümmert. Im Herbst '44 abkommandiert zum Luftverteidigungsraum Nord, bei Brüssel. Von unserem Flugplatz flogen die Ju 88 und die He 111 nach London rüber. Wir waren eine Grosskampfbatterie, eine der besten Flakbatterien, die Deutschland hatte. Alles hydraulisch. Alles unterirdisch. Glänzende Geschütze.

Im September, eines Tages um 10 Uhr früh: Grossangriff. Die haben den Flugplatz und die gesamte Batterie zur Sau gemacht! Dabei ist das grösste Bombendepot, das überhaupt je existierte, in die Luft geflogen. Tausende Soldaten sind an den eigenen Bomben krepirt. Zwischen fünf- und achthundert Spezialflugzeuge, der Rest der deutschen Luftwaffe, sind in Schutt gegangen. Danach hat das Luftgaukommando zwar Feuerbefehle erteilt, aber es ist eine gewisse Führungs- und Kopflosigkeit eingetreten.

Die Fronten wurden von allen Seiten eingedrückt, kein Nachschub mehr. Zwei oder drei Tage nach diesem Grossangriff kam der Befehl, die restlichen Geschütze zu sprengen. Mit 300 Panzern sollte der Durchbruch nach hinten gemacht werden. Panzermunition wurde aus den Bunkern rausgelegt. Die Hälfte der Flakgeschütze, die übrig waren, auf Erdkampf eingestellt. Ein paar Meter über den Häusern von Brüssel

donnerten unsere Granaten weg, die Amis bombten in die Häuser rein, wir lagen so weit von der Stadtmitte weg, wie Wannsee vom Berliner Zentrum. Die Bevölkerung litt.

Bei Maastrich-Eindhoven hielten wir, Maas-Schelde Kanal. Da habe ich erlebt, wie die 1'000/2'000 englischen und amerikanischen Fallschirmspringer in das Moor- und Sumpfgelände gesprungen sind. Sie müssen das Gelände falsch erkundet haben. Beim Absprung mitten rein, elendig sind sie da zugrunde gegangen. Die Köpfe ragten aus dem Moor. Die Arme hochgestreckt.

Tag und Nacht feindliche Flugzeuge. Auf unserer Seite: kein Panzer mehr, keine Flak mehr, kein Flugzeug mehr. Aber deutsche Gewehre und russische Munition, alles so 'ne Korken! Plötzlich ein Befehl: Auf 10 bis 15 km wurden Gräben ausgehoben. Alle zwei Meter ein Mann in ein Loch eingegraben. Dann gingen die Scheisshausparolen los. Rommels Panzerbrigaden würden die Front verstärken! Aber wir hörten ja über unsere Funkgeräte auch schliesslich Nachrichten von den Engländern, wussten also, dass Rommel verletzt war. Das Gerücht sollte uns bei Laune halten. Thunderbolt-Jabos und Spitfire haben die Front auch nachts zum Tag gemacht. Sie waren Leuchtbomben. Wenn eine ausging, ging die andere in grosser Höhe an. Das Magnesium hat 15 Minuten gebrannt. Hunderte solcher Bomben, so dass jede einzelne Bewegung in den Gräben gesehen wurde. Man konnte sich nicht blicken lassen. Ich habe nie einen Feind selbst gesehen. Keinen Menschen, auf den man hätte schiessen können. Nur Flugzeuge und Panzer.

Warum betonen Sie das?

Weil es nicht stimmt, was man im Western und im Fernsehen sieht: den wilden Mann spielen, der aus beiden Hüften um die Ecke schießt, das gibt's nicht im Krieg. Es ist wie beim Schachspiel: von hinten halten Turm und Läufer alles im Visier, der Springer ist Granate, die Bauern sind die Infanterie.

Eines Tages: «Bäcker und Köche melden!» In einem Bauernhaus wurde die Waschküche in Beschlag genommen, ein Bulle geschlachtet. Es kam ja keine Verpflegung mehr ran, Munition ging vor. Ich habe mir eine Vorrichtung einfallen lassen und gebaut, mit den anderen zusammen, dass die Kaldaunen von dem Tier nicht stinken. Wir waren mitten beim Schlachten und Kochen – ein Angriff, in Schutt und Asche der ganze Bauernhof. Damit war die ganze Kocherei wieder zu Ende. In der Denkungsart, wenn man sich das alles von heute noch mal überlegt, kann man alles gar nicht so schnell nachdenken, was man damals alles

aufgenommen hatte. . . Die Front wurde wieder aufgelöst. . . Bilder gehn mir da durch den Kopf. . . Pferdegespanne. . . wie Munitionswagen mit Pferdegespannen in den Kanal getrieben wurden. . . immer rin. . . draufgeschlagen und versenkt. . . bei der Schleuse. . .

Nachdem ich gesehen hatte, was der wahre Jakob ist, kamen mir irgendwelche Bilder und Vorstellungen, dass das hier gar nicht mehr rentabel ist, dass die Befehlshaber ja auch gar nicht mehr an das glauben, was sie befehlen. Es war eine sinnlose Sache geworden.

Zum Beispiel, ich sollte einen Posten ablösen. «Was ist denn mit dir?» frage ich, als er beim Aussteigen aus dem Loch hinfällt. Er sagt aber nichts mehr. Er kam auch aus der Manteuffelstrasse, war mit mir die ganze Zeit zusammen, auch schon in Polen, war im gleichen Alter. Das war am 19. Oktober 44, sein Geburtstag zufällig. Habe ich nicht vergessen, weil ich seine Marke, seine Papiere und ein paar persönliche Sachen im Bataillonsbereich abgegeben habe. Blut kam ihm aus Mund und Nase. Er ist praktisch daran erstickt. Ich musste nun seinen Posten übernehmen. Ich wusste, wo die Schüsse herkamen. Auf einem Fabrikdach sassen amerikanische Scharfschützen, mit Präzisionsgewehren, von denen wir nur geträumt haben. Später ist es mir an der Stelle mit noch drei Mann gelungen, ein englisches MG-Nest auszurauchern. Dabei haben wir einen vorgeschobenen Brückenkopf erzielt, der auch drei Tage gehalten werden konnte.

Aber die Front wurde immer weiter aufgedreht. Am Tage haben wir Nebeltöpfe geschossen. Man wusste da aber selbst gar nicht mehr, wo langlaufen. Im Oktober/November gibt es ja in Holland ohnehin Nebel. Eines Tages wurden wir aus der Front rausgezogen. Eine Marschkompagnie wurde nach Bremerhaven geschickt. Die Marineverwaltung hat uns die Wehrpässe der Leute von unserem Zug vorgelegt. Wir mussten die identifizieren. Ich merkte, ich war einer von den drei Mann, die von den 60 meines Zugs noch übrig waren. Die anderen sind alle bei Utrecht umgekommen. Ampanzer über deren Erdlöcher drüber, aus der unteren Luke 'ne Granate, zweimal im Kreis drübergedreht, fertig.

Bei der Gelegenheit habe ich dann meinen Wehrpass aus der Kartei an mich genommen. Dort war laufend Luftalarm. Bei Bremen-Osterholz haben sie alles zerputzt, auch 30 bis 40 Me 262, die deutschen Düsenjäger, die «Wunderwaffe». Plötzlich kam ein Befehl: «Lehmann zur Schreibstube vor. Acht Tage Urlaub nach Berlin!»

Ich kam für 8 Tage hier an und hatte einen Marschbefehl in der Tasche, dass ich mich nach dem Urlaub nach Ruhla in Thüringen begeben sollte, zu einer schweren Flakeinheit in der Umgebung eines

VI-Werkes. Der Zufall ergab, dass ich hier mit etlichen Leuten zusammenkam und so manches erfuhr. Es waren meist alte Schulkameraden von mir oder deren Brüder, die mir erzählten, wer alles nicht mehr lebt.

«Der ist weg. . .» «Und der. . . und der. . . Und Mecki.» «Und der eine mit jüdischer Abstammung, bei Nacht und Nebel aus dem Haus geholt. . .» «Den und den. . . bei Fliegeralarm abgeholt, Türen aufgeschlagen, Leute raus auf Lkws und ab. . .» «Der ist gefallen. . . der auch...»

Mit denen war ich öfter zusammen. War auch ein früherer Spielkamerad von mir aus dem Nachbarhaus dabei, ein Bomberpilot, nach 250 Flügen über London schwer verwundet, auf Genesungsurlaub, seine Eltern waren die Hausmeister in unserer Schule gewesen. Da bestand auch Kontakt zu gut unterrichteten Kreisen. Zum «Nationalkomitee Freies Deutschland». Es wurde mir klar, dass mein Marschbefehl wahrscheinlich auch nur eine Scheisshausparole war. In Wirklichkeit sollten Truppen von der Westfront an die Ostfront zusammengezogen werden. Meine Freunde drucksten so rum, sagten mir nach und nach, dass sie längst überfällig waren, Urlaub überzogen hatten. Obwohl es verboten war, trugen sie teilweise Zivil. Ich trug dann auch mal an einem Tag einen zivilen Anzug.

ILSE REWALD • DER MANN VOM ARBEITSAMT

Bei Familie Pickard schlief ich im Esszimmer auf einem Sofa. Ein paar Sachen hatte ich in einem kleinen Koffer bei mir, andere waren in zwei, drei Wohnungen von Bekannten untergestellt, diese Vase, diese Uhr, sehen Sie. Auf keinen Fall konnten wir unsere Wohnung Dahlmannstrasse 2 wieder betreten. Gestapo bezog wochenlang vor den Wohnungen Untergetauchter Posten, um den zu schnappen, der zurückkam, um sich eine vergessene Kleinigkeit zu holen.

Hilflos half ich zunächst im Haushalt. Aber ich konnte mich nicht von ihren Lebensmittelrationen miternähren lassen, ich musste Arbeit finden. Auch, um nicht den ganzen Tag in der Wohnung zu bleiben. Es war nötig, «dosiert» zu Hause zu bleiben, man durfte sich nicht auf die Nerven fallen. Untertauchen hiess also auch, nicht an einer Stelle hocken bleiben, sich bewegen. Auch wenn in der U-Bahn in allen drei Eingängen Kettenhunde lauern. Erst wenn der Zug abfährt, drehen sie sich um: «Die Ausweise bitte!»

Ab 1943 suchten sie allerdings weniger nach illegalen Juden als nach Deserteuren, und Deserteure waren wohl nicht sehr beliebt. «Mein Mann ist auch an der Front! Keiner soll sich drücken!», hörte man oft.

In jedem Berliner Mietshaus gab es einen Blockwart und einen Luftschutzwart. Beim Nachbarn war ein Sohn bei der SA. Im Haus meiner Mutter wohnte der Bürgermeister von Charlottenburg, Nazis waren da abends zu Besuch, und die meisten Leute waren doch eher bereit zu tun, was Hitler anordnete. Es hat kein Netz gegeben, das einen beim Untertauchen abfangt, wenn man stürzt. Ich hatte, wenn ich durch die Stadt ging, nicht das Gefühl, hier sind viele, die mir helfen würden. Man war Gefangener im Netz der Behörden und der fanatischen Nazis. Aus diesem Netz wollte man ständig raus, suchte ein Schlupfloch.

Durch unsere vielen Gespräche jetzt kommt einem alles noch einmal hoch! Ich fange wieder an, davon zu träumen. Da weiss ich nicht, wo ich hin soll, höre SS hinter mir, Stiefel, Lkws, Uniformen und Formulare, ich weiss nicht, wo ich raus soll, ich werde abgeholt, ich kann nicht rennen – es ist kein Netz helfender Freunde da.

Ich fand Arbeit bei weitläufigen christlichen Verwandten, die eine Wäscherei besaßen. Ein Bruder der Familie war bereits Parteimitglied, es gab Nazis unter den paar Angestellten, keiner durfte eingeweiht werden. Ich sortierte die schmutzige Wäsche, die die Kundschaft, meistens aus der Gegend Neuwested, wohlhabend, brachte. Ich notierte die Mengen. Für Krause fünfmal Bettbezug, soundsoviel Laken, Handtücher, Servietten. Ich kennzeichnete jedes Stück mit einem Faden oder stand an der Heissmangel. Reinlegen, falten, mit dem Gasbügel-eisen plätten. Die Gardinen wurden auf spezielle Holzgestelle gespannt und getrocknet, dass sie nicht zerknittert an die Fenster kamen. Neben den Oberhemden, deren Kragen man mit einem Lappen voll Stärketunke einstärken musste, bevor man sie plättete, waren Paradekissen und Überschlaglaken mit handgearbeiteten Stickereien besonders zu bearbeiten. Bei Luftalarm haben wir die asthmatische Chefin, die den ganzen Tag im Dampf von Heissmangel und Gaseisen zubrachte, in einem Leiterwagen zum U-Bahnhof Neuwested transportiert. U-Bahnhöfe galten als besonders sicher.

Eines Tages öffnet sich die Geschäftstür, und ein Mann vom Arbeitsamt kommt, um die Arbeitsbücher zu prüfen. Scheinbar ruhig gehe ich auf die Toilette, in Wirklichkeit verschwinde ich zitternd durch den Hinterausgang. Nachdem die Kontrolle beendet ist, schickt mich die Chefin noch eine Besorgung machen, damit vom Personal keiner was merkt.

WALTER SEITZ • POLIZEI

Ich sitze also meine ersten Stunden als U-Boot im Zug nach Berlin. Gleich hinter Frankfurt/Oder ist Halt. Ein Nebengleis. Auf beiden Seiten sehe ich Reihen von Polizisten. «Jetzt hat es dich schon erwischt!» Die Polizei geht von allen Seiten durch den vollen Zug. Sie sucht nicht nach den Gänsen im Gepäck der Leute, sie schaut nur die Männer an.

Ich riss mich zusammen. Ich zwang mich, den Vorgang genau zu beobachten. Mir fällt auf, dass Männer, die deutsch sprechen und keine Kopfbedeckung auf haben, nicht beachtet werden. Im Zug ist es totenstill. Weil jeder ein schlechtes Gewissen hat. Lebensmittel oder andere Sachen im Gepäck, mindestens. In der Stille fange ich an, betont mit meiner verdutzten Nachbarin zu sprechen, natürlich deutsch. Und ich nehme meine Mütze ab. Die Polizei beachtet mich nicht. Alle Leute, die sie aus dem Zug herausholten, waren Polen. Alle hatten ziemlich kahlgeschorene Köpfe. . . Es waren geflohene Polen aus Lagern!

KURT LEHMANN • KETTENHUNDE

In den letzten zwei Tagen meines Urlaubs haben die Freunde mit mir gesprochen, so und so, überleg dir's doch mal. Dein Vater ist weg, dein Bruder auch, die Mutter ist ganz allein, wenn nun der was passiert, die ständigen Luftangriffe. . . aber überleg dir's gut! Dazu hat das «Komitee Freies Deutschland» geraten: ab warten, untertauchen, warten, bis etwas geschieht! In der Truppe sich mal über so was zu unterhalten, war wie bei den Vopos heute an der Mauer! Keiner traute dem andern, keiner wollte ins Fettnäpfchen treten. Plötzlich hatte ich zwei Tage überzogen, ohne dass ich mich direkt zum Abhauen entschieden hätte. Ich trug nun Zivil. Hatte aber vorsichtshalber auf dem Polizeirevier in unserer Strasse angemeldet, bei einem Löscheinsatz wäre meine Uniform verbrannt. Die Bescheinigung darüber trug ich immer bei mir.

Nachbarn müssen uns verpiffen haben. Ich bin bei einem Freund oben im Nebenhaus. Alles ist stockduster, die Strassen ohne Licht, kleine Schlitz an den Autoscheinwerfern. Da klingelt's. Zwei Mann von den Kettenhunden, zwei Feldwebel, stehen an der Tür, verlangen die Papiere. Ich zeigte, was ich hatte. Aber da gab's nichts:

«Wir machen Sie darauf aufmerksam, dass wir bei Fluchtversuch von der Waffe Gebrauch machen.» Ab in die Prinz-Albrecht-Strasse zur Gestapo. Die Hände aneinandergefesselt.

WALTER SEITZ • AUSWEISKONTROLLE

Zunächst habe ich in Berlin mal da und mal dort gewohnt, für wenige Tage jeweils. Bevor ich meine Lebensmittelkarten abholte, habe ich mit ängstlichem Bangen jede Kartenausgabestelle eingehend studiert. Habe mir die Leute angeschaut, ob die Damen alles grosszügig hergeben oder nicht. Bei dem kleinsten Gefühl, ich könnte bedroht sein, bin ich unauffällig verschwunden. Man muss einem solchen Gefühl sofort nachgeben.

Aber sonst: «Ich bin Binnenschiffer. . . mir steht das Recht zu, auf Dienstreisen Lebensmittelmarken zu beziehen!» Ich habe natürlich immer wieder andere Lebensmittelmarkenstellen aufgesucht.

Einmal bin ich abends um 11 Uhr auf der Lietzenburger Strasse mit Koffern unterwegs. Ich höre plötzlich hinter mir Polizeistiefel. Eine Taschenlampe strahlt mich grell an. Eine Patrouille: «Wohin gehen Sie mitten in der Nacht!»

«Zurück zur Charité, ich bin Arzt, ich habe Nachtdienst.»

«Jetzt gehen keine Verkehrsmittel mehr!»

«Hören Sie nicht? Da hinten fährt doch eine Strassenbahn!»

«Zeigen Sie Ihren Personalausweis!»

Ich hatte zwei Pässe bei mir, auf verschiedene Namen. Sollte ich ihnen nun meinen echten oder den falschen zeigen? Meine erste Regung bekämpfend zeige ich den echten.

«Der Pass ist gefälscht!»

«Nein. Überprüfen Sie bitte! Es ist mein Pass. Hier: ‚besondere Kennzeichen: Narbe auf der Stirn!‘»

Er beleuchtet meine Narbe.

«Was haben Sie im Koffer?»

«Meine Wäsche.»

«Öffnen Sie!,. . . Das ist gestohlen!»

«Bitte, sehen Sie sich die Wäschezeichen an: ‚WS‘, Walter Seitz!»

«In Ordnung. Sie können gehn!»

Ein kleiner Fehler, den falschen Pass gezeigt . . . schon hätten die Wäschezeichen nicht gestimmt, spätestens da hätten sie mich gehabt! Das sind die Kleinigkeiten, die im Untergrund so wichtig sind. Ich habe natürlich Glück gehabt. Diese Patrouille hatte den Namen Walter Seitz offenbar nicht aus Fahndungslisten in Erinnerung.

Den Verlauf dieses Zusammenstosses hatte ich zwar nicht voraussehen können, aber ich hatte eine richtige Witterung. Wer lügt, darf nicht zu viel lügen, er muss auch Wahrheiten sagen. Wenn man der Polizei gegenüber drei, vier Mal Recht hat, gibt sie natürlich nach.

KARIN FRIEDRICH • SCHILLER IM RÜCKEN

Ich habe öfter, blind gegenüber Gefahren, gefährliche Dinge gedreht. Zum Beispiel, einfach, um was zur Erinnerung zu haben, nach Bombenangriffen im Hünensteig Ruinen geknipst. Einmal rückten SA-Leute deswegen bei uns an. Sie würden das zur Anzeige bringen. Meine Mutter hat daraufhin in ihrem Schrecken einen riesigen Apparat in Bewegung gesetzt. Sie richtete an Goebbels persönlich einen «Antrag»:

«Der in der Nähe unserer Wohnung gelegene Steglitzer Wasserturm ist in den vergangenen Wochen immer wieder das Ziel feindlicher Bombenabwürfe gewesen. Ich beantrage hiermit, ihn mit einem Tarnnetz zu überziehen. Meine Tochter, die sich wie unsere gesamte Familie darüber Sorgen machte, wollte Fotos als Beweisstücke für unseren Antrag bei den zuständigen Behörden vorlegen. Sie hat sich in patriotischem Übereifer dieser Fahrlässigkeit und dieses Gesetzesverstosses schuldig gemacht.

Die Fotos hat meine Mutter beigelegt. Daraufhin wurde das Verfahren eingestellt.

Das nächste, das dann aber äusserst gefährlich war, passierte mir, als uns Flugblätter der Geschwister Scholl zugespielt worden waren. Wir hatten über die Vorgänge munkeln gehört, und schliesslich von jemandem einen Bericht bekommen. Ich lese Ihnen mal die Stelle aus dem Tagebuch meiner Mutter vor:

«23.3.43. Nun wissen wir die Wahrheit. (. . .) Er brachte einen Lagebericht und zwei Flugblätter (. . .) Schon am nächsten Tag tritt unter Freisler in München das Volksgericht zusammen. ‚Würden Sie Hitler töten, wenn Sie Gelegenheit dazu hätten?‘, fragt man die Angeklagten. – ‚Ja, sofort!‘ antworten sie wie aus einem Munde. Hans Scholl nimmt alle Schuld auf sich, stellt sich ritterlich vor seine Schwester. ‚Wir sind unfrei geworden und müssen die geistige Freiheit wiedergewinnen!‘ erklärt er in seiner Verteidigungsrede. Und als ihm Freisler das Urteil verkündet, entgegnet er stolz: ‚Sie werden in kurzer Zeit an meinem Platz stehen!‘ – Zwei Tage nach der Verhaftung, am 22. Februar um 16 Uhr 30 besteigen Hans Scholl, Sophie Scholl und Christian Probst das Schafott. ‚Es lebe die Freiheit!‘ ist ihr letztes Wort. Sophie Scholl hat man beim Verhör das Bein gebrochen. Sie muss zur Hinrichtungsmaschine getragen werden. ‚Gott, du bist meine Zuflucht in Ewigkeit. Amen!‘ betet sie . . . So der Bericht. Wir lesen ihn hinter verriegelten Türen. .

Das hatte mich so aufgewühlt. Da habe ich eines von den Flugblättern genommen, in ein Briefkuvert gesteckt, meinen Absender drauf geschrieben und meinem Freund geschickt. Der war in einem Luftwaffenausbildungslager. Ja, das kam schon an! Aber als ich es später einmal meiner Mutter erzählte, dachte sie, sie rührt der Schlag!

Wenn die Sirenen heulten, fiel ich immer dadurch unangenehm auf, dass ich schlechte Laune hatte. Laut «Scheisse» rufend habe ich meinen schweren Koffer ergriffen. Darin waren . . . sehen Sie, hier . . . und die da . . . lauter Erstausgaben von Schiller. Für einen Pappentitel hatte ich sie gekauft. Wütend «Scheisse» brüllend, wuchtete ich den Koffer runter. Unten las ich dann.

Es klingt vielleicht brutal, aber ich hoffte immer, dass die Flugzeuge nicht abgeschossen würden. Ich wollte nichts anderes als unsere U-Boote, wie wir die von uns betreuten Untergetauchten nannten, alle retten. Das war mein persönliches Kriegsziel!

Schiller hat diese Einstellung ohne Zweifel unterbaut. Meine Mutter war eine grosse Schiller-Verehrerin. Wenn ich als Kind in der Badewanne lag, hat sie mir «Die Glocke» vorgesprochen, oder «Das verschleierte Bild zu Sais», was ich heute noch besonders mag. Auch unsere Deutschlehrerin lehrte uns Schiller. In den Unterrichtsgesprächen merkte man sehr bald, wer wo stand. Dann haben wir, eine reine Mädchenklasse, «Maria Stuart» eingeübt und – fast ungekürzt – die «Jungfrau von Orleans». Im Garten und auf dem Friedhof beim

«Jungfrau von Orleans»: Karin Friedrich 1943 im Hünensteig 6, Berlin-Steglitz



Wasserturm habe ich meine Rollen gelernt, Kostüme hergestellt. Von Anfang an habe ich Schiller als jemand empfunden, der gegen den Tyrannen gekämpft hat. Ich habe viele Zitate in ein Büchlein geschrieben. Zunächst noch in Sütterlinschrift, später aus innerer Begeisterung in total veränderter Schrift, quer über die Seiten. Im Handarbeitsunterricht habe ich mir ein Hemd geschneidert – mit einem Schillerkragen. Hier, diese Ausgabe der «Räuber» habe ich zu meiner Konfirmation bekommen. Manche Textstellen sind dick umrandet, mehrmals unterstrichen, oft abgeschrieben. . . Hier:

«Mein Geist dürstet nach Taten,
mein Atem nach Freiheit!
Wer mir itzt ein Schwert in die Hand gäb',
um der Otterbrut eine brennende Wunde zu versetzen,
Wer mir sagte, wo ich das Herz ihres Lebens erzielen,
zermalmen, zernichten. . . er sei mein Freund!
Mein Engel, mein Gott, ich will ihn anbeten!»

Zur Abiturprüfung hatte ich Schillers «Das Ideal und das Leben» zum Thema genommen:

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten,
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die *Gestalt*.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch,
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euern Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht,
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Ich kann's nicht mehr ganz. Praktisch hat sich diese Schiller- und Theaterbegeisterung auch insofern bewährt, als ich mich aus der Kriegsrüstung in eine Schauspielschule retten konnte. In der Rüstungsfabrik

hatte ich unter der Maschine immer «Kabale und Liebe» liegen. Ich stimmte mich ein. Kam jeden Tag dunkler angezogen. Bleich. Und sehr bleich! Jedenfalls wurde von befreundeten Ärzten ein EKG erstellt, bei dem man für merkwürdige Zacken gesorgt hatte. Im Zusammenhang mit einer Rauchvergiftung konnte ich da raus. Kennen Sie dieses? Nicht von Schiller:

«Wer noch nicht bei Siemens war,
bei Rheinmetall und Borsig,
der kennt des Lebens Kummer nicht,
der hat ihn erst noch vor sich!»

Ich war frei, mich neben dem Schauspielunterricht mehr unseren U-Booten zu widmen.

KURT LEHMANN • MÄNNER MIT WISSEN UND GEIST UND GESCHICK

Die Zellen in der Prinz-Albrecht-Strasse waren wie Käfige im Zoo, wie sie die Amis auch in ihren Gefängnissen haben. Alle vier Seiten und die «Decke» aus Drahtgittern. Gerammelt voll. Wir wurden verschiedenen Verhören unterzogen. Sie wollten uns Sachen unterstellen, ob wir den kennen, und den. Aber wir haben alle nichts gewusst. Geschlagen wurde ich nicht, weil ich die Bescheinigung vorlegen konnte, dass meine Uniform verbrannt war. Ich bekam 40 Tage verschärften Arrest wegen unerlaubten Entfernens von der Truppe.

Dazu wurde ich nach Lankwitz verlegt. Holzbrett, Fesseln dran. 8 bis 10 Mann im Bunker, Einzelzellen. Dort bin ich wieder mit verschiedenen Leuten zusammengekommen. Der Wachhabende war ein Bekannter aus früheren Dienstjahren. Er hat die Fesseln gelockert. Am 2. Tag hat er mir einen Schraubenzieher reingelegt. Ich konnte das Gitterfenster aufschrauben. Schliesslich bin ich jede Nacht mit der S-Bahn nach Kreuzberg gefahren und morgens zurück. Habe dann Schnaps und Zigaretten mitgebracht, von den Verbindungsleuten zum Komitee, die liessen uns was zukommen aus Heeresbeständen: «Bevor das in Arsch geht, könnt ihr das doch kriegen!»

Ein anderer Gefangener war ein Junger wie ich. Das war ein Mann mit Wissen und Geist. Der machte jeden Tag Gedichte. Weil es mir gefiel, habe ich auch mitgemacht. Zum Beispiel. . . wie ging das denn?

«Jabos, Lightning, Thunderbolts, Alle, alle warten schon:
Yankeeboys mit schweren Colts! Zidel, Didel, Invasion!»

Den Kerl hatten sie ebenfalls wegen Entfernung von der Truppe geschnappt. Er hat viele solche Sachen auf Zettel geschrieben:

«In zwei Wochen ungefähr
marschirt Stalins rotes Heer
durch das Brandenburger Tor!
Stellt euch doch mal sowas vor!»

So haben wir die 40 Tage abgebrummt, bis Anfang Januar. Dann ging es doch nach Thüringen, 'zu einer Einheit in Halle an der Saale. Ich dachte, es ist alles vorbei, aber angekommen, haben sie sofort wieder angefangen: «Schnürsenkel ablegen, Ausweis abgeben!» Haben mich wieder in den Bau gesteckt, wegen unerlaubten Entfernens von der Truppe. «Das Verfahren schwebt!» hat mir ein Offizier gesagt. Da dachte ich: Jetzt hau ich aber ab! Aber wie raus? Keinen Einblick in die geografische Lage der Umgebung. Nach sechs Tagen habe ich gemeldet, dass ich ein verdächtiges Kratzen an meinem Körper merke, und nach meinen bisherigen Erfahrungen wären das Kleiderläuse. Sie würden das weitermelden. Nachmittags der Arzt. Mit einem weissen Blatt Papier. Wenn das Läuse wären, sollte ich mal welche beibringen und ihm da raufpacken. Ich habe hektisch meine Kleider untersucht und tatsächlich welche gefunden. Da sind sie mit mir am nächsten Tag zur Desinfektionsanstalt, 9 Uhr, zwei Mann mit Gewehr an meiner Seite, ich ohne Koppel und Kopfbedeckung in der Mitte.

Der Desinfektionsschuppen lag am Rangierbahnhof. Der Warteraum parterre. Weil es wie verrückt stank, hat die Wache ein Fenster aufgemacht. Sie setzten sich auf eine Bank davor und machten es sich gemütlich. Ich sass gegenüber. Es dauerte. Vor mir waren noch welche. Ich habe geguckt, gepeilt. Eine Ausflucht gesucht. Auf einmal rollten draussen langsam Güterwagen vorbei. Ich sah die Inschriften: «Räder müssen rollen für den Sieg!» Sie hatten Koks geladen. Nun war ich ja früher ein guter Hürdenläufer. Es war morgens um zehn. Sonnenschein, mitten im Winter! Da habe ich auf einmal die zwei Wachen auseinandergestossen, einen Satz gemacht und draussen war ich! Unter dem rollenden Zug drunter durch, hinter mir schrillten die Pfeifen, der Zug war aber am Fahren, auf einen Waggon geschwungen und schnellstens in den Berg Koks reingewühlt. So bin ich, ohne Mantel, ohne was zu essen und zu trinken, stundenlang bis nach Berlin gefahren. Nun war es eine klare Entscheidung geworden. Vor Angst, was mir passieren würde, wenn sie mich erwischten, ist mir Hunger und Kälte vergangen.

Es war unmöglich, nach Hause zu gehen. Schräg gegenüber von uns, in der Waldemarstrasse, war der Kuhstall einer italienischen Familie. Sie haben mir andere Kleidung besorgt. Auch zu alten Kameraden habe ich

wieder Fühlung aufgenommen. Der Luftwaffenfreund hatte sich per Tripper auch wieder in Berlin halten können. Er lag in einem Turnhallen-Lazarett in Tempelhof. Ich besuchte ihn, war so dreist geworden, waren ja alles alte Freunde, schon mit mir aufgewachsen. Wir wussten uns schon irgendwie durchzusetzen. Hatten doch als Kinder bei Hitler nicht in Unfreiheit gelebt, sondern ungeheure Rechte gehabt, Freiheiten.

10-12 abgehauene Schulfreunde waren bald zusammen. Ein paar Mal sind wir in Kollision gekommen. Wenn z.B. in öffentlichen Luftschutzkellern nach Pässen gefragt wurde. Da waren wir ruppig, haben uns durchgeschlagen. Paarmal haben wir unter der Waldemarbrücke geschlafen. Zum Schluss waren wir auch bewaffnet. Einer hat die MPs besorgt. Wir haben sie immer mit uns rumgetragen, in Geigenkästen, wie so ein kleines Orchester. Die Kästen haben wir von der Heilsarmee bekommen, eine Armee, die von Hitler nicht besiegt werden konnte. Diese Leute hatten in der Dresdner Strasse einen grossen Saal, auf der anderen Seite ging er zur Kaiser-Franz-Kaserne raus. Von der Dresdner Strasse konnte man durch den U-Bahnschacht bis zur Neander-, heute Heinestrasse kommen, zwischen den Häusern waren Durchgänge gemacht worden für die Keller. Durchgänge, Keller, Hinterhöfe, U-Bahn: man konnte unterirdisch durch ganz Berlin laufen.

Meine Mutter ist dann, die Rote Armee stand schon bei Frankfurt/Oder, zu ihrer Mutter nach Thüringen. Den Schlüssel hat sie mir gegeben. Ab und zu sind wir nach Hause, um Wäsche zu wechseln. In einer Nacht waren wir mal wieder zu viert in der Wohnung, da klingelt's. Drei Zivile mit einer Kanone standen vor der Tür. Wir sollten aufmachen, sie wüssten, wir sind in der Wohnung, es hätte keinen Zweck mehr. Aber vorsorglich hatten wir schon hintenraus ein Wäscheseil in den Hinterhof hängen. Falls mal was ist, dass wir uns ablassen können. Das kam jetzt zweien von uns zugute, die schon aus dem Schlafzimmer rauswaren, als wir aufmachten. Ich mit Hotte allein, im Handumdrehen hatten wir die Handschellen an. Treppe runter und durch den dusteren Hausflur. Auf einmal drücken da hinter uns die beiden anderen Freunde denen ihre 08 in den Rücken, sie sollten sofort verschwinden, sonst knallt's! Die Gestapo glaubte an einen grösseren Hinterhalt. Bis auf einen, der sich wehrte, verschwanden sie. Der hat schnell eine auf die Manschetten gekriegt.

So kam es, dass ich einen Tag lang mit Hotte an der Seite in Handschellen rumlief.

Hottes Handschelle zog sich immer fester, wenn man dran zerzte. Sein Arm war schon ganz schwarz. Als wir zu unserem Italiener gekommen sind, hat der die Nieten aufgefeilt.

WALTER SEITZ • DIE RICHTIGE WITTERUNG

Für den Untergetauchten besteht keine Gefahr, sich zu isolieren. Man wittert Illegale. Es bestand eher die Gefahr, dass man zu viele Anti-Nazis kennenlernte.

Für den Untergetauchten fallen alle Rücksichten weg. Er steht auf, wann er will. Er hat immer Zeit. Er ist nachts ganz frisch und kann was machen. Er kann sich Revolver besorgen. Wer schon illegal ist, für den ist es gleichgültig, ob er weitere illegale Taten macht. Wenn er erwischt wird, wird er sowieso erschossen. Dadurch verändert sich völlig die Mentalität. Ich bin aus der bürgerlichen Welt ausgestiegen.

Ich kam wieder zu Ruth, meiner späteren zweiten Frau, und ihrem Freundeskreis. Unser gemeinsamer Studienfreund Fritz von Bergmann hat mir eine Wohnung in der Kufsteiner Strasse besorgt. Es war die Wohnung der Witwe eines SS-Generals, die evakuiert war. Ich lebte dort zwischen den «eigenhändigen» Geschenken Hitlers an seinen SS-Führer. In der Nacht, bevor die Russen endgültig kamen, habe ich diese Geschenke von Adolf Hitler an seinen Gefolgsmann an eine Strassenbarrikade gehängt. Wunderbare Jagdgewehre mit graviertes Widmung, schön gerahmte und mit persönlichen Wünschen für die Ewigkeit versehene Hitlerbilder. Wie ein SS-Offizier eben wohnt, so war nachher diese Barrikade geschmückt, an der die Russen vorbeistürmten. Im Luftschutzkeller dieses Hauses wurde ich mit grösster Hochachtung behandelt. Alle dachten, ich sei ein Freund des Obersturmbannführers, deshalb haben sie ständig vor mir salutiert und «Heil Hitler» gesagt. Es war mir etwas peinlich. Später erfuhr ich dann aber, dass mehrere Untergetauchte in diesem Block wohnten. Ich hatte auch ein Kletterseil dabei, um jederzeit, wenn vorne Polizei kam, hinten raus zu können.

Zum Zeitpunkt meines Untertauchens war der Kern der Gruppe, die wir dann später «Onkel Emil» nannten, weil die anderen von mir am Telefon immer nur von «Onkel Emil» sprachen, schon vorhanden. Die hatten sich über die Jahre hinweg gefunden. Manche waren ständig dabei, andere wieder nur vorübergehend, wiederum andere waren da, wenn man sie für dieses oder jenes um Hilfe bat. Meine Frau, Ruth Andreas-Friedrich, hat in ihrem Tagebuch immer von der «Clique» gesprochen. Man kann sagen, ein weit verzweigter Bekanntenkreis, alle strikte Anti-Nazis.

CHR. u. F. v. BERGMANN • FERN VON POLITIK

Walter Seitz war mit uns in Frankfurt zur Schule gegangen. Auch hier in Berlin hatten wir uns nicht aus den Augen verloren. Als er untertauchte, hatte er zwar gut vorgesorgt, aber er wohnte abwechselnd bei verschiedenen Bekannten. Ich sagte zu ihm: «Du bist wahnsinnig. Der Krieg dauert noch lange. Du brauchst ein festes Zuhause!» In meiner kleinen Wohnung in Wannsee hatte ich, solange meine Frau mit unseren vier Kindern evakuiert war, bereits verschiedene Leute untergebracht. Da wohnten zum Beispiel eine Reihe von «Fernpennern», üblicher Name für Leute, die in der Stadt ihre feste Wohnung hatten, aber in den Jahren der Bombennächte lieber draussen am Stadtrand übernachteten. Frau Pfarrer Schwarzkopf wohnte bei uns, die übrigens immer die Angewohnheit hatte, ihre fast aufgerauchte Zigarette auf eine Stecknadel zu stecken, um noch den letzten Rest zu kriegen, dann aber die Stecknadel mit dem allerletzten Rest in die Bettmatratze piekte. Meine Frau hat dann nach dem Krieg die ganzen Stecknadeln entdeckt. Auch Emine Alswede, eine Sekretärin der «Reichsstelle Kautschuk», wohnte bei uns. Mit ihr wurde ich einig, dass Walter Seitz ihr Zimmer in der Kufsteiner Strasse 9 bewohnen konnte. Das war sehr günstig, man suchte schon nach ihm, keiner wäre auf die Idee gekommen, in der Wohnung der Witwe eines SS-Obergruppenführers zu fahnden.

Meine Frau und ich waren immer der Meinung, jedem, den man den Nazis aus den Händen reissen kann, muss man helfen. Aber wir haben uns nie am politischen Widerstand beteiligt, uns geradezu immer von Politik ferngehalten.

Walter Seitz,
1940.



HANNA SOHST • SIEMENSLAGER. VERNICHTUNGSLAGER [1]

Im Siemenslager hatten wir Annehmlichkeiten, die wir im Hauptlager nicht hatten. Es gab einen Raum, wo man sich waschen konnte. Wenn man darum bat, konnte man, weil die Tschachinnen die Küche ganz vorzüglich unter sich organisierten, auch mal heisses Wasser haben. Nach einem Jahr seine Lumpen, seinen Kopf waschen. Das Appellstehen ging schneller. Dann bekam man zur mittlerweile auf 200 Gramm gekürzten Brotration noch eine besondere «Betriebsschnitte» der Firma Siemens. Eine normale dunkle Kommissbrotscheibe, mal mit einem Stück Harzer Käse, mal mit einem Stück Margarine, mal mit einem Stück einer scheusslich aussehenden Wurst, die wir immer wegschmissen vor Ekel. Schliesslich wurde auch eine sogenannte Esshalle gebaut. Die Häftlinge konnten zur Zeitersparnis gleich auf dem Werksgelände essen. Mit Mühe und Not passten da alle 2'800 Frauen, Mädchen und Kinder rein. Man stand ganz eng mit seinem Napf, bekam den Viertelliter hineingeschöpft und wurde nach 10 Minuten wieder zur Arbeitshalle geführt. Wenn man die Latrinen betrat, flogen Flöhe und ungezähltes Ungeziefer in Wolken auf, so dass man freiwillig alles sehr schnell erledigte und sich wieder in die Halle zurückjagen liess. Zur Latrine durfte man nur in der Mittagspause, eine Qual für die Hunderte von magen- oder darmkranken Kameradinnen.

Ich arbeitete in einem Hallenbüro. Ich musste angefertigte Werkstücke eintragen und graphische Darstellungen anfertigen. Mein unmittelbarer Vorgesetzter war ein Zivilangestellter namens Gerstenberger, ein alter Sozialdemokrat, der uns versicherte, dass er unter ähnlich schlechten Bedingungen in einer Baracke in der Nähe leben musste. Er war hierher strafversetzt worden. Er tat für uns, was er konnte. Gelegentlich stahl er Kartoffeln und gab uns von seinem Brot ab. Am Eingangstor zu Siemens sass der «lange Hans», wie wir ihn nannten, auf einem Beobachtungsgerüst, eine menschliche, rühmliche Ausnahme in den Reihen der Wiener SS. Ab und zu stellte er uns eine Schüssel Erbsen oder was ähnliches hin. Unser oberster Chef hiess Grade. Ich habe ihn später suchen lassen, aber nicht gefunden. Ein ausgesprochener Menschenschinder. Wenn sich eine Frau vor Schmerzen krümmte, ging er mit einem Stock auf sie los und hat so lange geschlagen, bis sie auf ihren Schemel zurückkroch. Wenn einer Kameradin, die feinste haardünne Drähte auf Spulen wickeln musste, der Draht dreimal riss, wertete er das als Sabotage. In solchen Fällen wurden die Häftlinge beseitigt. Wir haben in unserer Verzweiflung beschlossen, 5- oder 6jährige Kinder, die schon ein bisschen vernünftiger waren, an die Spulen zu

setzen. Sie waren unbefangener und haben mit ihren Fingerchen so geschickt gedreht, dass nie mehr was passiert ist. Sie haben vielen von uns das Leben gerettet.

Wir haben versucht, auch ein bisschen Glück und Freude in das Leben der Kinder zu bringen. Monatelang wurden für sie aus Kammresten winzige kleine Tierchen geschnitzt und aus Wollfuseln kleine graue Mäuschen gemacht, und die Tischechinnen passten höllisch darauf auf, dass, wenn mal Milch in die Küche kam, die Kinder eine kleine Milchsuppe bekamen.

Eines Tages sagte Anni Vavak zu mir, sie hätte gehört, dass das Siemenslager auf fürchterliche Weise liquidiert werden sollte. «Sie werden uns mit Typhus überziehen!»

FRITZ v. BERGMANN • SPRENGSTOFF

Ich kannte Robert Havemann seit 1937. Wir arbeiteten im Pharmakologischen Institut an einem Forschungsauftrag des Heereswaffenamtes.

Unsere Arbeitsberichte an das Heereswaffenamt waren darauf abgestellt, uns unentbehrlich erscheinen zu lassen. Am Schluss stand immer: «Es läuft eine weitere Versuchsreihe, die schon jetzt wichtige Ergebnisse erkennen lässt.»

Wir trafen uns auch privat und machten mit unseren Familien gemeinsame Ausflüge.

Havemann wurde im Zusammenhang mit seiner Tätigkeit in einer kommunistischen Widerstandsgruppe verhaftet und wie die meisten seiner Gruppe zum Tode verurteilt. Die Vollstreckung des Todesurteils wurde aber immer wieder aufgeschoben, weil Oberstarzt Wirth und der Leiter des Instituts, Professor Heubner, durchsetzen konnten, dass Havemann an den angeblich kriegswichtigen Forschungen weiterarbeitete. Er bekam ein Labor im Keller des Zuchthauses Brandenburg eingerichtet, wohin ich ihm chemisches Material bringen musste.

Etwa vier Meter von uns entfernt sass ein Aufpasser. Wir redeten über Mittel und Einrichtung des Labors. Zwischen Papieren, die mir Havemann vorlegte, plötzlich ein Zettel: «Wo ist König Heini?»

Damit war Enno Kind gemeint, ein Mann aus Havemanns Gruppe. Ich war zuerst furchtbar erschrocken, als ich diesen Zettel sah. Robert blätterte erstmal sofort weiter, als er das merkte, bis ich mich beruhigt hatte. Dann sah er mich fragend an. «Alles in Ordnung», murmelte ich. Enno Kind war es gelungen unterzutauchen.

In den folgenden Monaten stellten wir riesige Listen von dem zusammen, was Havemann Tür seine kriegswichtigen Forschungen benötigte. . . Ich brachte ihm Alkohol, aus dem er mit Kirschen und Zucker einen ausgezeichneten Schnaps machte. Die Zutaten hatte er von den Kalfaktoren bekommen. Mit dem Schnaps baute er Geschäftskontakte zu Zuchthausbeamten auf. Sie lieferten ihm Schlüsselabdrücke. Wenn ich ihn besuchte, sagte er gastfreundlich: «Was willst du trinken?»

Ich brachte ihm auch Mehl, zum Kochen oder Backen. Auf die Gläser schrieb ich «Ceralia pulverisata». Ich besorgte ihm auch eine Radioröhre. Zwischen den Tischen, Drähten, Apparaten in seinem Kellerraum war ein Radio gut zu tarnen. Ich brachte auch Sachen heraus – Lebensmittel, die zum Schluss dort drin in grösserer Menge vorhanden waren als draussen.

Eines Tages sagte er, die Gefangenen befürchteten, beim Näherkommen der Russen von SS erschossen zu werden. Sie hätten sich deshalb von allen Zellen bereits Nachschlüssel beschafft. Auch manche Beamte stünden jetzt auf ihrer Seite. Nur an den Schlüssel des Haupttores wären sie nicht herangekommen. Den hätte der Pförtner, der für sie aber leider ganz unerreichbar geblieben wäre. Havemann bat mich, ihm Sprengstoff zu beschaffen, sie wollten gegebenenfalls das Tor aufsprengen. Tatsächlich fand ich auf dem Dachboden unseres Instituts ein paar Behälter mit Sprengstoff. Den brachte ich ihm dann auch noch ins Zuchthaus. Dass mich diese ganzen Jahre über die Gestapo nicht erwischt hat, ist mir auch nicht klar.

HANNA SOHST • SIEMENSLAGER. VERNICHTUNGSLAGER [2]

Es war der 8. Dezember 1944, als die SS-Kommandeuse, eine Frau Holthöfer – ich habe sie suchen lassen, sie ist tot – erschien und sagte, sie würde nunmehr mit den Typhus-Impfungen beginnen. Sie hat als erster mir vorne überm Brustbein eine ausserordentlich schmerzhaft Injektion gemacht. Ich blieb noch etwa zwei Stunden stehen, sah, dass sie hintereinander spritzte, bis nach 10-12 Impfungen jeweils die Kanüle gewechselt wurde, weil sie stumpf war. Dann fiel ich um. Als ich aufwachte, lag ich in der sogenannten Heizung. Die Tschechinnen hatten mich dahin gelegt.

Jemand kam zu mir und sagte: «Wir werden dich heute Abend in den Block bringen, damit du nicht ins Revier musst!»

An das Weitere kann ich mich nur noch schemenhaft erinnern.

Gelegentlich hatte ich wahnsinnige Kopfschmerzen. Alles floss aus mir heraus. Irrsinnige Schmerzen hatte ich, als mich die Tschechinnen aus meinem dritten Stock herunterholten, in ein Parterrebett, weil ja alles durchsickerte. Das ging tagelang so, bis ich von einer Polin auf einen Handkarren gehoben wurde, oben drauf auf kreuz und quer liegende Leichen.

BURKHARD KÖTTLITZ • DER EINDRUCK

Einmal konnten wir uns alternativ zu einem Reit- oder einem Skilehrgang melden. Ich fuhr zum Reiten für drei Wochen nach Lodz, damals «Litzmannstadt». Die SA-Reitschule lag ein paar Kilometer ausserhalb der Stadt. Man musste mit der Strassenbahn durch das Judenghetto fahren.

Davor waren Warnschilder: «Anhalten verboten!» Wachtposten standen davor.

Da fuhren wir nun mit der Strassenbahn zum Reitlehrgang und sahen: die Fensterscheiben in den Häusern waren zersplittert, rochen Gestank von Kloake, Schmutz, verfaultem Essen. Eine Szene ist mir haften geblieben: Ein LKW mit einem Kipper, auf einem Platz eine grosse Menge von Leuten in lumpigen Klamotten, der Kipper wurde hochgefahren, und heraus fiel ein ganzer Berg von Gemüse, denen vor die Füsse, und die haben sich dann drum geschlagen.

Später sind wir zu dritt noch mal in die Städtische Oper gefahren, es gab was von Donizetti. Erst das Festliche in der Oper und dann das Ghetto, da waren wir ganz sensibel. Da hat alles noch viel schlimmer gewirkt als beim ersten Mal. «Wenn wir den Krieg verlieren, dann wird es uns genauso gehen!» «Aber wir dürfen ihn ja gar nicht gewinnen! Denn wenn wir ihn gewinnen, dann wird's ja noch schlimmer!»

HANNA SOHST • SIEMENSLAGER. VERNICHTUNGSLAGER [3]

Ich fand mich unten im Hauptlager im Revier wieder. Zwei Blocks waren durch einen ziegelgeplasterten Gang verbunden, drüber ein Dach, keine Seitenwände. Mehrere Stunden habe ich da gelegen. Zwei Französinen packten mich auf eine Pritsche und weg. Ich wachte wieder auf im Gang eines Blocks, wo sie mich vor einer Tür ablegten, auf der stand: «Flecktyphus». Ich habe ganz laut geschrien: «Ich will hier nicht rein! Ich habe keinen Flecktyphus!»

Die meiste Zeit war ich in hohem Fieber und ohne Bewusstsein. Ich träumte in der ganzen Zeit, ich wäre auf einem Schiff und seekrank, dauernd wollte ich zur Reeling, mich übergeben. Man hat mir später erzählt, dass ich immerzu von der Pritsche runter bin, überall Näpfe, die rumstanden, zum Ausguss brachte und da leerte. Vielleicht war das mein Glück. Es sahen nämlich immer wieder SS-Leute durch ein Guckloch. Wer längere Zeit auf der Pritsche lag, war verdächtig. Wenn einer rumging, dachte man, der ist noch beieinander. Ich hatte aber hohes Fieber. Zwischendurch war ich auch mal zum Röntgen gebracht worden. Ich wusste damals schon, dass die SS mit Röntgenstrahlen Frauen sterilisierte, oder sonstige Versuche machte. Was sie im Röntgensaal mit mir angestellt haben, habe ich nie erfahren.

CHRISTIANE v. BERGMANN • DILL

In Wannsee kaufte ich im Laden von Frau Laumer ein. Drin waren zwei Frauen, von denen ich eine kannte, die andere sah meiner Mutter ähnlich. Dadurch war sie mir sympathisch. Sie wollte Dill kaufen, er war ihr aber zu teuer. Als ich nach Hause ging, traf ich diese Frau noch einmal. Ich sprach sie beiläufig an: «Wenn Sie Dill brauchen, holen Sie sich welchen aus meinem Garten, der schießt dort ins Kraut, so viel haben wir davon!» Sie kam auch, holte sich welchen. Später habe ich sie wieder bei Frau Laumer getroffen, da wiederholte sich das gleiche mit Salat. Im Geschäft war er ihr zu teuer, ich bot ihr welchen aus unserem Garten an.

Das war das erste, was sie überhaupt zu mir sagte: «Warum sind Sie eigentlich so nett zu mir?»

«Na ja, wieso, kein Geld zu haben ist doch keine Schande!»

«Aber ich muss Sie darauf aufmerksam machen, dass ich Jüdin bin!» Und da antwortete ich mit einer Handbewegung: «Na, wenn schon?» Später hat sie mir dann erzählt, mein «Na, wenn schon» habe sie wieder zum Menschen gemacht. Sie müsste 1943 bei der Reichsbahn auf dem Bahnhof Grünewald arbeiten, D-Züge reinigen. Sie berichtete, die Reichsbahner wären sehr nett zu ihr. Sie käme immer als erste der Säuberungskolonnen in die Waggons, während die anderen noch ein Weilchen draussen blieben. Drin fand man nämlich immer liegengelassene Sachen, mal Zigaretten, mal Butterbrote. Die konnte sie dann für sich nehmen. Frau Laumer, unsere Gemüsefrau, hat ihr auch immer was zugesteckt. Frau Laumer machte Hamsterfahrten in die umliegenden

Dörfer, um ihren Kunden was extra anbieten zu können. Den reichen Wannsee-Bewohnern hat sie diese Sachen für teures Geld verkauft, dafür hat sie den Armen und jüdischen Familien vieles kostenlos gegeben. Wir boten unserer neuen Bekannten, Frau Ergan, später an, sich bei uns zu verstecken. Wegen unserer drei kleinen Kinder hat sie abgelehnt. Sie wurde '44 nach Theresienstadt geschickt. Ihr Sohn arbeitete bei der «Organisation Todt», die Tochter, zuerst bei Siemens, wurde als Strassenkehrerin auf dem Kurfürstendamm beschäftigt.

Nun konnten die beiden Kinder die Wohnung allein nicht mehr halten. Daraufhin haben wir veranlasst, dass Professor Heubner vom Pharmakologischen Institut, der gerade «In den Zelten» ausgebombt war, in diese Wohnung einzog und die Miete übernahm. Frau Ergan kam 1945 zurück. Kürzlich hat sie uns noch als 85jährige besucht.

HANNA SOHST • SIEMENSLAGER. VERNICHTUNGSLAGER [4]

Oben im Siemenslager wurden meine Leute nun aktiv. Sie hatten meinen Zivilchef Gerstenberger gebeten, er sollte mich als wichtige Arbeitskraft unbedingt anfordern. «Unabkömmlich». Das machte er. Aber wo war ich in diesem Lager, das zu dieser Zeit vielleicht so hunderttausend Häftlinge hatte?

Eine fieberhafte Suche nach mir ging los. In welchem Block liegt Hannitschka? Schliesslich hat mich unten eine tschechische Polizei gefunden und das sofort nach oben durchgegeben. Dort sagen sie dann: «Es muss etwas geschehen!»

FRITZ u. CHRISTIANE v. BERGMANN • MILCH

Es gab kleinere Gelegenheiten zu helfen, von denen man aber wirklich nicht weitererzählen muss.

Erzählen Sie.

Eine in der Illegalität lebende jüdische Frau hatte ein Kind bekommen. Sie konnte es nicht stillen und brauchte dringend Milch. Ruth Andreas-Friedrich hat uns davon erzählt. Ich besorgte mir eine «Milchkarte» mit der Begründung, ich hätte eine tuberkulöse Rippenfellentzündung gehabt. Später besorgte ich diese Karte auch für meinen Mann. Ich gab an, dass er in krankhafter Weise abmagern würde. Über Ruth sind die Karten an die Jüdin weitergegeben worden.

HANNA SOHST • SIEMENSLAGER. VERNICHTUNGSLAGER [5]

Das war gerade im richtigen Moment. Eine polnische Lagerärztin hatte mir nämlich gesagt: Du hast schon 4 Wochen hier im Block gelegen. Hast über 40 Grad Fieber. Es muss irgendwas geschehen. Es ist alles sehr schlimm, was dich erwartet!»

Dann kam zum ersten Mal eine NS-Schwester zu mir, Fieber messen. Ich war 14 Tage völlig blind gewesen, das Augenlicht war nur langsam wieder zurückgekommen. Meine Bettnachbarin, eine junge Wienerin erfasste, was los war. Die NS-Schwester führte mir rektal das Thermometer ein. Die Wienerin verstand es, mir das Ding sofort zu ziehen und geschickt in dem Moment wieder einzuführen, als die Schwester zurückkam. Ich hörte die dann sagen: «Ach, das ist ja ganz ausgeschlossen, 36,4, das gibt's ja gar nicht!» Die Kameradin hatte zu früh gezogen.

Das Ganze wiederholte sich. Dann sagte sie: «Na, also, raus mit dir!»

Zuvor war ein Kommando dagewesen, von dem ich nichts bemerkt hatte und hatte an mir etwas manipuliert. Kaum war die NS-Schwester aus dem Zimmer, erschien die Polin wieder, diese Ilka, rüttelte mich, dass ich aufwachte und rief:

«Hannitschka, du musst hier raus. Du musst hier schleunigst raus! Du hast den Stempel fürs Gas!» Ich wusste nicht, wo ich da einen Stempel haben sollte. Ich sagte nur: «Ich kann nicht aufstehen. Ich kann doch jetzt nicht aufstehen!»

«Doch! Hannitschka! Doch! Du musst! Du kannst!»

WALTER SEITZ • DIE GRUPPE «ONKEL EMIL»

Fritz von Bergmann und seine Frau halfen. Dann war ein Jurist dabei, Brandt, von der katholischen Seite her ein Anti-Nazi. Dagmar und Ursula Reuber, die dann bei einem Bombenangriff in der Ihnestrasse ums Leben gekommen ist. Dann Fred Denger, später als Schriftsteller bekannt geworden, ganz jung damals; er liebte es, sich zahlreiche Französisch und vornehm klingende Decknamen auszudenken.

Eckmann, ein echter SPD-Arbeiter, fanatischer Anti-Nazi, Arbeiter in einer kriegswichtigen Autoreparaturwerkstatt, wo er gelegentlich das so kriegswichtige Benzin in Gullis fließen liess. «Ein Revolutionär aus Veranlagung» hat ihn Ruth in ihrem Buch genannt. Ihm hat man den Hass auf die Nazis angemerkt, er konnte keinen Tag leben, ohne ihnen eins auszuwischen! Dann Ludwig Lichtwitz, ein Kleinunternehmer, Jude. Er war schon eingesperrt, um deportiert zu werden, hat aber bei

einem Luftangriff den Strom im Hause ausgeschaltet, indem er das Hauptkabel durchschlagen hat. Mit zwei Halbwüchsigen konnte er entweichen. Er war Drucker, er hat alle unsere falschen Papiere gedruckt. Die beiden Jugendlichen kannten den Gefängnispfarrer Poelchau, den auch Bergmanns und Ruth kannten. Dieser Poelchau war ein ganz grossartiger Mann. Er musste viele zum Tode Verurteilte zum Schafott begleiten. Das war... eine furchtbare Aufgabe. Später hat er ein ungeheuer bewegendes Buch geschrieben. Gefängnispfarrer mit dieser Aufgabe... für einen Anti-Nazi eine ganz furchtbare Aufgabe. Dann die beiden Reimanns. Hilfreich, wenn man Leuten helfen musste, die emigrieren konnten. Sie hatten eine Konditorei, verfügten also über Lebensmittel, von denen manches U-Boot mit ernährt wurde. Sehr freundliche Leute.

Ab wann hatten Sie das Selbstverständnis, eine Widerstandsgruppe zu sein?

Für mich persönlich war der Schritt in die Illegalität bereits der entscheidende. Es ist sehr viel leichter, in der Illegalität zu leben, wenn man feste Gesinnungsfreunde hat, die einem Wohnung und Lebensmittel geben. Und da entdeckt man plötzlich Fähigkeiten. Der Denger zum Beispiel, der war äusserst geschickt im Fälschen. Er hat nicht nur sehr geliebt, seine Decknamen zu wechseln, ich fand das immer so komisch. . . de Geer, Fred de Geer! Für Denger! Er wollte vornehm sein! Er konnte sich tagelang hinsetzen und Kartoffelstempel schnitzen, um Papiere zu fälschen, die Lichtwitz vorgedruckt hatte. Der konnte das. . . bisschen verwischen, dass es echt aussah. In der letzten Phase des Kriegs brauchte man ja sogar noch Ausweise, um überhaupt S-Bahn fahren zu dürfen, sehr hinderlich für die Versorgung und Betreuung unserer Versteckten! So wuchs man eben zu einer planmässigen Gruppe zusammen, zu einer Art Organisation.

Wann kommt der Entschluss? Nachträglich hat man natürlich irgendein Datum oder Erlebnis im Kopf, aber im Grunde ist es doch ein allmähliches Zueinanderwachsen. Aber ich würde auch sagen, ab Stalingrad war die Bereitschaft im deutschen Volk gross genug, den Krieg zu beenden, sich die Nazis wegzuwünschen. Auf diesem Boden haben wir dann gearbeitet. Der Boden muss revolutionär sein. Widerstand geht nur, wenn ein wesentlicher Teil des Volkes gegen das herrschende Regime ist.

HANNA SOHST • SIEMENSLAGER. VERNICHTUNGSLAGER [6]

Sie hat mich auf die Beine gestellt. Irgendwo draussen vor dem Block fand ich mich wieder mit vier anderen. Dann hiess es, ihr geht gleich in den Arbeitseinsatz. Da habe ich mir gedacht, also diesen Weg zum Arbeitseinsatz musst du unbedingt hinter dich bringen. Wohin es ging, wusste ich nicht. Es war aber nur zwei Blocks weiter, und da musst du unbedingt hin. Ich kam raus, stand auf der Hauptlagerstrasse, es war mittags zwischen 12 und 1, völlig leer, um diese Zeit eigentlich unmöglich, denn da kommen die Kommandos normalerweise wieder rein zum Essen, von der Arbeit. Ich konnte aber nicht so weit denken, warum das so leer war. Ich bin immer so an dem Block entlanggehatscht, auf einmal eine von der Lagerpolizei, eine Berufsverbrecherin mit dem grünen Winkel, ich glaube, die hiess Olga. Die kriegte mich zu packen. Sie schreit mich an, was machst du hier auf der Lagerstrasse, weisst du nicht, dass alles in den Blocks zu sein hat. Himmler kommt gleich. Kriegte mich so am Kittel zu fassen, der war hier vorne verschlossen mit drei Knöpfen, riss auf, da war hier der Gasstempel auf der Brust, die sah das natürlich sofort und sagte: was, du Schwein, du gehörst ins Gas, los raus mit dir zur Binz. Dann hat sie mich mit Schlägen und Tritten nach vorne zur Kommandantenbudike gebracht, zur Binz und die hat gesagt: raus mit der in Block 12.

WALTER SEITZ, AUS RUTHS TAGEBUCH • STÄRKE

Meine Frau hat in ihrem Tagebuch unsere damaligen Diskussionen beschrieben – da werde ich immer als Frank bezeichnet:

«Eines steht fest», erklärt Frank nachdrücklich, «die Zeit der Einzelgänger ist vorüber. Der Starke ist nicht mehr am mächtigsten allein. Wir müssen einen Stosstrupp bilden. Über ganz Berlin. In jedem Viertel müssen unsre Leute sitzen. Verschworene Bundesgenossen, auf die man sich in jedem Fall verlassen kann. Der alte Kreis genügt nicht. Neue Menschen müssen gefunden werden. Aus jedem Lager. Was der eine nicht hat, wird der andre besorgen. Es kommt nun darauf an, die Rollen richtig zu verteilen!»

HANNA SOHST • SIEMENSLAGER, VERNICHTUNGSLAGER [7]

Die Öfen waren zu der Zeit schon immer so voll, dass der Nachschub warten musste. Also kam ich in Block 12. Ich kam von der Polizei so angemeldet, mit Vorwarnung Typhus, worauf die Älteste von Block 12 sagte, du kommst nicht in den Schlafsaal, du kommst nicht in den Tagesraum, du bleibst hier draussen auf dem Flur. Das war ein schmaler Gang, wo alle über einen hinwegsteigen mussten, ausserdem hatte ich natürlich keine Decke, hatte nichts ausser Fieber und lag nun auf dem Ziegelboden. Zwei Tage oder so ist das gegangen, dann kam jemand und sagte, drinnen ist ein Platz frei, du kannst jetzt da unterm Tisch liegen.

BURKHARD KÖTTLITZ • FREIWILLIG

Als im Januar 1945 die Russen immer näher kamen, mussten wir in einen Ort weiter westlich. Auf einem Bauernhof sind wir irgendwann aufgestellt worden. Ein SS-Offizier hielt eine zackige Ansprache. Danach hat er gesagt:

«Ich erwarte, dass ihr euch alle freiwillig zur Waffen-SS meldet! Es sollen doch mal die die Hand heben, die sich nicht freiwillig melden wollen, um das Vaterland zu verteidigen!»

Da war Stille. Keiner hat die Hand gehoben, ich auch nicht. Aber ich hatte doch keine Lust, mich jetzt noch zur Waffen-SS zu melden! Und da ging plötzlich eine schüchterne Hand hoch. Kaum hab ich die gesehen, war meine auch hoch! Und tatsächlich, nach mir folgten noch ein paar andere. Und stell dir vor, von der Mehrheit der Jungens, die da nicht den Arm hochkriegen, ist nicht ein einziger aus dem Krieg zurückgekommen.

HANNA SOHST • SIEMENSLAGER, VERNICHTUNGSLAGER [8]

Neben mir lag eine Frau, die mir sofort erzählte, in diesem Block liegt man höchsten 14 Tage. Jede Nacht kam ein SS-Kommando mit einer langen Liste. Das waren Streifen, die wurden abgetrennt, auf jedem Streifen eine Nummer. Die kamen zum Vergasen.

In dieser Nacht wurde die Frau mit zwanzig, dreissig anderen aufgerufen und rausgeführt, ich habe mich gewundert, wie schweigend das vor sich geht. Immer nachts um 2. Nun, dachte ich, das wird ja nun nicht mehr lange dauern, das wirst du auch noch über dich bringen.

WALTER SEITZ, AUS RUTHS TAGEBUCH • LEBENSMITTEL-MARKEN

«Marken sammeln, Marken sammeln!» drängt Frank. Für morgen hab ich zwei Schlafgelegenheiten. Für übermorgen drei. Ab 15. Dezember steht in Lankwitz eine sturmfreie Wohnung zur Verfügung. Kranke werden zu mir geschickt. Wer Atteste braucht, wendet sich an mich oder an meinen Kollegen Dr. Kühn. Doktor Kühn ist Kommunist. Er hat erst vor Kurzem eine monatelange Leidenszeit in jugoslawischen Gefängnissen beendet, jetzt arbeitet er wieder, als wäre nichts geschehen. Illegal, konspirativ, ein fanatischer Kämpfer für seine Sache. Sein Kreis ist ein anderer als der unsrige. Doch wenn wir uns nötig haben, sind wir füreinander da!»

HANNA SOHST • SIEMENSLAGER. VERNICHTUNGSLAGER [9]

Elf Tage war ich da.

Nun bin ich dran. Tatsächlich, in der Nacht drauf kommt die Polizei mit einer SS-Aufseherin. Im Schein der Taschenlampe sehe ich, die hat nur einen Streifen in der Hand. Sie ruft in den Raum: «33 373». Nun ist es ja soweit. Ich bin genauso schweigend rausgegangen wie alle anderen, alle andern, alle Tausende andern vor mir. Ich habe mich darüber gar nicht mehr gewundert und bin einfach mitgegangen. Draussen war stockdustere Finsternis. Es war ja Krieg, alles verdunkelt. Die brachten mich nach vorn zur Kommandantenbudike. Ich habe unterwegs gefragt: wo komme ich denn eigentlich hin, da sagt die SS-Aufseherin, gesprochen wird nicht, und gibt mir einen Knuff, und die Polizeiwache gibt mir einen Tritt, und sagt, das wirst du schon sehen. In die hellerleuchtete Kommandantenbudike rein, da stand sie. Die Binz. Sie ist später gehängt worden. Ich musste mich melden mit meiner Nummer. Die schrie mich an: gesund? Ich sagte ja, kriegte wieder einen Tritt und flog raus in die Finsternis auf den Lagerplatz, bin hingefallen, ein paar Treppen runter, habe mich aufgerappelt, merkte, rechts und links von mir stehen welche.

Mit dem Ellbogen konnte ich sie fühlen und habe leise gefragt, wer seid ihr denn? Sofort schrie jemand, Ruhe, es wird nicht gesprochen. Und schon hatte ich eine Hundeschauze an meiner Ferse, da wusste ich, das war SS. Irgendjemand sagte zu mir, wir gehen zu Siemens. Was!?

So standen wir bis zum Morgengrauen. Abrücken! Wir waren nur fünf Mann. Mit der SS durch die beiden Lagertore. Die Kameradinnen haben mich so, dass es niemand merkte, ganz vorsichtig ein bisschen

gestützt und mitgezogen. Ich bin tatsächlich oben angekommen! Da stand am Tor der «lange Hans». Ich ging als letzte rein. Und der «lange Hans» sagte: «Nun mach mal! Mach mal! Auf dich warten sie schon alle!»

Mein Block lag nur noch ein paar Schritte vor mir. So von hier bis zur Wand, verstehen Sie? Da war mein Block. Die Baracken standen auf Pfählen, hatten keinen Sockel, man musste noch vier, fünf Stufen hoch. Das war fast unmöglich. Auf allen Vieren bin ich rauf gekrochen und habe noch mit der Hand an einem Türpfosten gezogen, die Tür aufgemacht, und jemand schrie: «Mach doch die Tür zu! Es schneit ja rein!»

Ich habe gedacht, ich bin im Himmel. Drin überall brannten Kerzen. Alle guckten über ihre Pritschen.

«Hannitschka ist da! Hannitschka ist da!»

Meine Tschechinnen hatten gewartet. Sie hatten von unten die Nachricht heraufbekommen, Hanna haben wir rausgeholt, die kommt wieder, die kommt heute irgendwann zu euch zurück. Und da hatten sie – Tschechinnen kriegten damals noch gelegentlich Pakete – Kekse und Kerzenstummel rausgeklaut und hingestellt. Ich habe mich so gefreut. Ich habe mich ja so gefreut. Ich dachte, ich wäre im Himmel, hier in meinem Block.

Die nächsten Tage haben sie für mich gesorgt. Zwischen den Strohsäcken wurde ich verborgen, damit ich morgens nicht Appell stehen musste. «Mach dir keine Sorgen, wir schaffen das schon!» Sie haben es auch irgendwie geschafft, für mich mit Appell zu stehen. Ich habe Laufversuche gemacht, nach 14 Tagen konnte ich mich wieder in die Gemeinschaft von Siemens eingliedern. Das war Mitte Februar 1945.

KLEINE DINGER, PHOSPHOR, SCHWEFEL, STAUB, HELL, DUNKEL

Wenn wir Heimaturlaub hatten, sagten einem immer die anderen Matrosen, nach wem und nach welchen Häusern man immer Ausschau halten sollte. Ein Kamerad kam mal zurück, dem war im Urlaub sein Haus zerbombt worden. Er war zufällig draussen, seine Mutter und seine Schwester drin. Seine Schwester kam drin um. Seine Mutter starb in seinen Armen. Wir hatten einen Galgenhumor ausgebildet: «Berlin hatte noch niemals so viele Warenhäuser wie heute. Da Warenhäuser, dort waren Häuser!»

Meine Mutter arbeitete bei Borsig. Wenn sie rauskam, holte sie meine Schwester von der Schule ab. Schnell was zu essen machen, vielleicht bei den Schularbeiten helfen, dann runter in den Keller. Dort was genäht, gestopft, etwas geschlafen, am Morgen wieder zu Borsig, glücklich, dass man noch am Leben war. Tag für Tag, jede Nacht. *[Groth]*

Ich wollte zum Bayrischen Platz, weil da ein anonymer Luftschutzkeller war. Ich ging nicht gerne in die Keller. Lieber war ich z.B. in den Einmannlöchern am Strassenrand, wo man sehen konnte, wohin die Bomben fielen. Auf dem Wege rufen mich zwei Männer an. «Da kommen schon die Bomben!» brüllen sie. *[Seitz]*

Vormittags auf dem Weg zu meiner Wäscherei, zu meinen Oberhemden und Paradekissen, geriet ich in der Nähe des Reichssportfeldes in einen Luftangriff. Ich hörte den Alarm und das Ausklicken der Bomben. Ich legte mich auf die Erde. *[Rewald]*

Am 23. August 1943 wurden Steglitz, Lankwitz, Lichterfelde und Mariendorf mit einem Bombenteppich belegt. Wir krochen unten im Keller zusammen. *[Friedrich]*

Es war vormittags, man sah die Bomben fallen. Kleine glänzende Dinger fielen aus den Flugzeugen heraus. Wenn sie tiefer sind, sind sie natürlich ziemliche Brocken, die man einzeln erkennen und auch hören kann. *[Seitz]*

Eine lange Reihe Soldaten stand in einem Wehrmachtsbüro am Bahnhof Friedrichstrasse. Sie holten ihren Marschbefehl. Unsere Clique wollte mit vier Mann versuchen, an Lebensmittelmarken ranzukommen. Blomberg ist vor an den Schalter. Er hatte gute Manieren. Er sollte den Wachhabenden ablenken. Wir andern wollten dann einen Moment abpassen. Plötzlich gingen die Sirenen. In der Aufregung haben wir

schnell in den Schalter gelangt und fünf, sechs Blocks Formulare für Verpflegungsscheine an uns genommen. Schnell abgehauen, draussen ein Inferno, aber wir sind nur gerannt, gerannt, gerannt. . . Wir sind vor Entsetzen gerannt. Es war der 24. Februar 1945. Die ganze City wurde zusammengeknallt. [*Lehmann*]

Als ich mit Gerhard schwanger war, hatte uns abends eine Marienfelder Kollegin eingeladen. Bei Alarm sind wir in den Keller, aber oben kamen Bomben durch [*Grassmann*]

Mit dem Gesicht zur Erde hörte ich die Bomben herunterrauschen und detonieren, [*Fewald*]

Ich ging mit diesen beiden Männern in ein unbekanntes Haus. Im Keller stellte ich mich gewohnheitsmässig unter einen Bogen. Plötzlich eine ungeheure Erschütterung. Stuck und Mörtel fielen von den Wänden. Alle schmissen sich auf den Boden, und ich musste meine ganze Selbstbeherrschung zusammennehmen, um stehen zu bleiben. Fällt der Keller zusammen, ist man in einer Nische vielleicht geschützter. [*Seitz*]

Stäbe, mit Phosphor gefüllt, durchschlugen massenhaft die Dächer. Der Phosphor fliesst in die Ritzen, trocknet und fängt an zu brennen. Die Männer sind hoch und haben welche rausgeworfen. Phosphorbomben gingen eigentlich noch. Gefährlicher waren die Sprengbomben.

Es gab auch Phosphorbomben mit Sprengkapseln. Die gingen erst hoch, wenn man mitten beim Aufräumen war. Als wir nach Hause kamen, brannte der ganze Mariendorfer Damm. Zwei Tage später ging direkt bei uns eine Bombe los. Das war aber eine Luftmine. Die haben ungeheure Wirkung. [*Grassmann*]

Wir haben uns im dunklen Keller aneinandergedrückt und festgehalten. Draussen regnete vom Himmel Schwefel runter. Flammen. [*Friedrich*]

Es wurde dunkel, die Frauen brüllten. [*Seitz*]

Es war alles blendend hell, alles brannte.

Wir sind schnell in den Hauskeller runter, ich mit dem dicken Bauch und die beiden Jungen bei mir, mein Mann war auf Nachtschicht, wir hatten es nicht geschafft, in den für uns offiziell angewiesenen Luftschutzkeller zu kommen. Als die Luftmine fiel, ist allein durch den Druck unser Hauskeller verschüttet worden. Die Kinder schrien. Sie waren kreideweiss. Günther wollte immer raus. Das rief er mir dauernd ins Gesicht. [*Grassmann*]

Es war der grösste Luftangriff auf Berlin, am 24. Februar 1945. In den Strassen lagen kleinverbrannte Menschen. Morgens um 10 in der Oranienstrasse! Die ganze Alexandrinenstrasse, die Moritzstrasse, der Kreuzberg vom Halleschen Tor rüber, die Kochstrasse, die Wilhelmstrasse, alles ausradiert. *[Lehmann]*

In der Dunkelheit dann noch ein Wassereinbruch. Wir waren eingesperrt, der Haupteingang war verschüttet. Im Keller allgemeine Panik. Entsetzensschreie. . . Einige blieben beherzt. Sagten sich, die einzige Chance ist, ruhig zu bleiben, um nach einer Chance zu suchen. Während einige mit Spitzhacken versuchten, den Notausgang aufzuhacken, schlepten andere die törichsten Koffer von einem Platz zum andern. Ich kannte Männer, die den ganzen Ersten Weltkrieg mitgemacht haben, aber tief verstört waren, wenn durch Bomben und Luftdruck kaputte Fensterscheiben ins Zimmer fielen. *[Setz]*

Ich habe versucht, die Kinder zu beruhigen. Dann habe ich mit meinem dicken Bauch die Steine etwas weggedrückt und angefangen, vorsichtig zu buddeln. Immer mit dem Körper die Stellen festhalten, wo was nachrutscht. Immer vorsichtig Steine wegschieben, bis man vielleicht ein Loch findet. *[Grassmann]*

Es war so heiss. Man konnte kaum atmen. Toten haben wir Gasmasken abgemacht und uns übergezogen. Da standen lichterloh brennende Strassenbahnwagen, noch voller Menschen, die nicht mehr rausgekommen sind. Vor dem Waisenheim in der Alten Jakobstrasse lagen haufenweise die verbrannten Babyleichen auf der Strasse! *[Lehmann]*

Es hat ein paar Stunden gedauert, bis wir draussen waren. Meine beiden Jungs und ich mit dem Bauch. Sie haben alle um uns rumgestanden, als wir hochkrabbelten: «Was, ihr lebt noch?» Da erfuhren wir, dass sie dachten, wir hätten im offiziellen Keller gegessen, auf unserm angewiesenen Platz unter den Eisenträgern der Treppe. Weil die Luftmine genau da runtergekommen war, hatten sie gedacht, wir wären nicht mehr lebend rausgekommen. Ich bekam noch Vorwürfe vom Luftschutzwart, weil ich nicht gesagt hatte, dass wir im Haus geblieben sind. Stundenlang hatten wir uns rausgebuddelt. In der Wohnung haben wir uns ein bisschen erholt. Man hat eine Zigarette geraucht und die Kinder ein bisschen beruhigt. Ging's schon wieder los. Alarm! *[Grassmann]*

Ich war beim Akrobatik-Unterricht gewesen in einem Haus nahe der Gedächtniskirche. Ich musste mich schnell anziehen und rannte auf die Strasse. Es waren ziemlich viele Menschen da. Sie können sich nicht

vorstellen, wie sehr die Verdunkelung alles verdunkelt! Wieso hatte ich diesmal so grosse Angst? Angst, bevor irgendein Flugzeug zu hören war, bevor ich im Keller sass. Im Dunkeln sah man von den Menschen nur die Blümchenkringel, phosphoreszierende Zeichen, die jeder am Mantel trug, damit man im Dunkeln niemand anrampelte. Auch an den Bordsteinen war ein phosphoreszierender Streifen, damit keiner fällt. «Ach, wenn das in der Nacht erst mal wieder hell wird,» hat eine Kollegin von mir mal gesagt. Die meinte, wenn der Krieg aus ist, gehen sofort die Schaufenster wieder an.

Seltsamerweise hatten die Leute im Keller alle besonders grosse Angst, laufend waren die Klos besetzt! 30 bis 40 Leute auf den Bänken. Bevor Bomben einschlagen, machen sie ja ein Geräusch in der Luft, schon hoch oben. Man sagt immer, die Bombe, die trifft, hört man nicht. Aber ich muss nicht erst etwas hören, bevor ich es mir vorstellen kann. Einmal ging einer an mir vorbei, der so einen Ausdruck in seinen Augen hatte. Es war am Pariser Platz, die Sonne schien irgendwo in der Gegend. Es war ein Angriff gewesen, und alles war kaputt. Seine Hosen, seine Stiefel waren weisslich-grau. Seine Jacke und die Knöpfe an seiner Jacke, alles war voll mit weissem Staub. Auch sein Stahlhelm. Er kam mir entgegen und ging an mir vorüber. Ich habe in seinen Augen gesehen, der muss was Schlimmes gesehen haben, grade. Daran dachte ich, als ich die Bomben hörte. Kann aber auch sein, dass er mir jetzt einfällt, wenn ich von dieser Nacht erzähle. Der Keller war grau, aber es war nicht der Beton, sondern eine trübe Lampe. «Oben brennt's», hiess es, wir mussten raus.

Draussen war es blendend, so hell. Im ganzen Viertel brannten die Häuser. Ich lief in Richtung Wittenbergplatz. Hinter mir her ein Ausländer. Eigentlich kein unangenehmer Typ, nicht aufdringlich, aber ständig wollte er mich nach Hause bringen. Ich sollte nur noch mal mit ihm nach seiner Wohnung schauen. Ob die nicht brennt. Dann würde er mich nach Hause bringen. Er hätte seine Wohnung in der Nähe vom Noliendorfplatz. Er rief das alles hinter mir her. U-Bahnhof Wittenbergplatz war abgeschaltet. An einer Ecke brannten drei Häuser. Balken stürzten runter, als ein Windstoss kam, fiel ein Teppich von Funken über die Strasse. Es ist vielleicht gemein, aber ich empfand das einen Moment lang als schön. Als ich weiterlief, rief der immer hinter mir her: «Gehen Sie doch nicht so schnell! Nicht so schnell! Nicht so schnell!» Ich bin dann gerannt. Der auch. Aber kennen Sie diese Kirchen, mitten in der Häuserreihe? Die erst mal gar nicht wie eine Kirche aussehen? So eine stürzte plötzlich hinter mir auf die Strasse. Sie krachte nicht in sich zusammen, sondern sie krachte genau hinter mir quer über die ganze

Strasse. Der Sturm blies mir den Dreck ins Gesicht. Vor Qualm war nun gar nichts mehr zu sehen. Ich bin ein paar Mal kreuz und quer gelaufen, über Glasscherben und durch tiefe heisse Asche.

Schliesslich war am U-Bahnhof Nollendorfplatz das Licht wieder an. Da habe ich die Nerven verloren und geheult.

Wo war denn der Ausländer geblieben?

Der ist ja immer hinter mir gewesen, dann aber irgendwo abgeblieben. Dieses «Langsam! Langsam!» von dem! Er wollte ja hauptsächlich zu seiner Wohnung. Ich wollte nach Hause zu meiner Mutter. Ich brauchte den gar nicht. Er war mir eher lästig. Ging mir auf die Nerven! Er hat mich gestört.

Vor den Telefonzellen standen die Leute Schlange. Keiner durfte mehr aus dem Bahnhof nach oben, weil rings um den Nollendorfplatz lauter brennende Häuser standen. An Rundplätzen ist der Sog immer so gefährlich. Die U-Bahn fuhr nicht. Der Strom wurde abgeschaltet. Vier- bis fünfhundert Leute sind unter der Erde auf den Schienen bis zum U-Bahnhof Kurfürstenstrasse gegangen. Von dort bin ich nach Kreuzberg gelaufen. Um zwei war ich zu Hause.

Ich war völlig verdreckt. Mein Mantel war voll Brandflecken, die Augen entzündet. Aus meinen Haaren kam der Sand. Meine Mutter hatte angenommen, ich wäre umgekommen. Dieser Staub. Wissen Sie, ich habe mal mit meiner Mutter im Keller gegessen, als hinter der Kirche am Mariannenplatz eine Luftmine runterging. Da hat sie gesagt: «Guck mal, unsere Koffer! Jetzt habe ich doch heute Morgen vergessen, sie von der letzten Nacht Staub zu wischen!» Dabei war es der Staub, der gerade eben aus der Wand kam. Und der Fussboden rauf und runter, als wenn, stellen Sie sich das doch bloss einmal vor. . . als wenn Sie auf einem Schiff sitzen! Am nächsten Tag habe ich wieder gearbeitet. [Vera Z.J

Wäre ich, wie ich's zunächst vorhatte, in den U-Bahnhof Bayrischer Platz gegangen und nicht mit den beiden Männern in den dann verschütteten Keller, wäre es mir viel schlechter ergangen, weil dort ein Volltreffer reinging. Sehr viele Tote. So habe ich besonders deutlich sehen können, wie das Glück im Leben eine besonders grosse Rolle spielt. [Seftz]

Anschliessend musste man immer sofort aufräumen. Ich habe mit der Schaufel eine Brandbombe rausgeworfen. Eine Wolke von Bettfedern war im Raum, dessen Zwischenwände alle eingestürzt waren, die Bombe



Elisabeth Grassmann, 1979: «Es hat uns so weh getan zu sehen, wie die Stadt kaputt geht.»

hatte ein Bett durchbrannt. Schliesslich lag eine dreissig Zentimeter hohe Federschicht zwischen den Mauerbrocken. Die Fenster wurden mit Pappe zugenagelt. Am Morgen war die Sonne nicht mehr zu sehen. Es war alles sehr elend. Leute rannten schreiend rum. Ich hatte eine Rauchvergiftung. Blaue Lippen, plötzlich macht das Herz nicht mehr mit. Alles brannte, es gab keine Verbindung mehr zu den andern Stadtteilen, man wusste gar nicht, wie weit die Verwüstung geht. Es war nichts zum Löschen da. Die Leute sind in Decken gewickelt rumgerannt. Ich hatte ein Zuckerstückchen in den Mund gekriegt. Vor unserm Haus war eine Gärtnerei. Auf einem Misthaufen stand ein französischer Kriegsgefangener. Er guckte irgendwie zufrieden. Ich habe ihn verstanden. Durch die durchgebrochene Wand sah ich eine schreiende Frau. Sie hatte ein paar Kleiderbügel in der Hand. *[Friedrich]*

Wir sind dann nach Detershagen evakuiert worden. Wir wären in Berlin geblieben, aber man hätte uns hier keine Lebensmittel mehr zugeteilt. Auf der Fahrt dorthin ist unser Zug mehrmals bombardiert worden. Einem Mädchen, wo sich die Mutter noch drüber geschmissen

hatte, ist der Arm abgerissen worden. In Detershagen wurden wir auf Bauernhöfen verteilt.

Man hat die Bomberpulks immer beobachtet, wie sie Richtung Berlin flogen. Von weitem hat man die Rauchwolken und nachts die Brände am Himmel sehen können. Es hat uns so wehgetan zu sehen, wie die Stadt kaputt geht. Zu abgeschossenen Flugzeugen sind wir hingerannt. Aber auf freiem Feld war man nicht mehr so sicher. Manchmal warfen nämlich die Flugzeuge ihre Dinger aufs Feld ab. Es gab ein Gemunkel, dass ein paar sich weigerten, sie auf Berlin zu schmeissen.

Irgendwie sind wir hier auf dem Dorf enger zusammen gewesen. Haben uns die Nachrichten aus Berlin ausgetauscht, ob die Häuser noch stehen, was die Männer machen. Gesagt hat man auch: «Wir kriegen jetzt alles wieder, was wir im Blitzkrieg mit den andern gemacht haben! Der Hitler hat uns reingerissen!» Es hat aber keiner gewagt, richtig zu schimpfen.

Als ich merkte, dass man da auch nicht mehr sicher ist, bin ich nach Berlin zurück, mit dem Gedanken: «Dort ist ja Vater. Wenn was passiert, dann sind wir eben alle weg.» In der ersten Zeit nach Detershagen ist dann auch die Geschichte mit Otto Winter passiert.

[Grassmann]

WALTER SEITZ • VERTRAUEN

Einmal ging ich von Schering kommend zur U-Bahn. Eine Arbeiterin mit dem Judenstern ging ebenfalls im Strom der Arbeitermassen. Sie fiel auf der Treppe hin. In dem Moment, da sie hinfiel. . . sind aber sämtliche zu ihr gestürzt und haben ihr aufhelfen wollen. Plötzlich, in der Anonymität einer solchen verdunkelten Steintreppe, nicht wahr, haben Hunderte Menschen um diese eine Frau herumgestanden, weil sie ihr sofort haben helfen wollen, als sie stürzte. Sie haben besonders nett geholfen, nicht? Da war klar, und diese Frau hat es auch gespürt, dass alle damit sagen wollten: Wir wollen dir helfen, aber wir können leider nichts tun, ausser dass wir, wenn du hier mitten unter uns fällst, dich sofort aufheben! Ich würde sagen, von Vornherein hat die Hälfte der Deutschen den Anti-Nazis geholfen.

Was unsere Gruppe «Onkel Emil» machte, war insofern nur ein gradueller Unterschied zu dem Helfen. Bei uns kam nur die Existenz so vieler Illegaler hinzu. Das Aparte an «Onkel Emil» war, dass Leute mit vollberuflichen Kontakten und Leute, die voll untergetaucht waren, zusammen waren. Eine Gruppe von nur Untergetauchten ist relativ wenig lebensfähig, und eine Gruppe von Leuten, die alle ihrem Beruf nachgehen, hat einfach nicht so viel Zeit und Möglichkeiten. Die Verbindung von beidem ist bei uns herangewachsen.

Unsere grössere Aktion kam so zustande. Wir trafen einen, der sich Vogel nannte. Bei ihm war einer, der sich Gregor Schultze nannte. Sie instruierten Ruth und mich. Vielleicht hatten wir auch vorher schon etwas von dem Vorhaben gehört, so dass wir überhaupt hingingen. Ohne etwas Genaues zu wissen, hatten wir sehr bald Vertrauen zueinander. Wir sprachen auch darüber, was in anderen Stadtteilen geplant war. Wir wollten Steglitz übernehmen. Auch von Flugblättern war die Rede. Auch das Datum der Aktion wurde verabredet.

Vogel war wohl ein Kommunist. Nicht einer, der Propaganda für die KPD machte. Er liess sich nicht in die Karten blicken, aber seine ganze Einstellung liess den Schluss zu.

Woran erkannten Sie seine Einstellung?

Es gibt Typen, die sind Kommunisten, zeigen es aber nicht so her, andere, die laut schreien, sind in Wirklichkeit keine. Es ist ja schwer, jemand ins Herz zu schauen, nicht? Es kann einer dauernd im Sinne der katholischen Kirche hinknien und fromm tun und ist das Gegenteil, und ein Unauffälliger kann ein echter Katholik sein. Von aussen ist es also schwer zu erkennen. Und da es sich beim Kommunismus doch auch um eine Religion handelt, keine Ersatzreligion, sondern eine echte, alle

Kennzeichen einer Religion sind doch vorhanden, einschliesslich der Intoleranz, kann man das Problem, einen Kommunisten von aussen zu erkennen, vergleichen mit der Schwierigkeit, einen Katholiken zu erkennen.

Woran erkannten Sie ihn also? Schliesslich hätte ein Ihnen völlig unbekannter Mann mit seinem Vorschlag zu einem «staatsfeindlichen» Unternehmen auch ein Gestapo agent sein können.

Dass er auf die Ankunft der Sowjettruppen wartete, war natürlich kein Beweis für Kommunismus. Ich wartete auch. Viele wollten rasch den Sieg der Sowjets, ohne deshalb Kommunisten werden zu wollen, weswegen dann viele auch so enttäuscht waren, als die Kommunisten dann an die Macht kamen. Ich weiss nicht mehr... die beiden in dieser Wohnung... sie blieben undurchschaubar, vielleicht war das das Kennzeichen.

Sie hatten aber Vertrauen zu ihnen?

Sie wirkten wie Linksleute, nicht wie Rechtsleute, in der Art der Gesprächsführung, der Wortwahl, der Wohnungseinrichtung, ohne Hitlerbilder. . . natürlich, auch ein Gestapoagent würde Hitlerbilder vermeiden. . . Weshalb wir Vertrauen hatten, ist nicht so fassbar. Das war Instinktsache. Es gibt ja Leute, die glauben, alles in Akten erfassen zu können. Die meisten Sachen sind aber nicht aktenmässig zu erfassen.

Vertrauen kam auch, als wir davon sprachen, dass es viele Gruppen sein würden, die in einer bestimmten Nacht im Einsatz sein sollten. Vielleicht tausend Menschen.

Ruth hat die Ereignisse so dargestellt:

«16. 4. 45. Jeder muss für den andern einspringen. Wir leben und atmen für ein gemeinsames Ziel. Da geht es nicht, dass man an verschiedenen Strängen zieht. Niemand von uns hat je einer politischen Partei angehört. Aber wir haben das Erbe derer angetreten, die im Kampf um ihr Menschentum untergingen. Sie haben uns ihren Auftrag weitergegeben. (. . .) Abends sind Andrik, Frank und ich mit dem neuen Mann verabredet. Fünf Minuten nach sieben biegen wir vom Kurfürstendamm in die Uhlandstrasse ein. ‚Wenn das Ganze nun eine Falle ist‘, gebe ich zu bedenken (. . .) Wir setzen uns schweigend. Einer der Männer zieht ein Zigarettenetui heraus. – Wenn man raucht, wird alles vertrauter. Zwei bis drei Minuten saugen wir nachdenklich an unseren Zigaretten. Auf dem Fussboden ausgebreitet liegt eine riesige Karte von Berlin, bedeckt mit zahlreichen, quadratisch zugeschnittenen Papptäfelchen. ‚Sie wissen, worum es geht?’

NEIN

Ruth: Gregor Schultze wirft seine Zigarette in den Aschenbecher und sieht uns fragend an. ‚In drei Worten zusammengefasst, um das Nein zu Hitlers Politik. (...) Nein, wir billigen sie nicht, diese Politik. Und dass wir sie nicht billigen, wollen wir eindeutig zeigen!‘ (...) Wir planen eine Aktion über ganz Berlin. Für Mittwochnacht. Die erste dieses Umfangs seit 1933. *Nein* heisst das Losungswort. NEIN soll es von allen Mauern den Nazis entgegenrufen. Mit Kreide oder mit Farbe. Mit Kohle oder mit Tünche. Jeder übernimmt einen bestimmten Stadtbezirk!‘»

Karin Friedrich’. Ich habe in den letzten Monaten und Wochen dem Kriegsende ja schon richtig entgegengefeibert. Ich konnte es kaum noch abwarten. Die ganze Gruppe war froh, nach 12 Jahren einen kleinen Schlag zur Befreiung machen zu können. Ich war. damals sehr verliebt in Fred Denger. Wir waren voller Einfälle. Man war in Anspruch genommen, auch von diesem Liebesverhältnis. Natürlich hat er immer mit mir schlafen wollen. Drei Monate blieb ich ganz standfest. Da kam er mir dann mit dem uralten Männertrick: «Weisst du Karin, mir geht es hundelelend, ich habe schon wahnsinnige Bauchschmerzen!» Und so weiter! Sie wissen ja selber. . . «Heute Nacht habe ich vor lauter Unterleibsschmerzen wieder mal kein Auge zugekriegt!»

Wir haben alle Geschäfte abgeklappert nach Kreide, Farben, Pinsel haben wir uns zum Teil selber gemacht. Da war Fred wieder sehr erfindungsreich. Meine Mutter hat erzählt, eine Verkäuferin hätte ihr verwundert gesagt, sie wäre nun schon die siebente an diesem Tag, die Kreide verlangte, sie hätte noch nie so viel Malzeug verkauft wie in diesen Tagen. Walter Seitz hat aus Wehrmachtsbeständen vier Dosen rote Ölfarbe heimgebracht, geklaut. . .

Ruth’. «Kurz vor Einbruch der Dämmerung läuft jeder seine Strecke ab. Frank und ich haben das Gebiet der Albrechtstrasse übernommen. (. . .) Diese Ecke ist gut. . . dort den Mauervorsprung müssen wir uns merken . . . die Anschlagssäule der NSDAP. Unsere Gehirne arbeiten wie fotografische Platten, saugen die Bilder ein, um sie morgen, und wäre es noch so dunkel, unfehlbar zu reproduzieren.»

GÄSTEBIBEL

Im April und Mai 1945 befand sich im Keller des Hauses Hünensteig 6 eine sogenannte «Gästebibel». Jeder, der sich im Keller bei Ruth und ihren Freunden aufhielt, wurde gebeten, etwas in dieses heute vergilbte Buch hineinzuschreiben. Eintragungen vom 17. und 18. April 1945:

Unwahrscheinlich
aufgedrahtet
+ inspiriert wie immer.
Hanner, 17.4.45
Kriegsendspurtphase

17.4.45
Heute als Transportarbeiter
Sonst als Planer
und vor allem
als herzlich aufgenommener Gast
kommt in dieses freie Haus
,Frank’

18.4.45
Nun rennen wir die letzten tausend Meter
dem Ziele zu, das allen leuchtend winkt.
Wir warten nicht mehr länger, weil, je später
noch desto übler unsre Ohnmacht stinkt
zum Himmel, der den Brudermord gesehen!
Nun werden *wir* die morschen Speichen drehen!
Auf, steckt die Fackeln lodernd hell in Brand!
In Gloriolen, purpurn, sehn wir Land!
Fred de Geer

WALTER SEITZ • ÜBER GEFAHR UND TODESANGST

Ich war von Jugend auf leidenschaftlicher Kletterer. Ich bin einmal im Karwendel abgestürzt, aber am Seil gehalten worden. Der Seilzug ist sehr schmerzhaft. Ich versuchte, mich an der glatten Wand festzuklammern. Meine Augen waren voll Blut, die Finger einer Hand ausgerenkt. Ich habe mir die drei Regeln gesagt, wie man Gelenke wieder einrenkt. Und ich konnte an einer Scharte seitlich wieder rausklettern. Mein Bruder, der das Seil hielt, hatte gedacht, ich wäre tot.

Aber nach einigen Stunden in einer Berghütte war ich wieder in glänzender Stimmung. Ich trank Rotwein und nahm ein Schmerzmittel. Dann bin ich einmal bei einem Alleingang an einer schweren Wand abgestürzt. Ich rutschte ab. . . nur einen Meter. Auf einem Band kam ich zum Stehen. Da habe ich minutenlang gezittert. Ich glaube, das war der Moment in meinem Leben, in dem ich die grösste Todesangst hatte. Weil ich völlig allein war! Da bin ich dann abgestiegen.

Ich habe immer viel riskiert. Der Klettersport ist ungeheuer risikoreich. Bei jedem Schritt muss man sich fragen: Kann ich das jetzt riskieren? Geht das? Komme ich hier rüber?

Das hat mich schon geprägt, so dass ich dann etwas vorbereitet war für den Widerstand, auch unter Bedingungen, wo man allein Widerstand machen musste. Ich habe einen Sinn für Abenteuer. Ich gehe gern die direkten und gefährlichen Wege und nicht die Allerweltswege.

Was fasziniert Sie am Klettern?

Es ist ein urtümlicher Instinkt, ein Instinkt, den die Affen haben. Die Materie beherrschen. Sein Können beweisen an einer gefährlichen Sache, wo man eigenem Können und Geschick vertrauen muss. Und nicht wie beim Autofahren der Vernunft der andern. Es ist nicht der Kampf gegen die Natur allein, die am Fels natürlich berechenbar ist, weil der Fels ja seit Jahrtausenden steht und im Grossen und Ganzen hält. Es ist die Abwägung, die mich fasziniert: nicht viel riskieren, aber doch den Mut haben, etwas zu riskieren.

Klettern hat auch, glaube ich, gar nichts mit Deutsch-Sein zu tun, Schweizer und Italiener klettern ja auch. Beim Fussballspielen können schon eher falsche Nationalgefühle einfliessen. Es ist auch keine Eitelkeit, weil eben keiner zuguckt! Möglichst rasch zu klettern, ist ja eine Sinnlosigkeit. Man muss mit Bedacht klettern, muss prüfen, ob der Fels hält. Muss die einzelnen Schritte prüfen. Aber es ist von Vorneherein Leistung, weil alle Muskeln angestrengt werden. Eine Seillänge klettern kann sehr lange dauern.

B E R L I N E R !
Soldaten, Männer und Frauen!

Ihr kennt den Befehl des Wahnsinnigen Hitler und seines Bluthundes Himmler, jede Stadt bis zum äußersten zu verteidigen. Wer heute noch die Befehle der Nazis ausführt, ist ein Idiot oder ein Lump.

B e r l i n e r !

Folgt dem Beispiel der Wiener! Durch versteckten und offenen Widerstand haben die Wiener Arbeiter und Soldaten ein Blutbad in ihrer Stadt verhütet. Soll Berlin das Schicksal von Aachen, Köln und Königsberg erleiden? **N E I N !**

Schreibt überall Euer **NEIN** an!
Bildet Widerstandszellen in Kassen, Betrieben, Schutzräumen!
Werft alle Bilder von Hitler und seinen Komplizen auf die Straße!
Organisiert den
bewaffneten Widerstand!

Widerstandsgruppen Berlin
E r n s t

Die Gefahr gehört mit zum Wesen dieser Sache. Die Freude am Klettern und meine Befähigung zum illegalen Leben, zum Gefährlichen, haben etwas miteinander zu tun. Es reizt mich und hat mich gereizt, gegen Widerstände anzukämpfen und sie zu überwinden. Daß man überlegt und prüft, dieser Schritt, das ist die Lösung, daß man ihn dann auch riskiert! Das ist die Parallele! Und es gibt viele Stellen, wo nur eine Lösung möglich ist. Bei leichten Stellen gibt es viele Lösungen. Man kann so, rechts oder links oder geradeaus gehen. Bei schweren Stellen muß man die einzige mögliche Lösung finden. Das ist eine Parallele, die mir jetzt im Gespräch nochmal klar geworden ist.

AUS RUTHS TAGEBUCH • NEIN !

«18.4.45. . . . Unsere Augen beginnen, sich an die Dunkelheit zu gewöhnen. Immer deutlicher heben sich aus der Schwärze die breiten Flächen der Mauern und Schaufenster ab. Nein – Nein – Nein. Entweder ganze Arbeit oder keine. Wir malen und schreiben. Auf Bordschwellen und Telegrafmasten, auf Gartentore und Litfasssäulen. Wo immer sich ein Blickfang findet, wird ihm das Nein als farbiges Siegel aufgedrückt. (. . .) ‚Pst – still: Polizei!‘ Wir stehen wie Säulen. Im gemächlichen Gleichschritt schlendert die Nachtpatrouille vom Streifendienst an uns vorüber. ‚Gegen die Mauer drücken‘, haucht Frank. Ich presse mich an die Steine, als wollte ich in sie hineinkriechen. Es riecht nach Staub und verbranntem Holz. (. . .) Der Zipfel eines Mantels streift mein Knie. Ich halte den Atem an. Gott sei Dank, sie haben uns nicht entdeckt. Ihre Augen sind blicklos geradeaus gerichtet, als schliefen sie im Gehen. (. . .) Wir müssen uns beeilen, wenn wir vor Tagesanbruch fertig sein wollen. Am Rathausplatz steht auf hohem Podest die grosse Anschlagtafel der Partei. Schreit mit Riesenlettern in die Welt, dass ‚die Juden unser Unglück‘ seien. Vier Stufen führen zu ihr empor. Vorsichtig blicken wir uns um. Ob es nicht schon zu heil ist? ‚Ganz egal, ich wag’s!‘ sagt Frank. Er springt die Stufen hinauf. Wie ein Wachhund liege ich auf der Lauer. Fünf Strassen münden auf den Platz. Fünf Quellen der Gefahr. Aus der Ferne rollt der erste Stadtbahnzug heran. Wenn nur keiner kommt. Vor übermässiger Anspannung steht mir der Schweiß auf der Stirn. Ich starre auf das scheussliche Plakat. ‚Die Juden sind unser Unglück!‘ Jetzt setzt Frank den Pinsel an. Dunkelrot tropft die Farbe auf das Pflaster. Als ob es Blut wäre, kommt mir in den Sinn. ‚Die Juden sind unser Unglück!‘ N-E-I-N! In handbreiten Balken leuchtet Franks Protest von der hölzernen Anschlagtafel. Wie ein Künstler betrachtet er sein Werk (. . .) Franks Mantel sieht aus, als hätte er soeben ein Schwein abgestochen. Unsere Farbtöpfe sind leer. (. . .) Als wir in die Mariendorfer Strasse einbiegen, bleiben wir wie auf Kommando stehen. Nein – Nein – Nein ! leuchtet es uns mit grellweissen Buchstaben von einem Sandkasten entgegen. ‚Teamwork!‘ sagt Frank befriedigt. ‚Hier war Andrik am Werk.‘ Rechts und links und oben und unten – von allen Seiten glänzen die Neins. Plötzlich springen zwei Ratten pfeifend über den Weg. Zu Hunderten hausen sie in den Ruinen im grossen Abfallhaufen Berlin. ‚Ekelhaft!‘ Ich schüttelte mich vor Widerwillen. Frank lacht: ‚So sind die Frauen. Riskierst dein Leben gegen die Nazis. Doch wenn du ein Mäuschen siehst, kletterst du auf den Tisch!‘»

AUS DER GÄSTEBIBEL, EINTRAGUNGEN VOM 18./19.4.1945
(mit rotem und blauem Stift geschrieben:)

Bunt
war
die Nacht.
,Neinhart’

*

Pervitiniert – Farbenbeschiert-
mit Bratkartoffeln gestopft – mit Tee vollgepfropft –
voller Mut –
voller Wut –

*

Ausbruch aus dem Zwang
zu ’nem grossen Gang –
Aufbruch aus der Tyrannei
zu ’ner ’hehren’ Schmiererei-
lassen wir die Farbe fliessen
Und die Freiheit stolz geniessen!
Karin

*

Die schönste und aufregendste Nacht im Hünensteig.

H. SOHST • SIEMENSLAGER, VERNICHTUNGSLAGER [10]

Von einer Sanddüne oben im Siemenslager konnte ich runter ins Hauptlager sehen. Ich beobachtete, wie sich auf einem Podest ausländische Militärs – in fremden hellen Uniformen – aufstellten. Die deutschen Lageroberen arrangierten irgendwas wie einen Empfang.

Offenbar ganz unplanmässig zog plötzlich eine Gruppe von Häftlingen, das Kloakenkommando, über den Lagerplatz, direkt an dem Podest mit den Ausländern vorbei. Die Herren standen verduzt, starrten auf die wankenden, elenden Frauengestalten. Plötzlich nahm einer Haltung an, klappte die Hacken zusammen und salutierte. Ja! Schliesslich hielten alle die Hände an die Mützen und salutierten vor unserem Kloakenkommando. Auf einmal scherte eine verdrehte, gekrümmte Gestalt aus dem Zug, streckte die Arme aus und taumelte an das Podest heran. Aus dem Kreis der Offiziere sprang einer zu ihr runter, nahm sie in die Arme und trug sie in seiner hellen, sauberen Uniform zu den Frauen zurück, ging mit ihnen ein Stück mit, die Frau auf seinen Armen. Nach diesem Zwischenfall, in den die SS nicht eingriff, lief die Begrüssungszeremonie ab.

ELISABETH GRASSMANN • ER HAT UNS LEID GETAN

Mein Mann und ich sassen mit Otto morgens in der Küche zusammen. Im Radio kam die Nachricht, dass in der Nacht der Anhalter Bahnhof bombardiert worden war. Ottos Frau arbeitete neben dem Bahnhof im Hotel Excelsior als Aufwartung. Nun kriegte Otto Angst, dass seiner Frau was passiert sein könnte, weil sie noch nicht von der Nachtschicht zurück war. Bei Luftangriffen ist nämlich das Hotelpersonal immer in den Bahnhofsbunker gegangen. Otto machte sich auf den Weg, er wollte mal nach ihr sehen. Seit diesem Tag war er verschwunden. Auch seine Frau fand keine Spur. Wir dachten, Otto sei umgekommen oder wo hineingeraten.

Es verging über ein Jahr. Im Feindsender haben wir gehört, die Russen sind näher. Mein Mann und ich sassen in der Küche und haben Abendbrot gegessen. Plötzlich klopft es leise an der Tür. Mein Mann öffnet.

«Ich bin getürmt! Lasst mich schnell rein!»

Erst waren wir erstaunt. Wir guckten uns an.

«Mensch, Otto!»

Er war kahlgeschoren und hatte einen Sträflingsanzug an. Er war im Zuchthaus Brandenburg gewesen, dann wurden sie auf einen Zug geladen. Fünfe haben sich rauskullern lassen. Sofort hat man ihnen nachgeschossen, davon fiel einer gleich um, zwei haben sie gefasst, einer ist nach Spandau und Otto zu uns.

«Und jetzt müsst ihr mich verstecken!»

«Ja, Otto, wie stellst du dir das denn vor?»

«Irgendwie!»

Das Risiko, wenn man ihn bei uns findet! Da wären wir natürlich dran gewesen. Aber wir konnten ihn doch nicht wegschicken. Im Hauskeller haben wir ihn also versteckt, weil der nicht als Luftschutzkeller benutzt wurde.

Mein Mann war nicht Soldat. Er hat wie ich bei Firma Stock & Co gearbeitet. Nur abends konnte Otto mal aus dem Keller hoch. Es kam auch manchmal seine Frau oder wir gingen zu ihr, um was zu essen für ihn zu holen. Denn so viel hatten wir ja auch nicht. Nach einer Zeit sind wir verpiffen worden. Ein Freund meines Mannes, der bei der SS war, hat uns gewarnt. Kurz darauf kamen drei SSler:

«Ihr versteckt hier jemand!» Sie machten in aller Herrgottsfrühe Haussuchung. Aber wir waren ja gewarnt worden. Nur Wolfgang und Günther hätten beinahe geplappert:

«Onkel Otto war hier!» Mein Mann hat die Polizei noch im richtigen Moment abgelenkt. Nichts wurde gefunden.

Jetzt musste Otto unbedingt weg. Er ging nachts zu sich nach Hause. Dort hat man ihn voller Angst auch versteckt. Zwei Tage später hat man dort eine Haussuchung gemacht, da konnte er sich gerade noch in die Heckenrosen drücken. Er ist zu einem andern Freund gegangen, die haben ihn nicht aufgenommen. Es war einfach zu gefährlich. Seine Frau ist nach Perleberg gezogen, von da aus hat sie bei uns von Zeit zu Zeit nach Otto gefragt.

Ende 44 tauchte er wieder bei uns auf, bei Dunkelheit vor der Tür.

«Versteckt mich so lange, bis die Russen da sind. Vielleicht erlebe ich das noch!»

Wir haben damals immer Radio gehört, es war uns klar, dass die Feinde uns bald befreien. Also haben wir ihn wieder versteckt. Es wurde aber brenzlicher. Keinem konnte man mehr trauen. Mein Mann wurde zum Volkssturm geholt. Da hat er gesagt: «Otto, hier kannst du nicht bleiben! Ich kann nicht Weggehen und die Familie der Gefahr aussetzen!»

Aber er hat uns leid getan. Er war von all den Wunden immer noch so zugerichtet, ganz zerschlagen. Wir konnten ihn auch nicht zum Arzt schicken. Gut, dass ich Erste-Hilfe-Stelle im Haus war, da kam ich an Verbandszeug ran. Aber die Erste-Hilfe-Tasche musste immer wieder vollständig sein. Über Freunde habe ich mal Salbe, Tabletten, oder eine Binde gekriegt. Jedenfalls blieb Otto noch ein paar Tage da. Aber mein Mann, der sich jetzt jeden Tag in der Eckernschule in der Kaiserstrasse da drüben bei der Volkssturm-Sammelstelle melden musste, drängelte: «Jetzt kommen sie näher. Wer weiss, wohin der Volkssturm noch geschickt wird. Es kann sein, dass ich jeden Tag von der Familie weg muss. Du musst jetzt verschwinden, Otto!»

Es hat uns natürlich leid getan. Wir haben ihm was zu essen eingepackt. Abends zog er sich Sachen von meinem Mann an, damit er so aussieht wie er. Dann ist er verschwunden. Nach einer Zeit hörten wir, dass er in Perleberg ist. Die Russen haben ihm nichts getan. Viel später haben wir nochmal was gehört. Er ist krank geworden. Wahrscheinlich haben sie ihm im Zuchthaus die Lungen zerschlagen. Er sah ja furchtbar aus, als er da rauskam. Der Arzt hätte gesagt, dass es wohl nichts mehr wird mit ihm. Bald darauf bekamen wir die Nachricht, dass er gestorben ist. Jetzt ist die Spur zu der Familie weg.

Es war schon schwer gewesen, ihn die ganzen Monate zu versorgen. Im Keller hatten wir einen Verschlag. Wenn man die Treppe runterkommt, gleich rechts ist die Tür. Von da aus ist die Nische nicht zu sehen. Direkt unter der Treppe haben wir ein Lager gemacht, Bretter auf den Fussboden, alte Matratzen, Decken drauf. Die Wände waren

gefroren und glitzerten, Otto bekam mehrere Pullover an und Schals. Das Fenster war zugehängt. Er hat sich den ganzen Tag da aufgehalten. Vielleicht ist er mal vorsichtig paar Schritte auf und ab gegangen. Die andern Mietparteien durften ja nichts mitkriegen. Tagsüber vielleicht mal eine Tasse Kaffee runter. Da habe ich so getan, als ob ich Holz raufhole. Mein Mann hat ihm einen Eimer hingestellt. Abends trug er ihn raus. Hinterm Haus ist ein kleines Gärtchen gewesen, aus dem Keller ging eine Tür dorthin, die war aber immer abgeschlossen. Da hatte sich mein Mann in seiner Firma heimlich einen Nachschlüssel gefeilt. In der Ecke des Gärtchens hatte er ein Stück Rasen vorsichtig ausgeschnitten und ein Loch drunter gegraben, da hat er den Eimer reingeschüttet. Dann das Gras wieder drüber. Wo sollte man denn sonst hin damit? Es war ja schlimm damals. Unseren Kindern haben wir gesagt: «Er ist kein Nazi, deshalb wird er verfolgt, deshalb müssen wir ihn verstecken. Er baut da unten was!» Sie waren 8 und 9 Jahre alt und haben das irgendwie verstanden. Sie hatten oft gesehen, wenn anderswo Leute rausgeholt wurden. Sie kamen nach Hause und haben es uns erzählt. In der Speisekammer hielten wir ein paar Karnickel, die uns Ottos Vater brachte. Man hat sich doch irgendwie helfen müssen. Später bin ich oft raus, um auf den Feldern zu klauen.

Wenn mein Mann nach Hause kam, kam Otto zu uns hoch. Mein Mann ist die Treppe runter, und ich habe mich oben an die Wohnungstür gestellt und gehorcht, dass keiner die Treppe runterkam. Wenn irgendwas geraschelt hat, schon gingen die Türen auf. Sie können sich nicht vorstellen, wie neugierig die Menschen damals waren! Otto musste sich ja mal waschen. Ich habe ihn verbunden, er hat was Warmes gegessen. Dann hat er erzählt.

Als er damals die zerbombten Sachen sah, wo er nach seiner Frau suchte, fing er fürchterlich und laut an zu schimpfen. Jemand fasste ihn an die Schulter und sagte: «Kommen Sie mit!» Da muss er also unvorsichtig gewesen sein, aber der Schreck und die Angst um seine Frau, das wird ihn wohl dazu veranlasst haben, so fürchterlich auf die Nazis zu schimpfen. Dass nun bald Schluss sein sollte mit dem Krieg. Sie haben ihn in ein Auto und in die Prinz-Albrecht-Strasse in den Gestapokeller gebracht. Da waren Massen von Gefangenen. Einzeln wurden sie rausgeholt und verhört.

Was haben Sie gemeint? Warum haben Sie geschimpft? Warum stellen Sie sich gegen uns?

So ähnlich haben sie Otto verhört. Dabei gab es Fusstritte, Faustschläge. Bei jeder Antwort wurde gebrüllt und geschlagen. Sie hatten auch eine Peitsche. Das Ding war aus Leder, unten als Griff ganz dick,

und ein geflochtener Schwanz. Dadurch hatte Otto diese Striemen auf dem Rücken. Ein Streifen neben dem andern, dick, dann aufgeplatzt und mit Blut verkrustet. Nach ein paar Tagen kam er mit anderen ins Zuchthaus Brandenburg. Viele in eine Zelle. Da gingen die Verhöre weiter. Die haben geschlagen ohne hinzugucken. Es gab wenig zu essen. Bloss zur Belohnung. Sie hatten nämlich sogenannte Belehrungen. Mussten so einen Spruch aufsagen, wenn sie das gemacht haben, kriegten sie was zu essen. Ein Spruch, den die HJ immer gesagt hat. . . wie war denn der... irgendwas vom Führer und Liebe. Es fällt mir jetzt nicht mehr ein. Ich weiss nur noch, wie mein Mann und ich gesagt haben: «Mussten sie euch denn gerade so was aufsagen lassen!» Also wir fanden, es war ein richtig dämlicher Spruch, wo es doch so viele andere gab!

Später hatten die Gefangenen natürlich mitgekriegt, dass die Russen nicht mehr weit waren. Sie wollten sich nach einem Jahr dort nicht noch mal verlegen lassen. Als man sie in den Zug gesteckt hat, und sie wussten, dass der nahe an Berlin vorbeifährt, haben sich fünf gesagt: Entweder oder. Entweder wir schaffen es, oder wir gehn kaputt. Wegen der Bombenangriffe hat der Zug öfter gehalten. Da sind sie raus und die Böschung runter.

Können Sie sich vorstellen, wenn einer kahlgeschoren ist! Völlig zerschlagen, Schuhe ohne Sohlen, den weissen Streifen an der KZ-Hose hatte er sich mit Draht zusammengesteckt. Fix und fertig war der natürlich. Im Keller hat er viel geweint. Hat sich Gedanken gemacht über seine Familie. Seine Tochter, die war damals vielleicht knapp über ein Jahr!

Frau Grassmann, wie haben Sie denn Ihre Angst überwunden? Die muss doch ungeheuer gewesen sein.

Nehmen wir mal an, heute würde das passieren. Sie haben einen gekannt, mit dem haben Sie früher gespielt. Was würden Sie denn tun, wenn der plötzlich vor der Tür steht. Er hat uns leid getan. . . Klamotten runter, waschen, was essen. . . und wenn er da sagt, ihr müsst mich verstecken? Uns wurde da erst bewusst, in was für eine Gefahr er uns bringt. «Na gut, einen Tag kannst du hierbleiben.» Und aus einem werden dann viele Tage. Das kann man heute gar nicht mehr wiedergeben, was man da aussteht.

Aber ehrlich gesagt, ich würde es heute nicht noch mal tun. Ganz egal, ob da mein Nachbar steht, ich würde es nicht noch ein zweites Mal machen. Denn ich habe so viel getan und geholfen und gemacht und danach war es aus und vorbei. Die Leute denken gar nicht dran, dass man ihnen mal geholfen hat. Ich meine jetzt nicht die Familie Winter. . .

Was zeichnet Ihrer Meinung nach diejenigen aus, die helfen, gegenüber denjenigen, die nicht helfen?

Man hofft doch immer, dass man geholfen kriegt. Es gibt aber unterschiedliche Menschen. Es sind ja auch nur Impulse, Momente. Wenn ein zitternder alter Mann am Strassenrand steht: manchmal bleibt man stehen und führt ihn rüber, manchmal aber auch nicht.

Otto war aber doch monatelang dort unten. Es war doch gar keine Moment-sache!

Wir dachten, der könnte jeden Moment sterben. Wenn Sie den gesehen hätten! Das war unmenschlich! Wenn dann mein Mann oder ich ängstlich wurden, dann hat ihn eben der andere gestützt. Ausserdem, wenn er auf der Strasse wieder geschnappt worden wäre, dann hätten sie ihn so lange in die Mangel genommen, dass er doch gesagt hätte, bei uns! Es gibt da ja solche Methoden:

Wo warst du so lange?! Arme auf den Rücken drehen, Arm quetschen. Ohne viel Federlesen! Sowieso sind die uns geistig überlegen, weil sie ja Erfahrungen haben im Erpressen von Geständnissen. Auf so was ist ja ein einfacher Mensch gar nicht vorbereitet! Als Otto aus dem Keller zum ersten Mal weggegangen ist, meinen Sie, da wären wir ein bisschen ruhiger gewesen? Haben wir doch oft gesprochen in den Abenden:

«Wenn sie dich schnappen, Otto, würdest du uns verraten?»

«Ich würde euch nicht verraten!»

«Aber die haben doch solche Methoden!»

«Ich würde euch auf keinen Fall verraten!»

Jeder Tag hat uns doch verrückt gemacht in der Angst. Und dann seine Wunden, die heilten nicht zu! Es kam zu Entzündungen. Die sind geplatzt. Dann hatte er wieder starke Schmerzen. Da haben wir gedacht: Mein Gott! Es muss doch mal zuheilen! Wenn man seine alten Sachen verbrannt hatte. . . Stoff verbrennt doch schlecht. . . es könnte jemand gerade in dem Augenblick dazukommen. . .

Wir haben damals Erich Bierhals, einen Kollegen meines Mannes, eingeweiht. Hat er gesagt:

«Mensch, hast du dir denn überlegt, was du dir da aufhalst? Denkst du nicht mal an deine Familie?!»

«Ja», hat mein Mann gesagt, «aber wenn du mal in so einer Lage bist. Das könntest doch auch du sein! Was würdest du sagen, wenn man dir nicht hilft? Otto und wir sind doch Freunde!»

Nach dem Krieg haben wir es in der Familie und den Brüdern von

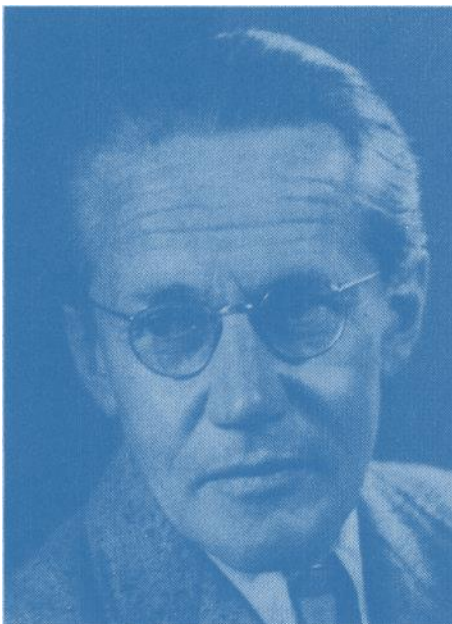
Erich Bierhals erzählt. Die waren kommunistisch. Aber im Krieg hat sich mein Mann nicht an sie gewendet.

«Je weniger wissen, desto besser!» hat er gesagt. Nach dem Krieg haben sie gemeint: «Da hattet ihr euch ja ganz schön in die Nesseln gesetzt!»

ILSE REWALD • DIE SOLOBRATSCHER

Durch die Vermittlung von Bekannten, die wir in der Illegalität kennenlernten, kamen mein Mann und ich über zwölf Monate im Haus des Komponisten Hanning Schröder unter. Er und seine Frau haben uns verborgen und wurden unsere guten Freunde. Hanning arbeitete damals im UFA-Filmorchester als Bratscher.

Im März 1945 bekam er den Einberufungsbefehl zum Volkssturm. Das hat für uns alle eine riesige Gefahr bedeutet. Ohne ihn wären wir schutzlos gewesen. Nachdem wir so viele Gefahren gemeinsam überstanden hatten, wollten wir alles tun, um diese lebensgefährliche Situation zu verhindern. Wir beratschlagten hin und her. Als kleine Hoffnung blieb nur, den Bratscher für unabhkömmlich erklären zu lassen. Aber er selbst konnte nichts mehr unternehmen, denn er musste am nächsten Morgen in der Volkssturm-Sammelstelle sein.



Der Komponist Hans Schröder, 1948. «Das Verbergen der beiden Rewalds, die dabei unsere Freunde wurden, war für meine Frau und mich einzig eine Frage der Konzentration auf das Wesentliche.»

So sind wir zwei Illegale tätig geworden. Mein Mann fuhr auf einem geliehenen Fahrrad quer durch Berlin und bekam vom Vorstand des UFA-Orchesters die gewünschte Bescheinigung. Die «Unabkömmlichkeit» musste nun von der NSDAP abgesegnet und dann zum Volkssturm gebracht werden. Mit dem Mut der Verzweiflung ging ich zur Ortsleitung der NSDAP in der Eschershauser Allee. Ich gab mich als UFA-Sekretärin aus. Aber ich war an der falschen Stelle.

«Sie müssen zur Partei-Kreisleitung!»

Sofort bin ich dort hin. Ein dicker SA-Mann mit Orden und Ehrenzeichen sieht sich das Schreiben genau an. Unterdessen erkläre ich die gesamte kulturpolitische Arbeit der UFA, ihres Orchesters und des Solobratschers. Es muss ihn überzeugt haben. Nach telefonischer Rückfrage beim Orchestervorstand gibt er mir den Stempel.

Die letzten Kriegstage verbrachten wir im Keller. Nach dem Zusammenbruch kamen sofort neue Probleme. Die Vergewaltigungen durch Russen. Nahrungssorgen, Wasser- und Stromsperrern, womit heizen? Mein Mann hat eines Nachts einen Baum gefällt, was streng verboten war. Im Keller bauten wir uns einen Ofen und legten einen Spiegel ins Kellerfenster, damit das Licht hereinreflektiert. Dort habe ich dann Anna Seghers' «Das siebte Kreuz» gelesen.

Von den städtischen Behörden wurde uns als Opfern des Faschismus eine Wohnung samt Einrichtung angeboten. In der Gegend Altkanzlerweg/Siebenendenweg in Zehlendorf hatten Nazis eine Siedlung gebaut für besonders zuverlässige SS-Leute, die jetzt massenhaft in den Westen getürmt waren. Blut-und-Boden-Architektur. Wir lehnten es ab, eine solche Wohnung zu beziehen. Wir erinnerten uns daran, wie die Wohnungen jüdischer Deportierter «arischen» Deutschen überlassen worden waren. Einen solchen «Ausgleich» wollten wir nicht. Wir wollten auch auf diese Art keine Rache nehmen. Die Besitzer dieser Wohnungen kehrten übrigens ein paar Jahre später zurück, reklamierten ihr Eigentum, und die Leute, die man eingewiesen hatte, mussten wieder räumen.

Zu grosser Freude über die Befreiung war nach dem Kriege für uns kein Anlass. Wir waren bis 1947 physisch und psychisch am Nullpunkt. Diese Jahre verbrachten wir wartend. Schliesslich wussten wir weder, wo unsere Freunde und Verwandten waren, noch ob sie überhaupt lebten. Wir haben das Ausmass Jahr für Jahr mehr begriffen: Keiner, der deportiert worden war, kehrte zurück. Ich habe es mir manches Mal zum Vorwurf gemacht, dass ich nicht auf die Idee gekommen bin, mit meiner Mutter gemeinsam ein Untertauchen zu versuchen. . . Auch sie kam nicht zurück.

3. NOTIZ: UNTERSCHIEDEN UND MONTIEREN

Die Montage vom Kampf Einzelner soll nicht die bittere Wahrheit, dass es in Hitlerdeutschland keine gemeinsame Front des Volkes gegeben hatte, wegmischen. Die sogenannten Normalbürger sind soziologische Fiktion, sie führen kein «gewöhnliches», «einfaches» Leben. Sie blieben ambivalent: von den Nazis nicht zu knacken, öffneten sie ihr Leben auch nicht für den antifaschistischen Kampf. Die Niederlage eines Volkes, das seine Befreiung den sich opfernden Ausländern verdankte, ruft Trauer hervor. Aber nur Niederlage, nur Trauer? Nicht auch ein bisschen Vorgeschmack eigenen Sieges?

Auch wer nichts anderes als authentisch bleiben will, kommt ums Problem der Geschichtsschreibung, um Interpretation und schliesslich auch «Fiktion» nicht herum. Zuerst sind es «bloss» die gesprochenen Sätze, die stilistischer Bearbeitung bedürfen, um, wenn die Sprechenden nicht zu hören und zu sehen sind, geschrieben noch zu enthalten, was alles in einer Redewendung, einer Sprachgeste enthalten ist. Dann braucht ein langer Text Kapitel, also Gliederung, um begriffen werden zu können. Und schliesslich ist zuletzt das Einzelne noch authentisch, aber das Ganze Montage!

Schon mein Ausgangsinteresse, nicht eine einzelne Biographie, sondern die Lebensumstände mehrerer kennenlernen zu wollen und damit Vielfältigkeit und Widerspruch eines geschichtlichen Abschnitts, setzt das Authentische zueinander ins Verhältnis und – schon ist die Einmaligkeit und Einzigartigkeit individueller Erfahrung angezweifelt! Ich finde, Parallelität, Gleichzeitigkeit und Ungleichzeitigkeit des unterschiedlich Erlebten wird hier realistisch dargestellt. Ohne Legendenbildung, weder im Sinn einer nicht relativierbaren «historischen Wahrheit» noch eines «Eintauchens» in Geschichte, «wie sie wirklich gewesen ist». Meine «Augenzeugen» und «Zeitgenossen» erinnern sich, und ihre Erinnerung ist von den Ereignissen zuletzt noch durch Zeit, veränderte Umstände usw. getrennt. Aber so wird vielleicht beides offenbar: was sich und was sich für sie verändert hat und nicht verändert hat.

Die Geschichten so zu mischen, dass die landesinnere Antihitler-Koalition durchscheint, ist keine Legendenbildung. Die Möglichkeit von Volksfront zu montieren, halte ich nicht für einen Taschenspielertrick, sondern für eine notwendige Anstrengung des Denkens. In authentischen Einzelfällen wird ein unerledigter Sieg herausgearbeitet: da haben die Alten weiss Gott etwas Brauchbares zu überliefern, das wir beerben können!

Volkstümliche Geschichten vom Überleben will ich also parteilich, aber nicht als «Kurzen Lehrgang» (angeblich ohne «Abweichung» ins Subjek-

tive) und also authentisch, aber nicht als «Selbsterfahrung» (angeblich ohne Vor-Kennntnis und Ziel) vermitteln. Denn, und jetzt möchte ich mal einen Philosophen zitieren, «die Geschichte ist nicht bloss Spreu und alles Korn ist auf der letzten Stufe, letzten Tenne bereits heraus: sondern gerade daher, weil so viel Vergangenheit noch nicht zu Ende geworden ist, poltert auch diese durch die Morgendämmerung der Neuheit. « (Ernst Bloch)

Menschen stellen ihre gleichen Interessen an die erste Stelle, wenn sie begreifen, dass sie nur unter bestimmten Umständen überleben, ihre individuelle Vielfältigkeit erhalten können. Ist Volksfront praktische Demokratie? Wäre auch heute in den wichtigsten Angelegenheiten ein Zusammengehen der Linken mit konservativen Menschen (und umgekehrt) angebracht? Nicht, um mit dem Argument der Einheit oder «Solidarität aller Demokraten» die Vielfältigkeit wegzuhobeln, sondern gerade sie zur Kraftquelle zu machen, um die gleichmacherische Vernichtung, mit der wir technisch, ideologisch und kriegerisch konfrontiert sind, abzuwehren.

Damit die lebendigen Unterschiede, das unbeschreiblich Authentische des einzelnen Menschen verteidigt wird.

V
UND NUN?



WALTER SEITZ • EIN NEUES LEBEN

Im Treppenhaus einer improvisierten Behörde an einem der ersten Tage nach Kriegsende traf ich einen Kommunisten, der mich kannte. Es fehlten überall Leute, so wurde ich stehenden Fusses Gesundheitsdezernent und hatte ein paar Krankenhäuser zu verwalten.

Da wurde bekannt, dass in den letzten Nazi-Tagen in der Steglitzer Markusschule auf der Toilette viele Menschen erschossen und im Schulhof nur oberflächlich eingeschart worden sind. Ehemalige Nazis mussten die Leichen ausgraben. Es war schon Ende Mai und sehr heiss geworden. Die «rote Hilde» (Benjamin), die eine Steglitzer Justizabteilung leitete, ein russischer Amtsarzt und ich standen oben. Mehreren Nazis wurde es von dem Leichengestank übel. Die «rote Hilde» hat sie angebrüllt: «Ihr habt sie reingekriegt, ihr müsst sie jetzt auch wieder rauskriegen!»

Man konnte an der Bekleidung der Leichen erkennen, ob es ein Ausländer oder ein Deutscher war. Die Körper waren schon sehr verwest, manche hatten aber noch ihre Ausweispapiere bei sich, so dass wir sie identifizieren konnten. Es war immer dieselbe Todesursache: Schuss in den Nacken aus der Nähe. Es war schwer zu rekonstruieren, aber man hatte sie vermutlich aus den wichtigsten Gründen, aus reiner Willkür erschossen. Einfach zusammengetrieben. . . mehr als ein Dutzend Leichen. Sie sind dann auf dem Steglitzer Friedhof in ein Reihengrab gelegt worden. . .

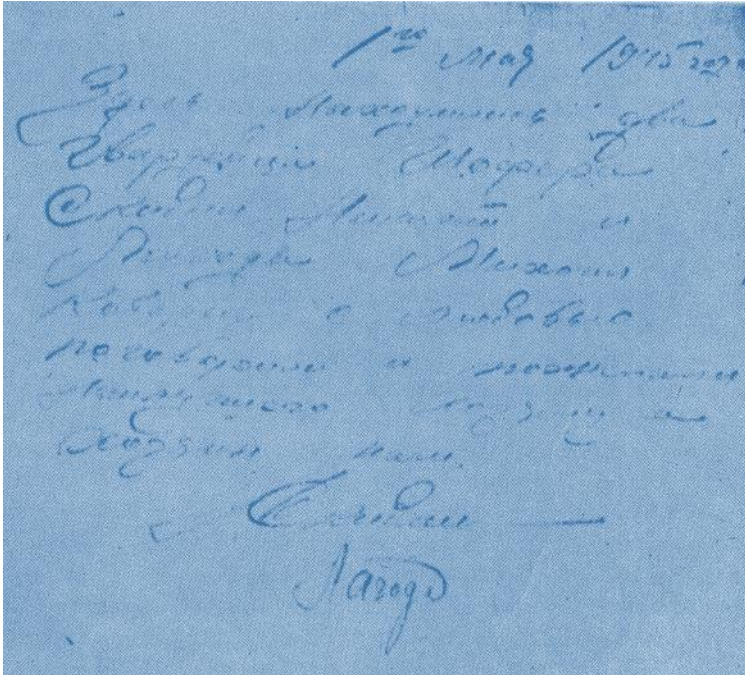
Man konnte 1945 nicht einfach wieder da anfangen, wo man 1933 aufgehört hatte. Aber es war doch ein neues Leben. Der Wiederaufbau war schon erregend, denn für kurze Zeit hatten plötzlich die Anti-Nazis die Führung. Also. . . nicht die Trümmerfrauen hatten die Führung, sondern Leute wie ich, die plötzlich Oberarzt in der Charité wurden. Es war ein Schichtwechsel. Aber als dann die alten Nazis nach kurzer Zeit wieder aus ihren Verstecken herauskamen, war es damit zu Ende.

KARIN FRIEDRICH • FURCHTBARE FÄLLE

Eine Lehrerin unserer Schule hatte zu ihren Schülerinnen gesagt:

«Wenn ihr vergewaltigt werdet, könnt ihr euch nur noch umbringen!»

Die halbe Klasse von der ist ins Wasser gegangen oder aus dem Fenster gesprungen. Bei uns im Keller im Hünensteig 6, wo wir die Russen abwarteten, war aber Leo Borchart, der russisch sprach. Er konnte den Rotarmisten erklären, dass wir zum Widerstand gehörten. Er musste aber



Aus der «Gäste-Bibel»:

1. Mai 1945

Hier befanden sich zwei Gardesoldaten-Chauffeure,
Skibin Nikolai und Lagoda Michail.

Sie sprachen in Liebe mit dem Hausherrn und der
Hausfrau und wünschten einander das Beste.

auch immer noch hinzufügen, wir wären seine Töchter! «Maja Dotschka» durfte man dann natürlich nicht anrühren, weil sie Achtung vor dem Widerstandskämpfer hatten. Später kam dann noch einer, der stellte eine Kiste mit Konserven auf den Boden und fragte freundlich, ob er mich dafür haben könnte. Da hat Leo Borchard wieder gesagt: «Maja Dotschka!» Eine Klassenkameradin von mir wurde mehrere Male vergewaltigt, bekam auch noch die Syphilis, und es gab keine Medikamente. Eine andere wurde so oft vergewaltigt, dass sie sich schliesslich mit einem Offizier als feste Freundin zusammentun musste, damit die andern ihr vom Leib blieben. Es gab furchtbare Fälle!

FRITZ LEHMANN • VIELLEICHT AMTIERT ER HEUTE NOCH

Mich hatte noch in den letzten Wochen ein SS-Ärzteteam, ein sogenanntes «Heldenklau-Kommando», aus einem Lazarett bei Sonnenberg rausgeholt. Wenn die «Visite» machten, hatte der Arzt zu sagen: «Jawohl, dieser Mann ist k.v.»

So kam ich zu einem Haufen Versprengter. Ein paar Tage gammelten wir in einem Quartier in Coburg herum. Draussen stand ein Mercedes-Cabriolet mit dem geschwungenen Schild «Fliegendes Standgericht». Wir wussten nicht, was da auf uns zukam.

Eines Tages zogen wir in Reihen zu drei Mann zum Ortsausgang Coburg, Richtung Festspielstadt Bayreuth. Beim Marsch merkten wir, hinter uns, entsteht ein unverschämter Lärm. Sie hatten nämlich im Cabriolet einen Delinquenten, mit gefesselten Händen. Später erfuhren wir, das war ein Familienvater von fünf Kindern, der von der Truppe zu seiner Familie in der Gegend abgehauen war. Den Lärm machten Zivilisten, die um den Wagen herumsprangen und die Frau mit den fünf Kindern. Sie schrien und heulten.

Plötzlich sprang der mit den gefesselten Händen aus dem Wagen, ab über eine Wiese. Es war ein riesiges Tohuwabohu, der Stabsarzt und ein Gefreiter mit gezogener Pistole hinter ihm her. Sie haben ihn gekriegt. Wir Landser waren entsetzt, mussten aber gleich in Linie antreten. Die sogenannte Verhandlung bestand darin, dass der «Gerichtsherr», Major Helm, sagte, der Mann hätte sich von der Truppe entfernt und würde deshalb wegen Fahnenflucht und Feigheit vor dem Feind mit dem Tode bestraft. Kein Rechtsbeistand, kein Pfarrer, nichts. Aus dem Auto holten sie eine Kiste. Der Gefreite Feite war der Henker. Er brachte den Strick an einem Ast an, die Kiste drunter, aus dem Auto holten sie ein Schild, darauf stand: «Ich war zu feige, mein Vaterland, mein Kind und meine Familie zu verteidigen!» – und die waren währenddessen irgendwo im Hintergrund! Dann packt der Gefreite den Mann mit zwei Armen, stellt ihn auf die Kiste, und wir mussten mit anhören, wie er sagte: «Komm Kamerad, steig uff die Kiste. . .» Strick um, Kiste weg, dann nimmt der Oberarzt seine Pistole aus dem Futteral und drückt sie ihm an der Schläfe ab. Damit hat dieser Kerl vermutlich «den Tod festgestellt!» Vielleicht amtiert er heute ja noch in Filbingers Machtbereich. Jedenfalls haben wir uns geschworen: «Wenn wir euch irgendwo nach dem Kriege erwischen, dann reißen wir euch den Arsch auf!»

Einige von der Wachmannschaft haben sich später den Henker vorgeknöpft: «Ja, sage mal! Wir sind ja nun alles alte Frontschweine! Wir waren in Russland, bei der Invasion, haben Stalingrad überlebt, wir wissen, was das Wort Kamerad heisst! Was hast du dir denn gedacht,

wenn du das aussprichst?!» Er hat sich das ganz ruhig angehört und erzählt, dass er für seine Tätigkeit Sonderurlaub, Schnaps und Zigaretten, ausserdem so eine Art Kopfprämie, 50 Mark pro Hinrichtung kriegt. Da haben wir ihm nur gesagt: «Das ist ja das Ekelhafteste und Niederträchtigste, was uns bisher vorgekommen ist!»

Hätten Sie die Hinrichtung nicht verhindern können?

Vor dem Abmarsch wurde uns nicht gesagt, worum es geht. Wir haben erst während des kurzen Marschs gemerkt, was los ist. Aber wir waren nicht bewaffnet, nur Koppel und Seitengewehr. . . Später war dieses Standgericht in der ganzen Gegend bekannt. Als ich schon nicht mehr bei der Einheit war, hat eine Gruppe von Infanteristen das Cabriolet mit diesen drei Herrschaften unter Feuer genommen. Im Raum Lichtenfels waren sie auf einem Hügel mit einem leichten Maschinengewehr und sahen unten den Mercedes, 7- bis 800 Meter entfernt. Da haben sie drauf gehalten, aber die sind entwischt.

MÜLLER-HEGEMANN • NITSCHWO

Unsere Gruppe, die sich in dem Babelsberger Lazarett sammeln konnte, war mit Flugblattaktionen bis 1944 aktiv, bis unser Vervielfältigungsapparat bei einem Luftangriff verloren ging. Nun hatten wir beschlossen, den Krieg wenigstens in einem Abschnitt abzukürzen. Wir haben Waffen gesammelt. Ein Genosse hatte seine MP nicht abgegeben. Die haben wir gut versteckt. Dann haben wir eine ganze Anzahl von Pistolen gesammelt. Es kam uns darauf an, eine Gruppe von 30 Sympathisanten zu sammeln, um dann, wenn die Rote Armee heranrückte, mit Waffengewalt den Wehrmachtsstab in Potsdam besetzen zu können. Wir wollten dann per Telefon an alle umliegenden Wehrmachtseinheiten den Befehl durchgeben, dass jeder Widerstand gegen die russischen Einheiten einzustellen sei. Der Plan war bis in alle Einzelheiten vorbereitet. In der Potsdamer Befehlsstelle hatten wir, als die Rote Armee schon in Rumänien stand, den Adjutanten gewonnen, durch zähe, behutsame Argumentation: «Es hat doch nun keinen Zweck mehr, man muss doch sehen: der Krieg ist verloren. Jetzt muss man sich dafür einsetzen, dass er abgekürzt wird.» Aber als es so weit war, in der Nähe war schon das Artilleriefeuer der Roten Armee zu hören, hatte sich der Stab in den Westen abgesetzt. Wir Deutschen haben kein Glück mit der Revolution. Wir können machen, was wir wollen, wir kommen immer zu spät.

Die einzige Aufgabe, die mir noch blieb, war, dafür zu sorgen, dass die Leute nicht durchdrehten, als die Rote Armee reinkam. Einige sagten, wir schiessen uns 'ne Kugel in den Kopf oder hängen uns auf. Wir sagten ihnen: «Es geschieht euch überhaupt nichts. Die Russen sind auch bloss Menschen, die sind auch froh, dass der Krieg zu Ende ist.» Das war das Ende einer rund 12jährigen illegalen Arbeit. Also unbefriedigend, denn wir hatten uns vorgestellt, nun doch noch einen revolutionären Schlag ausführen zu können. Jedenfalls sind wir dann friedlich in die Gefangenschaft abmarschiert. Wir haben bloss nicht damit gerechnet, dass sie so lange dauern würde.

Was? Sie sind auch in Gefangenschaft gekommen?

Ich hatte meine letzten illegalen Flugblätter noch aufbewahrt. Ich bin damit zu einem Politoffizier der Roten Armee gegangen: «Ich spreche nicht Russisch, aber sprechen Sie etwas Deutsch?» – «Ja.» – «Ich bin ein illegaler Antifaschist; ich habe hier noch Flugblätter meiner Gruppe.» Er antwortete nur: «Oh, nitschewo, nitschewo. Ab in Gefangenschaft.»

Verständlich, nicht? Ich meine, ja, es ist verständlich. Die Leute hatten von den Deutschen die Überzeugung, dass keinem zu trauen war.

Ich kam erst in ein ausgesprochenes Hungerlager, in der weiteren Umgebung von Moskau. Gefangene sind an Hungerdystonie gestorben. Ich habe mich der Antifa-Gruppe des Lagers angeschlossen und versucht, politisch zu arbeiten. Die meisten haben natürlich gedacht: die sind nicht ganz bei Trost. Als wir versuchten klarzumachen, dass wir aus den Fehlern des Hitlerismus lernen müssten, entgegnete man uns: «Und hier? Kann man hier essen?» Aber die Bevölkerung hatte auch nur mangelhaft zu essen. Im Jahre 1946 begann sich die Verpflegung zu verbessern. Wir konnten eine politisch-kulturelle Aufklärungs- und Bildungsarbeit leisten.

Im Oktober 1948 kam ich in diese geteilte Stadt Berlin zurück. Ich trat in die SED ein, wurde in der Charité Oberarzt und habe nun diese ganzen Berlin-Kontroversen erlebt. (. . .)

Schliesslich aber kam mit dem 13. August 1961 der Tag, an dem die Mauer gebaut wurde. Auf einer Parteiversammlung habe ich sinngemäss gesagt: So geht's nicht. Die Mauer ist keine Lösung. Ich halte das für einen verkehrten Weg. Daraufhin setzte ein politisches Kesseltreiben gegen mich ein, das seinen Höhepunkt in einem Ermittlungsverfahren und neunmonatiger Zwangsbeurlaubung von allen meinen Verpflichtungen als Inhaber zweier Lehrstühle und Vorsitzender wissenschaftlicher Gesellschaften hatte. Das Verfahren ging vordergründig um angebliche medizinische Kunstfehler. Es wurde dann eingestellt, weil es

haltlos war. Aber schliesslich bot sich Anfang der 70er Jahre eine Gelegenheit, mit meiner Frau nach dem Westen zu gehen, politisch zutiefst getroffen, aber nicht gebrochen.

Gibt es für Sie im Prozess des Alterns eine Versuchung, unter Anwendung der Kategorie «Jugendsünde» einen einfachen billigen Frieden mit sich selbst zu schliessen? Und eine andere Frage: Können Sie Ihre persönlichen Irrtümer mit Irrtümern und Täuschungen von Nazi-Anhängern vergleichen?

Diese Frage lässt eine grotesk anmutende politische Ahnungslosigkeit erkennen. Daher sei deutlich gesagt: Die Politik der Rechten in Deutschland, wie sie sich in der Nazidiktatur mit Hilfe der Deutschenationalen und der Wehrmacht artikuliert, mündet ab 1939 in die grössten Verbrechen der Menschheitsgeschichte. Jeder Nazi-Mitläufer kann seit Kriegsende erkennen, dass er sich an diesen Verbrechen beteiligt hat. Viele haben es erkannt und damit eine Versöhnung mit den Überlebenden von Links ermöglicht. Die Spaltung Deutschlands wäre mit ihnen jederzeit zu überwinden, wenn die weltpolitische Lage nach 1945 dies nicht verhindert hätte. Und weiter verhindern würde.

Ich stehe zu der Position eines demokratischen Sozialismus, wie vor rund 50 Jahren. In der Zwischenzeit war sie mir über längere Zeiträume als nicht haltbar erschienen, angesichts der Notwendigkeit einer revolutionären Lösung der durch Faschismus und Krieg aufgeworfenen akuten Lebensprobleme. Nach den Fehlern, die die KPD mit ihrem Kampf gegen die SPD bis 1932 begangen hatte, bis hin zu den Fehlern der KPdSU beim Einmarsch in die Tschechoslowakei 1968 sind jene Positionen des demokratischen Sozialismus seitdem unverrückbar klargeworden.

Der Widerstand gegen die Nazidiktatur ergab sich nicht aus «Generationsproblemen» oder aus «Jugendsünden», sondern aus politischem Anstand für jeden, der den verbrecherischen Charakter der Nazi-Partei zu erkennen vermochte. Jeder, der unter den enorm schwierigen politischen Verhältnissen seit März 33 antifaschistisch aktiv wurde, musste dabei Fehler machen. Dennoch steht er über denen, die aus Scheu vor Fehlern oder Irrtümern passiv blieben. Fehler in grosser Zahl haben die Parteien der Weimarer Republik gemacht, als sie eine Terroristenbande als NSDAP gesetzlich absegneten und ihr den Weg zur Machtübernahme freigaben. Kaum vorstellbare Fehler haben sogar die Regierungen Englands und Frankreichs mit dem Münchner Pakt 1938 und die Regierung der SU mit dem Pakt vom August 1939 gemacht. Aber die Völker dieser Regierungen haben in den Weltkriegsjahren alle Fehler mehr als ausgelöscht.

ERWIN GROTH • NUR DIE HAKENKREUZE RAUSGETRENNT

Zum Schluss waren wir auf Schiffen in Norwegen. Man hat sich da manches Mal natürlich auch über Frauen unterhalten. Hat Erinnerungen an Freundinnen zu Hause ausgetauscht. Natürlich wurde auch mal davon gesprochen, wie es im Bett war – aber so was gibt es ja in jedem Beruf, dass sich einige über nichts anderes unterhalten können. Meistens hat man aber in dem Zusammenhang über ideelle Werte gesprochen. Dann hiess es, Hitler ist tot, der Krieg ist aus. Da war herrliches Wetter. Viele, besonders die mit Familie, haben gedacht, was erwartet uns wohl zu Hause. Wir mussten aber bis November 1945 unter englischem Befehl an Norwegens Küsten Minen räumen. Wir behielten Pistolen, um die Minen abzuschliessen. Es gab demzufolge viele Fische, wir hatten sehr gut zu essen! Dann wurden wir nach Kiel verlegt. Noch in Kriegsmarine-Uniform, wo nur die Hakenkreuze rausgetrennt waren, konnten wir in der englischen und amerikanischen Zone Urlaub machen. Es herrschte noch Disziplin. Das deutsche Militärstrafgesetzbuch galt noch. 1946 habe ich mich entlassen lassen, obwohl nebenan schon die eingestellt wurden, die dann in der Bundesmarine Karriere machten.

Berlin war nicht wiederzuerkennen, nur Trümmer. Ich habe noch einmal versucht, in den Boxsport zu kommen. Weil Amateurvereine zunächst verboten waren, bin ich kurze Zeit zu den Profis. Aber bald habe ich gemerkt, dass ich mit 24 eben schon zu alt war.

Ich arbeite seit der Zeit bei Siemens. Ich bringe gerade mal einen Tausender in 4 Wochen nach Hause. Wenn man zu den Herren hinget in der Sache und nachfragt, bekommt man zur Antwort: «Herr Groth, bedenken Sie doch mal: Ihre Generation!» Das verbittert einen. Ich könnte mich schon ärgern, dass ich damals nicht bei der Marine geblieben bin. Vor Jahren traf ich alte Kameraden, die wurden schon vor zehn Jahren pensioniert mit einer höheren Pension, als was ich heute durch meine Arbeit verdiene.

ELISABETH GRASSMANN • LASTENAUSGLEICH

Ich hatte ja noch mehreren geholfen, als die Russen dann kamen auch. Später habe ich, um irgendeine Entschädigung oder etwas vom Lastenausgleichsamt zu kriegen, von denen eine Unterschrift gebraucht, aber keine gekriegt. Ich habe auch alles mal auf einer Behörde vorgebracht. Da sass ein junger Mensch am Schreibtisch. Der hat sich dann ganz blöd angestellt. Dann habe ich das aufgegeben und ihm nur gesagt: «Na ja. Sie wissen ja auch von gar nichts, Sie junger Schnösel!»

Das war aber viel später. Wie es um die Rente ging.

Wo haben Sie nach dem Krieg gearbeitet?

Mein Mann ist gleich zu Stock gegangen, die demontierten Maschinen, die draussen vergammelten, wieder reinstellen, einige hat er wieder in Gang gesetzt. In der Zeit habe ich stundenweise Gelegenheitsarbeit gemacht, ohne zu kleben! Ab 1948 habe ich fest in einer Gärtnerei gearbeitet, als meine zwei Söhne bei Stock die Lehre als Schleifer und Gewindebohrer anfangen. 1953 bis 1959 habe ich als Nitro-Spritzerin gearbeitet. Immer ein Gestell mit Butan-Gasflaschen rein in die Kabine und mit der Nitro-Spritze fest druff. Diese Arbeit hat kein Mann machen wollen. Wenn ich das nicht gemacht hätte, hätte ich keine Arbeit gekriegt. Die giftigen Dämpfe sind mir auf den Magen geschlagen. Die Betriebsleitung hat einen auch manchmal sonntags zum Spritzen geholt. Einmal hatte ich einen Unfall. Ich hatte einen Nitro-Tank zu stark geschüttelt. Die ganze Ladung ist mir ins Gesicht und über den Körper! Ich habe nichts mehr gesehen, Gesicht, Hände, Hals, alles hat furchtbar gebrannt. Weil ich aber so geschrien habe, ich könnte nicht sehen, haben mich die Kollegen, weil sie dachten, ich sei blind, zum Augenarzt gefahren. Sie hätten mich ins Krankenhaus fahren sollen, wo alles untersucht worden wäre. So hat man mir später meine Magenkrankheit nicht einmal als Arbeitsunfall angerechnet. Meinen Schwerbeschädigtenausweis, womit ich niedriger mit den Steuern liege und billiger BVG fahren kann, habe ich deshalb erst 1962 gekriegt. 1959 bei Isofon, Radioteile herstellen.

1960 starb mein Sohn. Im selben Jahr habe ich zum ersten Mal Rente eingereicht, ohne Erfolg. 1962 Schmidt und Pfeiffer, Reinigungsfirma, saubergemacht am Flughafen Tempelhof, 1967 dann saubergemacht in der Musikhochschule in Steglitz. Da habe ich nicht mehr regelmässig gearbeitet. Musste mich öfter mal wegen meiner Bandscheiben und dem Magen zurückhalten. 1970 war ich bei Wittels in Mariendorf, Teile für Wasserwerke werden da hergestellt. Da war ich einmal 13 Monate krankgeschrieben. In der Zeit wurde mein Mann krank. Krebs. Er hatte nicht einen einzigen Tag in seinem Leben krank gemacht, der wusste gar nicht, was das ist. Dann hat er plötzlich Krebs und muss 3 Jahre lang leiden. Nach seinem Tod war ich zu einer Kur verschickt. Als ich zurückkam, habe ich nochmal meine Rente eingereicht. Nach langem Hin und Her haben sie die Rente bewilligt, aber die letzte Kur wollten sie irgendwie abziehen, die sollte ich nachträglich praktisch selber bezahlen! Ich habe mich mit denen daraufhin jahrelang hin- und

hergestritten. Währenddessen bekam ich nur die Witwenrente. Dann habe ich denen eines Tages gesagt: Wenn Sie mir nicht sofort die Rente ohne Abzüge auszahlen, gehe ich vor Gericht.

Dann habe ich ab 75/76 meine Rente doch gekriegt.

Habe mich jetzt mit Paul zusammengetan. Seine Frau ist doch auch gestorben, da ist er in meine Wohnung gezogen. Da sorgt man ein bisschen füreinander.

H. SOHST • VOM SIEMENSLAGER IN DEN HAFEN DER EHE [1]

Die Bombenangriffe auf das Siemenslager wurden immer stärker, da wurde alles abgebaut. Vom Fürstenberger See wurde ein Stichkanal an das Lager gezogen, über den sie grosse Lastkähne heranbrachten. Nun mussten wir die Maschinen ohne ein einziges technisches Hilfsmittel runterbringen, ohne ein Pferd, ohne irgendwas. Tausende Frauen haben diese Riesenstanzen mit ihren Händen runtergewuchtet und auf die Kähne gestellt. Kaum sind die losgefahren, kamen Flieger und haben sie bombardiert. Nichtsdestotrotz haben wir das Zeugs immer wieder auf Kähne stellen müssen, dann kamen Flieger und bombardierten. Da habe ich mich gefreut.

An einem Karfreitag, ich glaube von Siemens war nur noch ein Restkommando oben, sahen wir, wie unten im Hauptlager der Suhren die Leute antreten liess und mit einem Stab, so ähnlich wie ein Bischofsstab, durch die Reihe ritt, Leute mit der Krücke rauszog, die wurden dann zwischen die Pferde gedrängt und abgetrieben in den Erschiessungsgang, dann knallte es kurz. Oder sie wurden vergast, denn es hat sie keiner mehr gesehen. Als wir dann runtergebracht wurden, weil Siemens aufgelöst wurde, dachten wir, uns werden sie ebenso umbringen.

Unten waren wir etwa 1'500 Leute in einem Sonderblock, dauernd rein und raus, wegen Luftalarm. Pritschen und Öfen gab es nicht mehr. Tische waren weg. Seitdem Sachsenhausen bombardiert worden war,, von dort hatten wir unser Brot bezogen, gab es auch kein Brot mehr. Die Betriebsschnitte fiel weg, weil wir nicht mehr bei Siemens waren, wir ernährten uns von Schweinekartoffeln, die irgendjemand aus einem Keller klaute. In einem stacheldrahtumzäunten Gang um unseren Block stand ukrainische SS. Wer raus wollte, den schlugen sie mit ihren Nagaikas zusammen.

Neben uns wurden aus dem sogenannten «Nacht-und-Nebel-Block»

nachts immer Tote rausgetragen, das waren bis zum Schluss Versuchskaninchen für medizinische Experimente. Es gab Frauen, denen hatte man die Beine aufgeschnitten, um ihnen in die Wunden verschiedenen Dreck reinzutun. So ist da «untersucht» worden, wie unter welchen Einflüssen Wunden zuheilen oder nicht. Die hatten nachher fünf bis sechs Zentimeter breite, tiefe, offene, eiternde Risse an Ober- und Unterschenkeln.

Die SS hatte für die vielen Häftlinge, die jetzt noch aus allen Teilen Deutschlands hier hinzukamen, keine Häftlingskleider mehr. So wurde die Kleiderkammer geöffnet, die Privatsachen ausgegeben. Morgenröcke, die phantastischsten Sachen, kenntlich gemacht z.B. durch riesige Kreuze, in anderer Farbe aufgenäht. Man war weithin erkennbar, wenn man in einem grünen Abendkleid mit einem reingeschnittenen Balken auf dem Rücken auf der Lagerstrasse rumlief.

Auf einmal hiess es: «Alle raus!» Jelenna und ich rannten auf den Lagerplatz. Da brannte ein riesiger Berg Akten, es brannte die Effektenkammer, es brannte die Poststelle. Aus der brennenden Poststelle wurden Pakete rausgeworfen. Die 5-Kilo-Prisoner-of-War-Pakete, von internationalen Hilfsstellen an Häftlinge geschickt, die wir nie bekommen hatten. Zigaretten waren überall raus, Seife und anderes war drin. Jeder bekam ein 5-Kilo-Päckchen in die Hand. Ich war so elend, dass ich es nicht schleppen konnte, Jelenna hat es für mich getragen. Schliesslich rückten wir in Hundertschaften aus dem Tor, während draussen im Wald die Hölle los war. Es schoss, es brannte, es knallte, die Flieger, russische Panzer, es war wirklich die Hölle.

Das hat uns nicht so sehr gestört. Mehr die Frage, wo wir nun hinkommen. Werden wir entlassen? Jemand sagte, wir gehen in ein Lager bei Lübeck. Wir wurden vorne, hinten und seitlich von SS-Weibern und von mit Maschinengewehren bewaffneter männlicher SS bewacht.

Jelenna und ich haben uns gesagt, wir gehen, solange wir können. Wenn wir nicht mehr können, fallen wir eben um. Wir gingen die ganze Nacht durch, sind durch Neustrelitz gekommen, durch einige Dörfer. Bis zum Morgen sind wir niemandem begegnet. In einem Dorf guckten die Einwohner über die Gartenzäune. Alle sahen schreckensbleich dieses grausige Bild. Viele von ihnen stürzten in die Häuser und brachten Kaffee raus, heisses Wasser, was sie eben hatten, es ist nichts bis zu uns gelangt, denn SS schoss sofort. Wir sind weitergetrieben worden. Ich sehe noch heute das Schild: «4 km bis Wesenberg». Da waren sowohl die SS, die uns begleitete, als auch die Häftlinge am Ende. Wir konnten einfach

nicht mehr. Viele, die umgefallen waren, lagen erschossen an den Strassen, wo wir lang sind. Mittags um 12 hiess es: «Kolonne schwenkt ab! An den Waldrand dahinten!»

Ich war wieder hoch im Fieber, hatte einen irrsinnigen Durst und bat Jelenna: «Sieh doch zu, dass du irgendwo einen Schluck Wasser herkriegst.» Sie zog los, um Wasser zu holen, wurde aber von SS zurückgetrieben, versuchte es nochmal, dreimal, beim letzten Mal wurde sie angeschossen.

Nach einer Weile wurden wir hochgetrieben, über ein Feld zurück zur Landstrasse, nach Wesenberg. Gegenüber blühten die Apfelbäume, die Strasse fiel vor uns etwas ab, es war zauberhaft anzusehen. Dann kamen Flieger. Gleichzeitig kamen aber auch Trecks den Weg raufgezogen. So etwas hatten wir in unserem Leben noch nicht gesehen! Wagen mit Teppichen beladen, Bratpfannen, Vieh, Menschen, hochgetürmten Betten, und wir wussten nun überhaupt nicht. . . was machen, mittendrin eingekellt. . . Und da habe ich jemand gefragt:

«Wo kommt ihr denn nun her?»

«Aus Ostpreussen!»

«Und wo wollt ihr hin???»

«Das wissen wir nicht.»

Jelenna sagte:

«Wir müssen weg hier, da sind Flieger!»

Ich habe mich in einen Graben geworfen. Jelenna ist noch ein Stückchen weitergelaufen zu einem Gebüsch, und dann kamen die Flieger und alles um uns war tot, bloss wir lebten. Das war ganz merkwürdig. Als ich den Kopf wieder hob und Jelenna suchte, fand ich sie vor lauter Erschöpfung friedlich schlafend in dem Gebüsch.

Wir sind hilflos ein Stückchen weitergegangen. Da stand eine leere Karre auf dem Weg, und ich sagte: «Die nehmen wir mit. Man weiss nie, wozu wir sie noch gebrauchen können!» In diesem Moment kam uns überhaupt erst der Gedanke, guckt sie mich an, und ich gucke sie an, und sie sagt: «Du, wir sind ja frei.»

Tatsächlich. Kein Mensch mehr auf der Strasse, bloss diese zerstörten Wagen, zerfetzten Pferde, toten Menschen, und da standen wir nun.

BETTY GIESE • WIRKLICH KOPFSCHUSS ?

Nachdem sich mein lieber Erich mit diesen trüben Ahnungen verabschiedet hatte, kriegte ich vier, fünf Tage später eine Karte von ihm. Sie lägen an der Grenze, er hätte seinen Truppenteil noch nicht wieder gefunden, sie würden alle neu eingeteilt, vielleicht würde ich ein paar Monate keine Post von ihm bekommen. Jedenfalls habe ich dann ein paar Wochen später die Nachricht bekommen, dass er gefallen ist. «Durch Kopfschuss getötet». Aber alles war so komisch. Ich weiss es eigentlich bis heute noch nicht so genau. Er hat sich nie wieder gemeldet. Ich denke, dass er tot ist. Offiziell ist er am 19. Mai 1944 gestorben.

Komisch ist ja auch, dass in der Zeit davor die Kettenhunde dauernd hier waren. Mein Mann wäre verschwunden. Alles haben sie durchsucht. Die Fahne haben sie nicht gefunden. In der Nachbarschaft gefragt. Das Nazischwein im Zigarettenladen hat zu ihnen gesagt: «Den Kommunistenhund macht mal gleich einen Kopf kürzer!»

Ich habe ihnen die Karte gezeigt, die er mir geschrieben hatte. Sie glaubten das aber nicht:

«Wenn er sich nicht meldet, wird er erschossen!»

«Ja, wenn Sie ihn haben! Sonst können Sie ihn ja nicht erschiessen!»

Dann bekam ich eine Vorladung, Oberkommandantur Kruppstrasse. Durch drei Zimmer wurde ich geschickt, nach allen Äusserungen meines Mannes befragt. Naja, ich habe nichts gewusst und nichts gesagt, aber alles zu Protokoll gegeben. Dann, wie gesagt, hörte die Schnüffelei mit einem Mal auf, wie ich die Nachricht bekam, dass er tot ist.

Man kann sich ja einfach nicht alles erklären. Bis heute nicht. Nach dem Krieg kamen noch welche von den Kameraden ihn besuchen. «Was? Der ist tot? Ich habe aber doch noch am 22. April '44 Post von ihm gekriegt?!» Oder der Emil Newes aus der Bredowstrasse, der glaubte es auch nicht: «Was? Ich habe ihn doch noch im Lazarett getroffen?!

Emil hatte nämlich mit Tuberkulose im Lazarett gelegen. Er lag auf einem Gang mit mehreren Zimmern. Er hat sich mal in der Tür geirrt. Er macht die Tür auf. Da liegt der Erich.

Er war vollkommen überrascht. Er hatte ihn da nicht erwartet. Erich hätte ihn im selben Moment mit grossen Augen angeguckt, aber nichts gesagt, den Kopf gedreht und geweint. Im selben Moment ist der Pfleger reingeschossen, hat Emil am Schlafittchen gepackt und ihn angeschnauzt, was er hier zu suchen hätte.

«Den kenn ich doch!»

«Das ist egal, du hast hier nichts zu suchen!»



Betty Giese mit ihrem ersten Mann Erich und ihrer Tochter

Ich habe Emil ganz genau gefragt: „An was hast du Erich erkannt?“

„Er hatte schneeweiße Haare.“

„Erich hatte immer ganz schwarze Haare!“

„Ja, ich weiß. Da hatte er aber ganz weiße Haare. Er war mit einer Decke bis zum Hals zugedeckt. Ich habe ihn trotzdem erkannt.“

„Hast du ihm nicht mal die Decke weggezogen?“ Denn Erich hatte sich in seiner Jugend an beiden Händen was eintätowieren lassen. Daran hätte man ihn erkennen können.

Was war das für eine Tätowierung?

Hier, zwischen Daumen und Handfläche. An der einen Hand einen kleinen Hammer. An der anderen Hand eine kleine Sichel. Solche Tätowierungen gab es viele. Manche hatten sich aus Jux Hammer und Sichel gleich über den ganzen Rücken eintätowieren lassen! Also Erich hatte ganz sichere Erkennungszeichen. Emil ist nicht noch mal an ihn ran gekommen. Ob der da so zugedeckt war, weil ihm Arme und Beine weggeschossen waren? Oder was Schlimmeres?

Dann war ich schon mal ein bißchen beruhigt, als Erichs Wehrpaß geschickt wurde. Mit Stempeln, daß er tot wäre. Auch einen Brief von

seinem Leutnant, wo das mit dem Kopfschuss drinstand. Später haben mir aber die Frauen hier erzählt, dass bei ihnen fast dasselbe in den Briefen gestanden hätte. Alles Kopfschuss, immer derselbe Brief, dasselbe Beileid.

Da dachte ich, vielleicht kommt nun dein Mann doch noch nach Hause. Der erzählt mir das, der das. Als ich Willy Muhs traf: «Dein Erich wollte doch überlaufen! Mit dem Emil Newes zusammen aus der Bredowstrasse!» Er erzählte, was sie im Graben für Pläne geschmiedet haben.

Übrigens: mein Schwiegervater war im 1. Weltkrieg auch schon zu den Franzosen übergelaufen. Der war auch schon in der Partei drin gewesen. Der ist – nebenbei gesagt – 91 Jahre alt geworden. Den haben sie in seiner Laubenkolonie immer den «roten August» genannt.

BETTY GIESE • LEBENSMITTEL

Nach dem Lager habe ich noch vier Monate in der Rüstungsfabrik gearbeitet. Ständig Tagesangriffe, man konnte kaum noch was fertigstellen. Zum Schluss kamen auch noch welche zur Arbeit.

Einmal stand eine riesige Tonne, wo Weisskohl drin gewesen war, irgendwo rum. Unten schwammen noch ein paar Blätter in einer Brühe. Ein Pole hat sich an die Tonne rangeschlichen. Die Fremdarbeiter waren am Verhungern. Er hat die Tonne hochgestemmt und den ganzen Saft getrunken. Er hat ein paar wuchtige Schläge von einem Meister gekriegt, der das sah. Dann wurde er in eine Toilette gesperrt. Ich hatte alles gesehen, aber keine grosse Lust, noch was zu riskieren. Deshalb habe ich erst geguckt, wo der Meister hingeht und dann mit Kolleginnen gesprochen, dass man den Polen nicht eingesperrt lassen könnte in dem Zustand. Wir haben die Klotür aufgecriegt. Er fiel uns tot entgegen, ihm war der Bauch geplatzt.

Von einer hab ich mal gehört: «Du musst Kartoffelschalen sammeln!»

«Wenn ich keine Kartoffeln hab, wo soll ich da Kartoffelschalen hernehmen?» Wenn du nichts mehr im Schrank hattest, hast du auch nichts in den Schrank reingekriegt!

«Geh doch bei den Nachbarn rum. Die haben doch gehamstert. Dann haben sie auch Kartoffelschalen!»

Wir sind durch die Häuser gegangen. Dann haben wir die Schalen gewaschen. Wissen Sie, was wir dann gemacht haben? Wir haben die

Schalen durch den Wolf gedreht! Und wissen Sie, was wir dann gemacht haben? Aus dem Brei haben wir uns mit Salz Bouletten gemacht.

Die Frau, die mir den Tip gegeben hatte, bekam von einer Fürsorgestelle für ihre kleinen Kinder eine Flasche Lebertran. Sie ist runtergekommen und hat mir und meinen Töchtern je zwei Löffel abgegeben. Deswegen! Wir sind auf Bouletten gekommen, weil wir Lebertran hatten zum Braten! Ich habe dann welche in den Betrieb mitgenommen und auch den Fremdarbeitern was abgegeben. Es hat gar nicht mal schlecht geschmeckt. Aber es hat nach nichts geschmeckt.

Ich bin dann nur noch zur Arbeit, weil's im Betrieb wärmer war als in meiner Wohnung. Ausserdem wollte ich unbedingt meine Arbeitspapiere haben. Man muss ja als Arbeiter immer an seine Rente denken, dass man...

Von Werkschutzleuten habe ich erzählt bekommen, dass der Direktor nach Westen flitzen wollte. In seinem Auto hatte er mehrere Koffer, auch mit Geld. Die Russen haben ihn abgepasst und mitten auf dem Eichborndamm erschossen.

Wir hatten ja kaum was zu essen. An den Brunnen an der Strasse haben wir zum Wasserholen angestanden. Keine Feuerung, Kälte, kein Strom, Hunger.

Schliesslich war der Bahnhof Beusselstrasse von den Russen besetzt. Die Beusselstrasse, die Waldstrasse. Am Westhafen hatten sich noch Deutsche verschanzt. Sie hielten das BEHALA-Gelände besetzt, mit ein paar Strassen.

Frau Lindow, Frau Hildebrand, meine Nichte und ihr Mann mit dem Holzbein und ich: das waren die aus unserm Haus, die mit Frauen aus anderen Häusern der Stromstrasse einen Handwagen organisierten, um was ranzuschaffen. Sind wir nun eigentlich von den Russen besetzt oder nicht? Hier wusste das keiner so richtig. Jedenfalls war der Luftschutzwart von gegenüber schon verschwunden. Deshalb konnten wir auch zum Güterbahnhof Beusselstrasse, zu den Russen rüber und betteln. Ob wir uns von unter den Waggons ein paar Kohlen holen könnten. Das erlaubte uns der Russe. Bloss: in den Waggons waren Kartoffeln! Aber da durften wir nicht ran. Wenn wir ein paar Briketts unter den Waggons raushatten und noch rumstanden und so guckten, haben uns die Wachen weggeschucht. Ein paar Tage später war das anders: wir sind regulär zum Kartoffelausladen eingesetzt worden, jeder durfte sich zum Arbeitschluss eine Tasche voll als Lohn einpacken.

Jedenfalls war der Russe vielleicht 2 Tage so halb da. Eine von uns Frauen erzählte plötzlich: «Kinder, der ganze Silo von BEHALA ist

voller Lebensmittel! Da ist alles drin, was wir brauchen!»

Es hat sich schnell rumgesprochen. Viele Frauen haben sich so schnell wie möglich Säcke und Taschen besorgt. Dann sind wir zusammen rauf auf die steile Putlitzbrücke, von wo man zum Silo kommt.

Wie wir raufziehen, kommt uns eine Frau entgegen, ein Kind an der Hand, ein Kleines im Kinderwagen: «Geht zurück! Ich war schon oben! Die Deutschen, die noch bewachen, haben auf mich geschossen!»

Aber ungefähr 20 Frauen und ein paar Männer, auch der mit dem Holzbein, sind weiter, da ist sie noch mal mitgegangen.

Oben standen plötzlich 30 bis 40 Soldaten vor uns, ein Feldwebel, noch grössere Tiere, alle von der Wiener SS, Bajonette und Pistolen auf uns gerichtet. Sie hatten gesehen, wie wir mit Taschen und Säcken Richtung Silo waren. Wir sollten machen, dass wir abhauen.

Wir haben ihnen aber zugerufen: «Wir wollen doch nur ein paar Säcke Mehl haben!»

«Ihr könnt doch wenigstens einen Eimer Marmelade und ein paar Säcke Mehl für uns hinstellen!»

Im Westhafengelände hatten sich ungefähr sechs- bis siebenhundert Mann verschanzt. Die wollten das Gelände unbedingt verteidigen. Dabei hatten die Russen sie schon völlig abgeschnitten. Höchstens die Flak vom Zoobunker und vom Friedrichshain war noch in deutscher Hand und schoss gelegentlich nach Moabit runter.

Wir standen quer über die Brücke, 20 Meter vor uns die Soldaten.

«Denkt doch an unsre Kinder! Gebt ein bisschen Mehl, ein bisschen Marmelade raus!»

Da schrie denen ihr Leithammel: «Wenn ihr jetzt nicht verschwindet. . . noch ein Wort, dann wird geschossen!»

Frau Hildebrand sagte zu der mit den Kindern: «Bringen Sie doch mal die Kinder nach Hause! Wenn Sie dann zurückkommen und wir haben was gekriegt, teilen wir!»

«Nee, ich kann die Kinder nicht alleine zu Hause lassen. Da ist alles kaputt. Kein Stück Fenster mehr drinne. Was kann da alles passieren!»

«Dann sollen doch mal die Nachbarn 'ne Stunde auf die Kinder aufpassen!»

«Nee, der Nachbar ist auch weg. Der ist doch auch was organisieren gegangen!»

In dem Moment sagte der Offizier: «Ich zähle bis drei. . .» Aber er fing, noch bevor er zählte, an zu schießen!

Wir warfen uns sofort alle auf den Bauch und krochen rückwärts die Brücke runter. Wir hatten das doch nicht geglaubt, dass die tatsächlich schießen würden. Jedenfalls piffen die Kugeln vor uns auf das Pflaster.

Der Leithammel schoss, und als er schoss, fingen hinter ihm seine Leute auch an. Und diese Frau mit den Kindern. . . die blieb stehen, sie hielt sich am Kinderwagen fest oder den Kinderwagen fest, oder was weiss ich. Jedenfalls schwankte sie, der Kinderwagen wackelt, und dann fällt sie um. Wie wir von unten hochguckten, lag eines der Kinder auf ihr.

«Frau Hildebrand,» sag ich, «sollen wir nicht mal nach der sehen?» – «Nee, jetzt traue ich mich auch nicht mehr!» Weiter unten sind wir auf die Beine, und zurück in die Häuser gerannt. Später haben wir gesehen, dass die Frau einen Schuss in den Rücken hatte, ihre zwei Kinder waren auch tot.

Das war ungefähr um halb 10. Gegen 12 kamen dann russische Panzer die Stromstrasse rauf und sind die Putlitzbrücke hoch. Die im Silo haben versucht, sich mit Handgranaten und Panzerfäusten zu verteidigen. Die Russen haben aber das ganze Gelände durchbrochen, immer nur drauflosgefahren, immer rin und immer rin! Wenn die doch wenigstens ein bisschen Mehl und Griess auf die Brücke rausgeschmissen hätten! Dass Deutsche da in uns reinschiessen, wo unser Hunger so gross war, das hätte man nicht gedacht! Ich war runter bis auf 80 Pfund, den andern ging's nicht besser. Dadurch war man so nervös, nicht nur, dass man nicht schlafen konnte.

Ein paar Tage später haben wir dann für die Schwerarbeiterkarte Hunderte von Leichen aus dem Silo raus. . . Es war ein unheimlicher Gestank, aber dafür hat man ja die günstige Schwerarbeiterkarte gekriegt. Russen waren zur Bewachung. Einer hat mich angeguckt, mit seiner Hand in eine Tonne gegriffen, mir einen Klumpen Fett in meine offenen Hände gedrückt! Ich wusste gar nicht, wohin damit. Da hat er mich angelacht. Da habe ich mein Kleid ein Stück zerrissen und die Margarine in das Stück Stoff gewickelt! Das war ein Goldklumpen für uns. Wir haben den gleich geteilt.

H. SOHST • VOM SIEMENSLAGER IN DEN HAFEN DER EHE [2]

In diesem Elend von toten Menschen, Pferden, von Sachen aus Ostpreussen, Betten und Bratpfannen, konnten wir nichts tun. Man hatte auch gar keinen Blick dafür. Wir entschlossen uns weiterzugehen. Und gerade da kommt hinter einem Apfelbaum ein SS-Weib hervor. Mit Hund, Peitsche und Pistole. Das war die, die in der Nacht schon immer hinter mir hergegangen war und mir dauernd den Hund in die Beine geschickt hatte, um mich anzutreiben. Als wir die sahen, dachten wir, nun ist wieder alles aus.

Aber es geschah überhaupt nichts. Die ging an uns vorbei und sagte: «Na, ich will nichts gesehen haben!» Und schlug sich seitwärts in die Büsche.

Als wir uns nun davonmachen wollten, sah ich zur Strasse hin und sagte zu Jelenna: «Mensch, da kommen ja Leute aus Ravensbrück!»

Ach Herrjeh. In derselben Aufmachung wie wir. Mit SS und Maschinengewehr. Wir krochen bäuchlings zum Waldrand zurück. Gruben uns schnell mit Händen und Füßen ein paar Kuhlen, rissen ein Tännchen aus, um es vor uns und über uns zu halten, was Quatsch war, denn die SS schwärmte aus, wie sie das Gemetzel an der Strasse sah. Wir hätten eigentlich erwischt werden müssen, aber manchmal geschehen Wunder. Die müssen zu müde gewesen sein. Und der Zug. ... in einem fürchterlichen Zustand, zerschlagen, völlig unkenntlich gewordene Gesichter, kaum zu erkennen und doch zu erkennen, wer das war: das waren die Tschechinnen! Sie müssen sie unter Schlägen und Misshandlungen auf den Weg getrieben haben, denn die tschechischen Kameradinnen hatten sich ja noch im Block vorgenommen, das Lager nicht mehr zu verlassen, sondern in Ravensbrück die Russen zu erwarten.

In einiger Entfernung entdeckten wir einen Mann auf einem Acker. Er wies uns zu einem Hof, wo sich bereits mit Wissen eines freundlichen Gutsinspektors anderthalb Dutzend aus der Kriegsgefangenschaft bei Pasewalk ausgebrochene Franzosen befanden. Sie hielten sich in einer Scheune verborgen. Es dauerte nicht lange, da hatte der Inspektor anrollen lassen: ein Fass mit Margarine, ein Fass Kartoffeln und ein Fass Wasser. Na, also. . . da habe ich mit meinem Typhus zwölf grosse Kartoffeln. . . gefressen muss man schon sagen. Ich war so verhungert, es war mir Wurscht, diese Kartoffeln bedeuteten so etwas wie, ich weiss nicht was. Wie Manna, das vom Himmel fiel. Und als es dunkel wurde, erschien der Inspektor noch einmal und sagte, da hinten wäre ein See, und in der Nacht könnten wir da baden. Zuerst sind wir beiden Mädél hingerannt, und wie wir da so planschten. . . Wissen Sie, ich habe das

auch nicht gedacht, ich hatte das eigentlich für eine unbedeutende Redewendung gehalten: WIE WENN MAN NEUGEBOREN IST, aber so fühlten wir uns tatsächlich.

Und wie wir uns gerade so freuten, dass wir soviel Wasser zum Waschen um uns hatten, wie ewig nicht mehr, da ging ein Feuerwerk los, so was habe ich nie wieder in meinem Leben gesehen. Die Russen hatten ein Munitionslager in Neustrelitz getroffen. Alles, was da drin lag, ging hoch, die ganze Nacht über knallte es, war die Gegend hell erleuchtet, krachte, juchzte, schmetterte, piff es in allen Tonarten, fackelte fabelhaft. Jelenna und ich in einem Mecklenburgischen See, schwach und einen typhösen Bauch voll mit Kartoffeln. . . wie wenn man neugeboren wird, wie wenn man neugeboren ist.

Anschliessend sind wir mit den Franzosen noch etwa 14 Tage rumgezogen, Richtung Westen. Wir wussten nicht, ob noch Krieg war oder nicht. . . Roger, so hiess der französische Anführer, trug den ganzen Krieg über ein Bild seiner Frau bei sich, in einer Papprolle. Die Franzosen hatten einen ausgezeichneten Riecher, wo's was zu essen gab, mal stachen sie ein Schwein ab, einmal ist eine Kuh mit einem Taschenmesser geschlachtet worden. Ein Belgier, ein Koch, verstand es, Sülze zu kochen, ich weiss es noch so genau, weil es zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens gehört, wie er mir, mitten in einem Wald, ein grosses Tortenstück schönster fettester Sülze anbot. Fragen Sie nicht, wie es mir danach ging.

Dann hiess ein Dorf Grabow, eine Seite war Friedhofsmauer mit Kastanienbäumen davor, auf der anderen Seite waren Wohnhäuser. Überall brannte es. Wie wir die Dorfstrasse entlangkamen, lagen überall. . . solche Pakete. Lauter in Decken gewickelte Pakete, grau. Als wir näher hinsahen, erkannten wir, es waren sterbenskranke oder bereits tote Ravensbrücker Häftlinge. Nebeneinander, wie Heringe in einer Sardinenbüchse, manche stammelten etwas und reichten. . . hier. . . noch was, Zettel. . . zu Hause. . .

Auf einmal kamen Lastwagen mit Franzosen, Franzosen, die zu irgendeiner Sammelstelle unterwegs waren, wir merkten erst gar nicht, was los war, wir wollten ja auch gar nicht nach Westen, Jelenna wollte nach Prag, ich nach Breslau. Plötzlich standen wir alleine da. Es war eine furchtbare Nacht. Jelenna wurde kurz von den Russen verschleppt, vergewaltigt und als sie wiederkam, hatte sie Angst vor den Folgen und Krankheit. So haben wir uns elend bis nach Wittenberge an der Elbe durchgeschlagen.

Jelenna blieb in einem Krankenhaus. Ich bin zur Elbbrücke, die ins Wasser runterhing. Ich sagte mir, geh da mal rüber, vielleicht kannst du

Medikamente auftreiben. Ich konnte gar nicht mehr sitzen, war völlig vereitert und hatte offene Wunden. Und auf der Mitte der Brücke bin ich zusammengebrochen. Was ich nicht wissen konnte: am einen Ende der Brücke waren die Russen, am andern die Amerikaner, und genau in der Mitte habe ich halb im Wasser gelegen.

Ich wachte wieder auf in einem weissen Zelt. Neben mir eine weiss gekleidete Krankenschwester. Ein junger amerikanischer Arzt versorgte mich die nächsten Tage. Er kam – das war alles neu für mich – mit einem Hubschrauber. Als er mich fragte, was ich gerne essen würde, sagte ich, ich weiss auch nicht, wie ich drauf kam, Salami.

Man brachte mir eine, von der ich immer kräftig runtersäbelte. Aber dann ass ich plötzlich nichts mehr davon. Der junge Arzt fragte: «Warum essen Sie denn nichts mehr von der Salami?»

«Ich habe solche Angst, dass sie bald zu Ende ist!» Von da an hing immer eine zweite Salami hinter meinem Bett.

Ich hätte seiner Einladung, mit ihm in die USA zu gehen, folgen sollen. Jetzt ist es so schwer, weiterzuerzählen. Weil ich die geistigen und seelischen Vorgänge bei meinem Mann so schwer zurückverfolgen kann. Weil es auch so absolut unverständlich bleibt, dass nicht in Ravensbrück, sondern in meiner Ehe meine Zerstörung bis zu einem gewissen Punkt gelungen ist. Das Kapitel Ravensbrück ist abgeschlossen und vorbei. Man hatte es mit einem verbrecherischen System und einer Menge von Verbrechern zu tun. Gegen so etwas konnte man Stellung beziehen und zu überleben versuchen. Ich hatte damals immer gesagt, ich hasse diesen Hitler. Aber heute stellt es sich so dar: ich hasse diesen. . . So kann man es doch aber nicht gleichsetzen! Was nach 1945 bis zur Scheidung 1974 geschah, worunter ich heute noch leide, wem soll ich das erzählen? Wie soll ich das mit den anderen Teilen der Geschichte meines Lebens zusammenbringen, dass ich sagen kann, das ist die Geschichte?

BETTY GIESE • ES WAR SCHNELL RUNTERGEBRANNT

Die letzten Minuten, bevor wir in der Stromstrasse die russischen Panzer hatten, standen aus unserm Haus die Frauen mit dem Blockwart an der Haustür. Wir haben vorsichtig um die Ecke geguckt.

Ich sagte: «Ich glaube, da kommen sie endlich!» Der Nazig zog daraufhin seine Pistole und schrie mich an: «Sagen Sie das ja nicht noch einmal!»

Aber da sah er sie auch. Blitzschnell ist er weg. Ich ihm nach. Im Keller hat er grade einen Strick festgemacht. Er wollte sich aufhängen. Da habe ich zu ihm gesagt: «Komm, spinn mal nicht rum, du hast doch Familie!»

Eine Frau ist hoch und hat ihm Zivilsachen von ihrem Mann runtergeholt. Seine Uniform ist auf dem Haufen verbrannt worden, der sich blitzschnell im Hinterhof gesammelt hatte. Die Nazis im Haus schmissen Hitlerbilder, Bücher, Papiere, Uniformen und alles aus ihren Fenstern. Das platschte nur so runter und gab ein ziemliches Feuer. Es war schnell runtergebrannt.

Ich habe noch bis 1954 Trümmer weggeräumt.



Betty Giese (rechts) 1953 als Trümmerfrau in der Kruppstrasse



. . . und mit ihrem «Dickerchen», 1978.

NOTIZ: NACHDENKEN

Und? Das ist alles? Aus und vorbei? Ein Haufen, schnell runtergebrannt, und die Zeit heilt die Wunden?

Ach, «die Zeit» hat neue hinzugefügt. Mit dem Beton, der in die zertrümmerten Städte gegossen wurde, sind die anständigen Hoffnungen verschüttet, Chancen verpasst worden. Keine radikale demokratische Antwort auf Führerprinzip und Führergewalt in Wirtschaft, Staat, Verein, Ehe. . . Ich kenne Antifaschisten, die nach 45 noch viermal im Gefängnis gesessen haben, Denunziation dessen, was «aus der Reihe tanzt», Verpflichtung auf neue Parolen. KPD-Verbot ab 56, Mauertote ab 61, Berufsverbote ab 72. Und, als wäre das natürlich: Kampf um die Rente, um den Arbeitsplatz seit 45, Arbeitslose wie 22-23, 30-31, 32 – usw., ach, WO gibt's denn so was, hier.

Also. Ihr habt 45 gehungert und gefroren. Ihr musstet nach Kartoffeln Schlange stehen und den Tiergarten abholzen, damit weitergelebt werden konnte und unseretwegen. Zeit zum Nachdenken, Aussprechen, Pläneschmieden, gab's die? Fehlte, um ein kollektives Machtwort zu sprechen

und das Ruder herumzureissen, nur die Kraft? Man wird euch weiter zuhören müssen. Vermutlich hattet ihr nichts zwischen den Zähnen, aber den Rand gestrichen voll, eine verhängnisvolle Kombination, nun haben wir die Bescherung.

Aber glücklicherweise leidet ihr nicht an Gedächtnisschwund. So geht manches zwar vorüber, aber ist nicht vorbei. Wenn ihr erzählt, dann mit belegter Stimme, denn euch sind Trauer, Scham und Sehnsucht im Halse stecken geblieben. Das ist viel besser als nichts, denn hierzulande hebt kein Denkmal, kein Schulbuch auf, was die Menschen erfahren haben – rein menschlich, mit wenn und aber und nicht auf Linie! Die Diktatur hat das Gespenst vom «kleinen Mann» und der «grossen Politik» an die Wand gemalt. Nur ihr könnt das in seiner zwieschlächtigen Wahrheit da herunter holen. Dass die Widerstandskämpfer, die Baum, Schulze, Boysen, Harnack, Bästlein, Jakob, Saefkow, Stauffenberg, Scholl – und die tausende anderen – nicht Sieger, nicht einmal am Leben geblieben sind, spricht nicht gegen ihre Initiative, sondern hängt damit zusammen, dass viel zu viele andere in der Laube, im Boxring, auf dem Fischerboot zurückgeblieben waren, ratlos, in Atem gehalten, nicht fern ab.

Dabei ist doch die Hoffnung, so erzählt ihr, massenhaft und alltäglich, damals wie heute, auf Veränderung zum Besseren gerichtet. Und Lebenserwartung weder Hobby noch Charakterzug. Ums Leben geht es. Im Wald bei Gorleben. Bei der Demonstration auf der Strasse. Bei den Prozessen der Berufsverbotenen. In der Laube. Am Herd.

Dieses Buch widme ich meinen Eltern.

ANMERKUNGEN

Im Folgenden einige Wort-/Zusammenhangserklärungen, vor allem für jüngere Leser:

KPD = Kommunistische Partei Deutschlands

Mitglieder der KPD waren entweder in Betriebszellen oder – besonders die arbeitslosen – in Strassenzellen (in ihrem Wohnbezirk) organisiert. Strassenzellen hatten in den Berliner Arbeiterbezirken grosse Bedeutung für die Herausbildung eines kulturell und politisch einheitlichen, geschlossenen «Arbeitermilieus», so etwa im «Beusselkiez», dem Viertel um die Beusselstrasse in Moabit. Eine anschauliche Darstellung – am Beispiel einer Hamburger Arbeiterstrasse – findet man in Willi Bredels proletarischem Roman «Rosenhofstrasse» (1931), der auch in verschiedenen neueren Ausgaben (u.a. Berlin 1974) vorliegt.

Jungspartakus(-Bund) = kommunistische Kinderorganisation (10 bis 14 Jahre)

RFB = Roter Frontkämpferbund, 1924 von der KPD gegründet, um klassenbewusste Arbeiter und ehemalige Kriegsteilnehmer gegen Militarismus und erneute Kriegs Vorbereitungen zusammenzuschliessen; 1929 vom Reichsinnenminister C. Severing (SPD) verboten. Zu diesem Zeitpunkt hatte der RFB ca. 80.000 Mitglieder, darunter viele Parteilose. Führung durch die KPD. Das Erscheinungsbild des RFB – Schirmmütze, Windjacke, der «Rot Front»-Gruss mit erhobener geballter Faust – prägte nachhaltig die öffentliche Vorstellung vom revolutionären Proletarier.

«Fichte», Fichte-Sportler = zunächst populäre (Selbst-)Bezeichnung der Arbeitersportler im Arbeiter-Turner-Bund bzw. später im Arbeiter-Turn- und-Sport-Bund (nach der Anschrift des Verbands in Leipzig). In Berlin bestand seit 1890 der Turnverein «Fichte», später Arbeiter-Sport-Verein (ASV) Fichte; nach dem Ausschluss aus dem ATSB durch den sozialdemokratisch geführten Bundesvorstand 1931 als Zentralsportverein «Fichte» neugegründet, hatte er 1932 ca. 40.000 Mitglieder; angeschlossen an die «Rote-Sport-Internationale». «Fichte» hatte vor allem in der Wirtschaftskrise 1930/32 immense Bedeutung für die moralische und politische Stabilisierung arbeitsloser proletarischer Jugendlicher, vgl. den (in Kommunalen Kinos) oft gespielten Film «Kuhle Wampe» von Brecht/Dudow. Die «Fichte»-Sportler beteiligten sich aktiv an der «Antifaschistischen Aktion». 1933 verboten.

AIZ = Die «Arbeiter-Illustrierte-Zeitung», von Willi Münzenberg im Auftrag der IAH herausgegeben, erschien wöchentlich in sehr hoher Auflage. Es arbeiteten sowohl berühmte Autoren und Künstler (Heartfield) mit als auch Arbeiter, die u.a. in der Arbeiterfotografen-Bewegung lernten, ihre Lebensbedingungen zu dokumentieren.

SPD = Sozialdemokratische Partei Deutschlands

Die SPD war bis 1930 an den meisten Reichsregierungen der Weimarer Republik beteiligt, stellte bis 1932 die preussische Regierung und bis 1933 den Magistrat von Berlin.

Reichsbanner (Schwarz-Rot-Gold) = Bund republikanischer Kriegsteilnehmer, 1924 auf Initiative der SPD gegründet, um die Weimarer Republik – mit der sich die SPD identifizierte – gegen «Feinde von links und von rechts» zu schützen; über 1 Million Mitglieder, meist Sozialdemokraten und Gewerkschafter, unter Führung von SPD-Funktionären (Hörsing, Höltermann, Wels). Das «Reichsbanner» repräsentierte aber auch das Interesse liberaler und konservativer Kräfte (Deutsche Demokratische Volkspartei bis Zentrum) an der Erhaltung der parlamentarischen Demokratie. 1933 aufgelöst.

Eiserne Front = Dachorganisation von SPD, Reichsbanner und ADGB (freie Gewerkschaften) zur «Überwindung der faschistischen Gefahr», 1931 als Reaktion auf die «Harzburger Front», den Zusammenschluss der faschistischen und reaktionären Kräfte NSDAP, Stahlhelm (Duestenberg), Deutsche nationale Volkspartei (Hugenberg) u.a. gegründet.

Sozialfaschismus-Theorie. Die bis Mitte 1932 von der KPD vertretene Theorie besagte, die SPD oder zumindest die SPD-Führung wäre sozialistisch nur in der Phrase, aber faschistisch in der Praxis, und die Sozialdemokratie wäre – als «Agentin bürgerlicher Politik innerhalb der Arbeiterklasse» – Wegbereiterin des Faschismus, die zuerst besiegt werden müsste, wenn man den Faschismus schlagen und an die sozialistische Revolution herankommen wolle. So verständlich diese Auffassung als Ausdruck der Erbitterung vieler Arbeiter über die SPD-Führung an den Machthebeln des Staats – vor dem Hintergrund von Ereignissen wie dem 1. Mai 1929, dem Zusammengehen von SPD-Führung und Reichswehr bei der Niederschlagung revolutionärer Arbeiterbewegungen, der Inhaftierung tausender revolutionärer Arbeiter, Journalisten und Schriftsteller, des Abwürgens von Streiks durch sozialdemokratische Gewerkschaftsführer, u.a. – auch gewesen sein mag, sie war angesichts der tatsächlichen faschistischen Gefahr falsch und trug viel dazu bei, dass eine gemeinsame antifaschistische Front der Arbeiter erst (zu) spät zustande kam.

Als am 1. Mai 1929 entgegen dem Demonstrationsverbot des Berliner Polizeipräsidenten Zörgiebel (SPD) dennoch Aufmärsche stattfanden, liess dieser in die Menschen hineinschiessen: 33 Tote, Hunderte Verletzte. In der Kösliner Strasse im Bezirk Wedding errichteten Bewohner gegen die anrückende Polizei Barrikaden. Vgl. «Barrikaden am Wedding», von Neukrantz.

Sipo = (kasernierte) Einsatzpolizci in Preussen; die «Grünen» – nach ihrer Uniform – wurden vorwiegend aus ländlichen Gebieten (Ostpreussen,

Pommern) rekrutiert und standen den ihnen fremden Problemen städtischer Arbeiter häufig verständnislos gegenüber.

«Alex» = Hauptgebäude der Berliner Polizei mit Gefängnistrakt am Alexanderplatz

BVG = Berliner Verkehrsbetriebe. Vom 3.-7.11.1932 BVG-Streik, an dem sich auch die NSBO beteiligte. Das wurde von der SPD-Führung zum Anlass genommen, der KPD vorzuwerfen, sie machte mit den Nazis gemeinsame Sache (gegen die sozialdemokratische Berliner Stadtverwaltung).

Brüning. Wirtschaftskrisen-Reichskanzler, der vom 30.3.30 bis 30.5.32 einem Kabinett vorstand, das über keine parlamentarische Mehrheit verfügte, sondern auf der Basis des «Vertrauens» des Reichspräsidenten mit Hilfe von antidemokratischen Notverordnungen regierte. Gestützt von grossen Konzernen (IG Farben) verschlechterte die Regierung Brüning die Lebenslage des gesamten Volkes.

Rathenau-Siedlung. Walther Rathenau war AEG-Direktor und in der Weimarer Republik Aussenminister. Der von ihm abgeschlossene sogenannte Rapallo-Vertrag sollte eine Normalisierung der wirtschaftlichen und politischen Beziehungen zu Sowjetrußland herbeiführen; R. wurde deshalb 1922 von der reaktionären Geheimorganisation «Consul» ermordet; in dieser Tat flossen antikommunistische, nationalistische und antisemitische («Schlagt ihn tot, den Walther Rathenau/ die gottverdammte Judensau!») Motive zusammen. Der Mord wurde zum Anlass für das erste Republikenschutz-Gesetz, das jedoch faktisch nie gegen reaktionäre oder faschistische Täter, sondern vor allem gegen Linke angewendet wurde.
Zum Rathenau-Mord vgl. auch E. v. Salomon, Die Kadetten.

VDA = Verein für das Deutschtum im Ausland

1881 gegründet, seit 1908 unter diesem Namen, 1933-45 «Volksbund für das Deutschtum im Ausland»; kolonialistische und chauvinistische Organisation, hatte 1930 ca. 2 Millionen Mitglieder aus den nationalistischen Schichten des Kleinbürgertums und der Beamten. Nach 1933 bekommt der VDA unmittelbar Bedeutung für die faschistische Annexions- und Kriegspolitik durch die ideologische Vorbereitung der sog. Volksdeutschen in der CSR und in Polen u.a.

NSDAP = Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei, offizieller Parteiname der deutschen Faschisten. Ihre «Reichsparteitage» fanden in Nürnberg statt.

SA = «Sturmabteilung» der NSDAP für Saal- und Strassenschlachten; seit 1930 wurden – unter den Vorzeichen der Wirtschaftskrise – immer mehr Mitglieder aus der wachsenden Schicht arbeitsloser, verelender Proletarier und ruinierten Kleinbürger rekrutiert; die SA wurde damit aber auch

zunehmend zum Ort, an dem sich soziale Versprechungen der Partei und antikapitalistische Erwartungen und soziale Illusionen zusammenballten. Dieses national-sozial-»revolutionäre« Denken, auf das die Parteiführung sich natürlich nie ernsthaft festlegen liess, wurde zunächst von den Brüdern Strasser verkörpert; die Blase platzte im Juni 1934, als Hitler das Problem der wachsenden Unzufriedenheit in der SA und der Konkurrenz zwischen (paramilitärischer) SA und Reichswehr durch die Liquidierung einer Reihe von SA-Führern (darunter Röhm und Gregor Strasser) und unbequem gewordenen bürgerlichen Politikern und Generalen (u.a. des ehemaligen Reichskanzler Schleicher) «löste», was er nach aussen als Niederschlagung eines geplanten Putsches («Röhm-Putsch») darstellte. Die SA wurde entworfen und spielte künftig nur noch eine Rolle als politische Massenorganisation der Nazis.

Wie keine andere Nazi-Organisation verkörperte die SA vor 1933 das Bild, das sich die Öffentlichkeit vom deutschen Faschismus machte: die «braunen Kolonnen» – nach der kackbraunen Farbe ihrer Uniformen – offenbarten und verdeckten zugleich den Charakter des «Dritten Reichs», ebenso wie ihr Söldner-Idol Horst Wessel, der bei einer Schlägerei umkam.

SS = «Elite»-Organisation der Nazis, die nach der internen Entmachtung der SA faktisch den gesamten Staats- und Polizeiapparat kontrollierte oder besetzte, eine eigene Presse und eigene Erziehungseinrichtungen («Napola») unterhielt und vor allem während des Kriegs zum «Staat im Staate» wurde. SS war (technisch) verantwortlich u.a. für die KZs, für die Deportation ausländischer Zwangsarbeiter und für die «Endlösung der Judenfrage». Ihre Polizeiabteilungen

Gestapo – Geheime Staatspolizei und

SD = (Staats-)Sicherheitsdienst

mit vielen Unterabteilungen zogen ein fast lückenloses Spitzel- und Terrornetz über das deutsche Volk und schliesslich auch über die besetzten Länder. Die schwarze Uniform, die SS-Rune und der Toten köpf (an der Mütze) wurden zum Inbegriff bestialisches Terrors. Aus dem SD wurde auch die «Feldgendarmerie» gebildet, die gefürchteten «Kettenhunde» (so genannt, weil sie ein halbmondförmiges Metallschild an einer Kette um den Hals trugen), die noch in den letzten Kriegstagen als fliegende Standgerichte «Deserteure», «Verräter» und «Feiglinge» ermordeten. Das Gestapo-Hauptquartier in der Prinz-Albrecht-Strasse im Berliner Zentrum war der gefürchtete Folterkeller für politische Gefangene.

NSBO = Nationalsozialistische Betriebsorganisation, Betriebszellen der NSDAP

DAF = Deutsche Arbeitsfront. Zwangssyndikat («Betriebsgemeinschaft») für Arbeiter und Unternehmer, nach der Zerschlagung der Gewerkschaften im Mai 1933 gegründet; Leiter war Robert Ley.

Eine Unterorganisation der DAF war
KdF = Kraft durch Freude; sie organisierte die «Freizeitgestaltung» der Arbeiter mit Betriebsfeiern, Sport- und «Kulturveranstaltungen und Urlaubsreisen. Charakteristisch für den demagogischen Schwundel war der «KdF-Wagen»: der «Volkswagen» – eine heimliche Rüstungsproduktion.

BdM = Bund deutscher Mädel, und
HJ = Hitlerjugend: Nazi-Kinder- und Jugendorganisationen

Arbeitsdienst = als «freiwilliger» Arbeitsdienst bereits 1931/32 eingeführt, von den Nazis umfassend ausgebaut; seit 1934 Gliederung der NSDAP, 1935 allgemeine Arbeitsdienstpflicht für Jugendliche. Der Arbeitsdienst hatte 3 wesentliche Funktionen: 1. verschleierte er die (bis zum Krieg gravierende) Jugendarbeitslosigkeit, besonders unter den proletarischen Jugendlichen; sie mussten 6 Monate lang faktisch ohne Bezahlung Strassenbau-, Meliorations- oder Festungsarbeiten (Westwall) durchführen, und konnten anschliessend übergangslos zum – 1935 wieder eingeführten – Wehrdienst eingezogen werden; der AD erfasste jährlich ca. 600.000 Jugendliche; 2. diente er der vor- und paramilitärischen Ausbildung; 3. war er ein wichtiges ideologisches Instrument («gemeinnützige» Arbeit, «Volksgemeinschaft»). Führer des AD war zunächst der Reichsarbeitsminister Seldte (Stahlhelm) und seit 1934 K. Hierl.

Zur Behauptung, die Nazis hätten die Arbeitslosigkeit beseitigt, stellt T. Mason in seiner Untersuchung: «Sozialpolitik im Dritten Reich» u.a. fest:
«Dort, wo sich die Verhältnisse tatsächlich besserten, beruhte dies vor allem auf einer Belebung der für die Zukunft rüstungswichtigen Industriezweige. Nach dem Frühjahr 1934 vollzog sich der anhaltende wirtschaftliche Aufschwung in zunehmendem Masse als sekundäre Erscheinung im Gefolge der Aufrüstung, für die 1936 11 Mrd. RM bereitgestellt wurden (1933: 1,5 Mrd. RM). Die Rüstungsplanung bestimmte jetzt auch Charakter und Tempo der Beschäftigungspolitik. . . » S. 146.

Die Märzahlen (5.3.33), die erste Reichstagswahl nach der Einsetzung Hitlers als Reichskanzler am 30. Januar 33, brachten der NSDAP einen Stimmenanteil von 43,9%. (In Berlin nur 31,3% gegenüber 30% für die KPD) Insgesamt erhielten SPD und KPD trotz Einschüchterung der Wähler und Verhaftung ihrer Funktionäre (vor allem nach dem Reichstagbrand am 28. Februar) ca. 11 Millionen Stimmen.

«Gleichschaltung» = Verschleiender Begriff der Nazis: gemeint ist die Zentralisierung allen gesellschaftlichen Einflusses innerhalb Deutschlands in den Händen des Staates, insbesondere durch die Einsetzung von Nazi-Kommissaren bzw. -Beauftragten in sämtlichen öffentlichen Institutionen oder kulturellen Zusammenschlüssen, die noch nicht bis zum März 1933 in

den Händen der Nazis waren. Vgl. Martin Broszat, «Der Staat Hitlers», München 1969

Rheinlandbesetzung. Einmarsch von drei Wehrmachtbataillonen in die Städte Aachen, Trier und Saarbrücken, um zu demonstrieren, dass sich Nazi-Deutschland nicht an den Versailler Vertrag halten würde, der in Rheinland eine entmilitarisierte Zone vorsah. Frankreich begnügte sich mit einem Protest.

Münchener Abkommen. Im September 1938 in München vereinbarter Vertrag zwischen England, Frankreich, Italien und Deutschland: der Naziregierung wurde die Besetzung tschechoslowakischen «Grenzgebietes» erlaubt, um «den Frieden zu sichern».

«Gesetz zum Schutze der Erbgesundheit des deutschen Volkes», vom späteren BRD-Staatssekretär Globke kommentiert, sah die Einlieferung von «erbkranken» und unheilbaren Menschen in Anstalten vor. 1939 befahl die Reichsregierung die Ermordung dieser Kranken. Dieses «Euthanasie-Programm» wurde bis 1941 durchgeführt, dann aber auf Grund von Protesten der Kirchen eingestellt.

Reichskristallnacht = Antisemitischer Pogrom in der Nacht vom 9. zum 10. 11. 1938 durch SA und SS. Vom Propagandaministerium staatlich organisiert und als «Ausdruck spontanen Volksempfindens» auf das Attentat des jungen Juden H. Grünspan auf den deutschen Diplomaten vom Rath ausgegeben. Anschliessend wurden die deutschen Juden zur Zahlung von insgesamt 1 Milliarde RM zur «Wiedergutmachung der Schäden» verpflichtet («Judenbusse»).

Weisser Jude = Bezeichnung für Nicht-Juden, bei denen man Eigenschaften oder Verhaltensweisen kritisierte, die man den Juden als «rassische Merkmale» unterstellte.

Ravensbrück. Konzentrationslager für Frauen bei Fürstenberg a. d. Havel, 1938 errichtet. Bis 1945 waren hier ca. 130.000 Frauen und Kinder aus 23 Nationen inhaftiert, von denen rund 93.000 ermordet wurden. Rüstungsbetriebe, darunter Siemens-Halske, unterhielten ca. 20 Ausschlager. Zur KZ-Politik der Fa. Siemens vgl. u.a. Delius, Unsere Siemenswelt.

Sachsenhausen. KZ bei Oranienburg (unter diesem Namen auch eher bekannt) in der Nähe Berlins. Dort wurde u.a. 1934 der revolutionäre Dichter Erich Mühsam ermordet.

Saefkow-Jacob-Bästlein-Widerstandsgruppe: bestand im Frühjahr 44 aus 52 illegalen Betriebszellen (in allen Berliner Rüstungsbetrieben) und hielt Verbindung zu anderen Widerstandsgruppen. Nach einer Verhaftungswelle von 1942 war sie neu gebildet worden, die Führung stellte Verbindungen zu vielen anderen Gruppen in anderen Grossstädten her, zu Mini-

ster., zur Wehrmacht. Herausgabe von Flugblättern und programmatischen Schriften, in denen die Bildung einer antifaschistischen Volksfront propagiert wurde, Sabotage in Rüstungsbetrieben, Kontakte zu Kriegsgefangenen, Versorgung illegal lebender Menschen, Aufbau eines umfangreichen Nachrichtenwesens, Zusammenarbeit mit nicht-kommunistischen Widerstandsgruppen. Im Herbst 1943 Bildung einer Inlandsleitung der KPD. Ab Juli 1944 erneute Verhaftungen: über 1'000 Inhaftierte, 400 Todesurteile. . . Saefkow, Jakob und Bästlein wurden am 18.9.44 hingerichtet.

Schulze-Boysen-Harnack-Widerstandsgruppe. Umfasste Vertreter aller Schichten; unternahm seit 1935 grosse Anstrengungen, die verschiedenen antifaschistischen Widerstandsgruppen und oppositionellen Kreise zusammenzuschliessen. Kontakte zu Kreisen der Wirtschaft, der Wehrmacht und zu staatlichen Behörden. Ende 1942 von der Gestapo erfasst, über 600 Mitglieder; verhaftet, 50 wurden hingerichtet.

Nationalkomitee «Freies Deutschland» ~ von der Auslands-KPD in der Sowjetunion gegründet, setzte sich zunächst aus deutschen Soldaten und Offizieren in sowjetischer Gefangenschaft zusammen, wurde später aber auch innerhalb Deutschlands auf gebaut. An der sowjetischen Front besonders durch Lautsprecher- und Flugblattkampagnen aktiv geworden, um deutsche Soldaten zum Überlaufen zu bewegen. Nach Kriegsende löste sich das Komitee auf.

Organisation Todt = militär»technische» Organisation, organisierte u.a. den Einsatz von Zwangsarbeitern im Strassenbau, besonders in den besetzten Gebieten in Nähe der Front.

BEHALA = Berliner Hafen- und Lagerhaus-Betriebe, am Westhafen

Benjamin, Hilde. Erste Justizministerin in derSBZ/DDR

Zu der Zeit und zu vielen Aspekten des Geschehens gibt es eine Fülle von Literatur. Verlag und Autor sind gern bereit, Hinweise oder Anregungen zu geben. Hier soll jetzt nur auf 4 Bücher verwiesen werden, die – auf unterschiedliche Art- Umstände behandeln, die in diesem Buch zur Sprache kamen:

1. *Jan Petersen: Unsere Strasse.* Eine Chronik. Die Geschichte einer Arbeiterstrasse in Berlin-Charlottenburg, der heutigen Zille-Strasse, aufgezeichnet während des illegalen antifaschistischen Kampfs 1933/34; auf abenteuerlichem Weg ins Ausland gelangt und 1936 zuerst in der Schweiz veröffentlicht.
2. *Victor Klemperer: LTL* Aufzeichnungen eines jüdischen Professors, der in einem «Judenhaus» in Dresden überlebte und in seinem Notizbuch Alltagsleben und

vor allem Sprache des «Dritten Reichs» und die Erfahrungen seiner Leidensgefährten festhielt.

3. *Ruth Andreas-Friedrich: Der Schattenmann. Tagebuchaufzeichnungen 1938-1945.*
4. *Bruno Frei: Carl v. Ossietzky. Eine politische Biographie des Herausgebers der «Weltbühne» und Friedensnobelpreisträgers, der 1938 an den Folgen der KZ-Haft starb.*

Mit Ausnahme des dritten Buches sind alle im Buchhandel (als Taschenbücher) und in vielen Bibliotheken erhältlich.

ABBILDUNGEN

Alle Fotos stammen aus den privaten Fotoalben oder den Schubladen meiner Gesprächspartner. Das erklärt auch ihre Funktion in diesem Buch – nicht historisches oder soziologisches Illustrationsmaterial, sondern subjektives Fixieren des eigenen Erlebens, wie man halt knipst. Was mit solchen Fotos an «Sozialgeschichte» offenbar wird, ist ein – sonst auch schon ausführlich behandeltes – Kapitel für sich. Was an alltäglicher Differenz zum politischen Geschehen damit deutlich werden kann, zeigen viele Bemerkungen auf der Rückseite der Fotos oder Bildunterschriften in den Alben (die bei der Reproduktion aus technischen Gründen meist wegfallen mussten); manchmal – besonders bei Fotos von Frau Rewald – wird jedoch das «Private» unmittelbar zum fürchterlichen Beleg der politischen Geschichte.

Nachweis:

S. 15, 22, 23, 180, 255, 263, 264: Giese

S. 17, 47, 85, 88, 89: Grassmann

S. 171: Groth

S. 64, 80, 81, 82, 84, 157: Kötting

S. 77: Sauer

S. 108, 153: Köttlitz

S. 20, 63, 115, 116: Martha L.

S. 66, 114, 117, 118, 122, 185, 186, 189, 190, 240: Rewald

S. 54, 61, 90, 91, 93, 94, 96: Tietz

S. 105, 258: Sohst

S. 106, 109, 205, 230, 244: Friedrich

Die Abbildungen auf S. 205 und 230 wurden entnommen:

Ruth Andreas-Friedrich: *Der Schattenmann*. Berlin/DDR 1977

Die Karte in den Innendeckeln ist ein Ausschnitt aus dem Pharus-Plan Berlin von 1936

INHALT

	Seite
Ein Vorwort von Wolf Biermann	5
Die Gesprächspartner.....	7

I

Erinnerungen an die Kindheit	9
Martha L. • Einer raus, der andere rein / Giese • Alle 30 Jahre ein Erdbeben / Grassmann • Die Rapaiken packen / Giese • Das riesengrosse Puppenhaus / Grassmann • Das Samtkleid / Martha L. • Die langen Haare / Giese • Nadel und Fahne / Martha L. • Im Sportverein / Grassmann • Nach Berlin abgehauen / Sohst • Zauberberg / Seitz • Die erste Stadt der Welt / Müller-Hegemann • 1. Mai 1929 / Martha L. • Arbeiterrat und Roter Arbeiterrat/ Grassmann • Jeder wollte, dass ich wo beitrete / Sauer • Kreuzberg, im Hausflur stehend / Groth • Wedding, vom Fenster aus / Kötting • Oberschöneeweide, in der AEG-Siedlung / Martha L. • Mitte, vom Baum runter / Vera Z. • Ausserhalb, schwimmende Wiesen / Tietz • Kolonie Abendruh, der Zwickelerlass / Kötting • Plötzlich, alles im Elend versunken / Tietz • Alle Bezirke, im Keller / Kötting • Treptow, in der Schule / Kötting • Schöneberg, Sportpalast / Kötting • Mitte, Dom / Müller-Hegemann • Antifaschistische Aktion	

II

Woran sich festhalten	54
Fleisch und geordnete Verhältnisse (Tietz • Veränderung / Grassmann • Spezielle Geräte / Groth Gulaschkanone / Tietz Waldfrieden / Grassmann • Wildbret / Lehmann • Segelflugzeugmodelle / Tietz • Der Hohenzollernprinz / Kötting • Moderne Pädagogik / Tietz • Wochenschau / Lehmann • Frischer Wind / Martha L. • Punkt 33 / Kötting • Pensionsanspruch / Martha L. • In einer Laube / Kötting • Der Studienrat / Martha L. • Ein Gefühl / Lehmann • Wenn warme Tage waren / Martha L. • Im Juli / Tietz • Die Gardine wackelt / Martha L., Kötting, Ilse Rewald)	
Zu Hause oder weg (Groth, Kötting, Lehmann Sauer) / Lehmann • Die Schönheit der Mark Brandenburg / Groth • Im Boxring des «BC Sparta» / Sauer • Herrlich jung und neugierig / Kötting • Ein richtiger Mann / Grassmann • Es war keine richtige Freude / Tietz • Für unsereins was Herrliches / Seitz • Der eine schneller, der andere langsamer / Sohst • Ein väterlicher Freund / Friedrich • Mutter und Tochter / Köttlitz • Vater und Sohn	

III

Wahrnehmungen

110

Martha L. • Die Aufträge von Karl / Rewald • Es stand in jeder Zeitung / Müller-Hegemann • Köpfe und Herzen / Sauer • Olympiade (1)/Seitz • Olympiade (2) / Kötting • Olympiade (3) / Hetz • Olympiade (4) / Bergmann • Olympiade (5) / Sauer • Eine Mordsgaudi / Giese • Lilly ist im Heim / Kötting • Führers 50. Geburtstag / Seitz • 1/4, 1/8, 1/16/Groth • Die sympathischen Gesichtszüge des Aussenministers Molotow / Sauer • Improvisation / Groth • Maschinenteile / Kötting • Auseinandergerissen / Seitz • Ein entsetzter Blick / Müller-Hegemann • Sorgen ums Vaterland / Bergmann • Die Schmach von Versailles / Giese • Jetzt geht's bergauf / Rewald • Johann Sebastian Bach / Es war Mord / Sauer • Deutsche Tropfen fangen / Köttlitz • Die Elite des deutschen Volkes / Sauer • Es war Juli in Berlin / Witze / Sohst • Unglaubliche Begebenheiten

IV

Gefährliche Kletterstellen

164

Sohst • Ich war verfügbare / Groth • Schichtwechsel / Lehmann • Auslöföfn bis zur Neide / Giese • Frauen vom Beusselkiez / Seitz • Untertauchen/ Rewald • Am 11. 1.43 habe ich den Judenstern abgelegt / Groth • Grosskampfbatterie, hydraulisch, unterirdisch / Rewald • Der Mann vom Arbeitsamt / Seitz • Polizei / Lehmann • Kettenhunde / Seitz • Ausweiskontrolle / Friedrich • Schiller im Rücken / Lehmann • Männer mit Wissen und Geist und Geschick / Seitz • Die richtige Witterung / Bergmann • Fern von Politik / Sohst • Siemenslager, Vernichtungslager (1-10) / Bergmann • Sprengstoff/ Köttlitz • Der Eindruck / Bergmann • Dill / Seitz • Die Gruppe «Onkel Emil» / Aus Ruths Tagebuch: Stärke / Köttlitz • Freiwillig / Aus Ruths Tagebuch: Lebensmittelmarken / Kleine Dinger, Phosphor, Schwefel, Staub, hell, dunkel (Friedrich, Grassmann, Groth, Lehmann, Rewald, Seitz, Vera Z.) / Seitz • Vertrauen / Nein / Gästebibel / Seitz • Über Gefahr und Todesangst / Aus Ruths Tagebuch: Nein / Aus der Gästebibel / Grassmann • Er hat uns leid getan / Rewald • Die Solobratsche

V

Und nun?

242

Seitz • Ein neues Leben / Friedrich • Furchtbare Fälle / Lehmann • Vielleicht antiert er heute noch / Müller-Hegemann • Nitschewo / Groth • Nur die Hakenkreuze rausgetrennt / Grassmann • Lastenausgleich / Sohst • Vom Siemenslager in den Hafen der Ehe (1-2)/Giese • Wirklich Kopfschuss? / Giese • Lebensmittel / Giese • Es war schnell runtergebrannt

1. Notiz: Kennen-lernen	28
2. Notiz: Fragen.....	148
3. Notiz: Unterscheidenund Montieren	240
4. Notiz: Nachdenken.....	264
Anmerkungen	267